Spec. Coll. Leisching v. Ed. 5

V. 404

Ueber

den Dienst

der

Fetischengötter

oder

Vergleichung der alten Religion Egyptens mit der heutigen Religion Nigritiens.

Respicit angues
Omnigenûmque Deûm monstra & latrator Anubis.

Virg. Aen. VIII. v. 697.

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit einem

Einleitungsversuch

über

Aberglauben, Zauberey und Abgötterey;

und

andern Zusätzen.

MUSEUM
HIST. VEREIN
AUGSBERG

Berlin und Stralsund,
bey Gottlieb August Lange.
1785.

Seinem

verehrungswürdigsten Herrn Onkel

dem

Herrn Ober-Consistorialrath

Spalding

gehorsamst zugeeignet

Bibliothek v. Gerdes
für
von

dem Uebersetzer

C. B. H. Pistorius.

Bibliothek
Kiel

Historischer Verein
für
Schwaben

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorbericht.

Vielleicht würde es den Lesern angenehm seyn, wenn ich ihnen von der hier übersetzt gelieferten Abhandlung die im Jahr 1760 ohne Nahmen des Orts und Verlegers unter dem Titul: Du culte des Dieux Fétiches ou Paralléle de l'ancienne

Religion de L'Egypte avec la religion actuelle de Nigritie, erschienen ist, und von dem Verfasser derselben einige Nachricht ertheilen könnte. Ich bin aber nicht vermögend, dies zu thun, da es der Verfasser, vielleicht aus Besorgniß, daß er den Tadel und das Geschrey der Glaubensrichter in seinem Vaterlande erregen mögte, oder vielleicht aus andern Ursachen, nicht für gut gefunden, sich zu nennen. Ich erinnere mich aber, irgendwo gelesen zu haben, daß man diesen Aufsatz dem Herrn de Brosse, ehemaligen Präsidenten zu Dijon zuschreibt, einem Gelehrten, der sich durch einige andre sehr gut geschriebene und mit Beyfall aufgenommene philosophische Werke bekant gemacht hat und von dem man im ersten Theil von Biörnstahls Briefen einige Nachricht findet. Ich kann

indessen

indessen diese Angabe nicht verbürgen, und habe also auch Bedenken getragen, den Namen dieses französischen Gelehrten auf dem Titel zu nennen, ob ich gleich versichert bin, daß ihm diese Abhandlung keine Unehre macht, und neben seinen übrigen Arbeiten zu stehen verdient. — Sie zeugt von sehr guten philosophischen Einsichten und von einer nicht gemeinen Kenntniß der Natur des menschlichen Geistes. — An ausgebreiteter Belesenheit in den ältern und neuern Schriften, aus denen der Stoff dieser Abhandlung mußte genommen werden, fehlt es gleichfals nicht, wenn man gleich wünschen mögte, daß sie mit mehrerer Prüfung und Critik verbunden wäre. Von der Uebersetzung glaube ich, nachdem ich sie mit Fleiß durchgesehen und mit dem Originale verglichen habe, ver-

sichern zu können, daß sie dasselbe deutlich und getreu ausdrücke.

Was mich veranlasset hat, Zusätze zu dieser Schrift zu machen, darüber habe ich mich in dem ersten derselben, dem Versuch über Aberglauben, Zauberey und Abgötterey, erklärt. Freilich hätte ich zu dieser Unternehmung mehr Gelehrsamkeit, als ich in meiner isolertem Lage aufzubringen weiß, besitzen sollen und ich habe es selbst oft wahrgenommen, daß mehr Thatsachen und historische Belege oft weit bessere Dienste würden gethan haben, als Raisonnements und Muthmassungen. Alsdann hätte ich den gelehrten Mann, dem ich in Ansehung des Hauptgegenstandes dieser Schrift und überhaupt in Absicht auf den Ursprung der Abgötterey zu widersprechen

sprechen gewagt habe, mehr mit seinen eigenen Waffen bestreiten können. Allein wenn Herr Prof. Meiners leicht einen gelehrtern Gegner finden kann, so wird er doch nicht leicht einen finden, der seinen Talenten und Verdiensten mehr Gerechtigkeit wiederfahren liesse, als ich thue. Ich gestehe gern, von ihm selbst da, wo ich seiner Meinung nicht seyn konte, gelernet zu haben und wenn ich über den Ursprung und Fortgang der sinnlichen und falschen Religionen nicht so, wie er, denke, so gebe ich ihm in Ansehung der menschlichen Entdeckung der vernünftigen und wahren Religion und des Weges auf welchem die Philosophie zu dem Begriffe eines höchsten von der Welt unterschiedenen vollkommensten Geistes gekommen ist — wie er ihn in seiner Geschichte vom wahren Gott

gezeichnet hat — meinen völligen Beyfall.

Von einem andern gelehrten und scharfsinnigen Schriftsteller, der uns eine natürliche Geschichte der Religion geliefert hat, dem berühmten Hume, konte ich weniger lernen, ob er gleich denselben Stoff bearbeitet, über den ich meine Gedanken vorgetragen habe. Es scheint mir, daß ihm bey dieser Abhandlung seine philosophische Muse etwas untreu geworden ist, indem er, anstatt einen genugsam durchgedachten Plan genau und gründlich auszuführen, mehr eine Sammlung von Anecdoten und spöttischen Einfällen über Religion, die ihm mit Aberglauben einerley ist, geliefert hat, die doch nie seinen Hauptgedanken beweisen können, daß die

sogenante Vernunftreligion nur durch Uebertreibung des Begriffes von Macht, Größe und Vollkommenheit entstanden und den ausschweifenden Schmeicheleien, womit man einen höchsten der Götter überhäuffet habe, ihren Ursprung verdanke.

Was die übrigen Zusätze betrift, so mögen sie freilich weder zur Aufklärung noch zur Berichtigung des Textes eben nothwendig seyn, doch hoffe ich, daß, weil sie interessante und mit dem Hauptinhalte desselben verwandte Materien betreffen, sie wenigstens geübtern Denkern und gröfseren Gelehrten, als ich bin, Stoff zum Nachdenken und Veranlassung geben, über diese Gegenstände etwas richtigeres und gründlicheres zu liefern, und so würden

sie bey aller von mir zugestandenen Unvollkommenheit nicht ganz unnütz seyn.

Poseritz, auf der Insel Rügen, im Januar 1785.

Herm. Andr. Pistorius.

Das Mischmasch der alten Mythologie ist für die Neuern nichts, als ein unerklärliches Chaos oder blos willkührliches Räthsel gewesen, so lange man sich der figürlichen Erklärung der neuplatonischen Philosophen bediente; eine Erklärungsart, die wilden und unwissenden Nationen eine Kentniß der verborgensten Ursachen der Natur beylegte und unter dem Haufen läppischer Gebräuche dummer und roher Menschen die geistigen Ideen der tiefsinnigsten Metaphysick zu entdecken glaubte. Man war nicht glücklicher, wenn man sich bemühte, durch Anwendungen, die grösstentheils sehr gezwungen waren und sich nicht durchführen liessen, die umständliche, obgleich verstellte Geschichte aller Begebenheiten des hebräischen Volkes, das fast allen übrigen Nationen unbekant war und das seine Lehren mit gewissenhafter Sorgfalt vor allen Fremden verborgen hielt, in den mythologischen Sagen wieder zu finden. Allein diese beyden

Methoden hatten einen auffallenden Nutzen für diejenigen, welche sich derselben zuerst bedienten. Die Heiden suchten die Ehre ihres Glaubens vor dem gerechten Tadel der Christen zu sichern; und diese als Neubekehrte und Verfolgte hatten ein unmittelbares Interesse, alles, was ihnen fremd war, auf sich zurück zu führen und die alten Sagen ihrer Gegner selbst in Beweise gegen dieselben zu verwandeln. Ausserdem ist die Allegorie ein allgemeines Werkzeug, welches sich zu allem brauchen läßt. Wenn man das System der figürlichen Deutung einmal angenommen hat, so sieht man darinn, wie in Wolken, gar leicht alles, was man will. Man hat nie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn man nur einigermassen Witz und Einbildungskraft hat; es ist ein ungeheures Feld, fruchtbar an Auslegungen aller Art und wo man immer findet, was man bedarf. Es ist auch in der That der Gebrauch der figürlichen Erklärungsart so bequem, daß sie bey allem ihrem Widerspruch gegen die Vernunftlehre und den gemeinen Menschenverstand noch bis itzt in diesem vernünftelnden Jahrhunderte den alten Credit nicht hat verliehren können, den sie so viele Jahrhunderte hindurch behauptet hat.

Einige vernünftigere, in der Geschichte der ersten Völker, deren Colonien die Abendländer

länder entdeckt haben, wol unterrichtete und in den morgenländischen Sprachen erfahrne Gelehrte haben endlich, nachdem sie die Mythologie von den übelzusammenhängenden Zusätzen, womit die Griechen sie beladen, gesäubert hatten, den wahren Schlüssel dazu in der wirklichen Geschichte aller dieser ersten Völker, ihrer Meinungen und ihrer Beherrscher; in den falschen Uebersetzungen einer Menge einfacher Ausdrücke, deren Sinn von denen nicht mehr verstanden ward, die fortfuhren, sich derselben zu bedienen; und in den Homonymien gefunden, die veranlaßten, daß man eben so viel verschiedene Wesen oder Personen aus einem Subject machte, das durch verschiedene Beynahmen bezeichnet ward. Sie haben eingesehn, daß die Mythologie, wie auch selbst ihr Nahme es anzeigt, nichts anders sey, als eine Geschichte oder Erzählung der Handlungen verstorbener Menschen, indem das griechische Wort μύθος von dem Egyptischen Muth, d. i. mors, abstammt; einem Worte, das sich ebenfals in der Cananäischen Sprache befindet. Philo von Biblos übersetzt den Ausdruck, Muth, den er in dem Text des Sanchoniaton findet, durch θάνατος, oder Pluto: eine Uebersetzung, die uns im Vorbeygehen eine förmliche Aehnlichkeit zwischen der Egyptischen und Phönizischen Sprache anzeigt.

Horaz scheint Gefallen daran gehabt zu haben, die an dem Griechischen Worte, Mythologie, geheftete Idee durch die blosse buchstäbliche Uebersetzung, fabulæ manes, d. i. Verstorbene, von denen man sehr viel redet, im Lateinischen zu geben. So entdeckt also der blosse Ursprung des Worts, Mythologie auf einmal die wahre Bedeutung, zeigt, aus welchem Gesichtspunkt die Mythologie betrachtet werden muß, und giebt Anleitung zu der besten Art, sie zu erklären. Die gelehrten Auslegungen, die uns diese Männer gegeben, lassen fast nichts mehr zu wünschen übrig, sowol was die ausführliche Anwendung der Fabeln auf die wirklichen Begebenheiten in dem Leben der berühmten Personen des heidnischen Alterthums betrift, als auch in Ansehung der Auslegung der Ausdrücke, die richtig verstanden die Erzählung auf gemeine und gewöhnliche Begebenheiten zurück bringen und das falsche Wunderbare entfernen, womit man sie auszuschmücken beliebt hatte. Allein diese Schlüssel, die den Verstand historischer Erdichtungen sehr gut aufschliessen, sind nicht allemal hinreichend, die Ursachen der sonderbaren Lehrmeinungen und Gebräuche der ersten Völker anzugeben. Diese beiden Stücke der heidnischen Theologie beruhen entweder auf der Verehrung der Gestirne, die unter dem Nahmen des Sabäismus bekant ist, oder auf der vieleicht nicht

weniger

weniger alten Verehrung gewisser irdischen und materiellen Gegenstände, die Fetischen bey den Afrikanischen Negern heissen, unter denen dieser Götzendienst statt findet, den ich dieser Ursache halber Fetischismus nennen werde. Ich bitte, daß man mir erlaubt, mich gewöhnlichermassen dieses Ausdrucks zu bedienen; und ob er sich gleich in seiner eigentlichen Bedeutung nur auf den Glauben der Afrikanischen Negern bezieht, so muß ich doch zum voraus sagen, daß ich mich dessen auch bedienen werde, wenn ich von irgend einer andern Nation rede, welche die Gegenstände ihrer Verehrung aus dem Thierreiche genommen, oder unbeseelte Wesen vergöttert hat. Auch werde ich diesen Ausdruck bey gewissen Völkern gebrauchen, bey denen die vergötterten Gegenstände nicht so wol eigentliche Götter sind, als vielmehr nur mit einer göttlichen Kraft begabte Dinge, als Orakel, Angehänge und Talismane oder Verwahrungsmittel: denn es ist gewiß genug, daß alle diese Arten zu denken einen und ebendenselben Ursprung haben und daß die leztere nichts anders, als die Nebensache einer andern allgemeinen und in weiter Entfernung über die ganze Erde ausgebreiteten Religion ist, die für sich untersucht werden muß, weil sie eine besondere Classe unter den verschiednen heidnischen Religionen ausmacht. Es ist, wie es mir scheint, und wie ich es beweisen will, dies

gerade eine Hauptsache, so bey Prüfung der Mythologie angewandt werden muß, worauf sich unsere geschicktesten Mythologen entweder nicht besonnen, oder wovon sie keinen Gebrauch zu machen gewußt, weil sie das elendeste Ding von der Welt von einer zu schönen Seite angesehen haben. Es ist ausgemacht, daß unter den aller ältesten Völkern einige völlig rohe und unwissende sich vermöge einer ausschweifenden abergläubischen Dummheit diese seltsamen Erdgottheiten erdacht hatten; indeß andere weniger unverständige Nationen die Sonne und die Gestirne anbeteten. Diese beiden Religionsarten, reiche Quellen der Griechischen und Orientalischen Mythologie und weit älter, als die eigentlich sogenante Abgötterey, scheinen verschiedene Aufklärungen zu verlangen, die die Prüfung des Lebens vergötterter Menschen nicht an die Hand zu geben im Stande ist. Hier sind die Gottheiten von einer andern Gattung, hauptsächlich die bey den Fetistischen Völkern, deren Glauben, der so alt ist und seiner ausschweifenden Ungereimtheit ungeachtet sich so lange erhalten hat, ich umständlich aus einander zu setzen willens bin. Man hat bisher noch keine wahrscheinliche Ursache des den Egyptern so sehr zum Tadel gereichenden alten Gebrauchs angegeben, die Thiere und allerley Arten von Pflanzen anzubeten, quibus hæc nascuntur in hortis numina

mina *). Denn weder die mystischen Allegorien des Plutarchs und Porphyrs, welche behaupten, daß diese gemeinen Gegenstände eben so viel Sinnbilder der Eigenschaften des höchsten Wesens gewesen, noch die Meinung derer, die es ohne einen hinlänglichen Beweis als einen Grundsatz annehmen, daß jede Gottheit statt einer andern sichtbaren Abbildung durch ein Thier vorgestellt worden, daher das Volk dies Sinnbild bald für die Gottheit selbst genommen habe; noch das System eines neuern figürlichen Auslegers, der daraus eben so viel Anschlagzettul macht, die auf eine räthselhafte Art dem Volke ganz gemeine Dinge anzeigen sollten, wovon man schon im gemeinen Leben Gebrauch machte, alle diese, sage ich, thun in dieser Betrachtung solchen Denkern, die sich nicht mit leeren und zierlichen Worten abfinden lassen, eben so wenig Genüge, als die Fabel von der Flucht der Götter vom Olymp herab nach Egypten, wo sie sich in alle Arten der thierischen Gestalten verwandelt, unter welcher Gestalt man sie denn nachher soll angebetet haben.

Man braucht, da man's näher finden kann, es nicht weit zu suchen, wenn man aus tausend ähnlichen Beyspielen weiß, daß es kei-

*) Juvenal. Sat. XV.

nen so ungereimten und lächerlichen Aberglauben giebt, den die Unwissenheit vereint mit der Furcht nicht hervorgebracht hat; wenn man sieht, wie leicht der widersinnigste Gottesdienst in den stumpfen von dieser Leidenschaft beherrschten Seelen sich fest setzt und unter wilden Völkern, die ihr ganzes Leben hindurch Kinder am Verstande bleiben, durch die Gewohnheit einwurzelt. Diese Wurzel aber läßt sich so leicht nicht ausreissen: die alten Gebräuche, besonders, wenn sie mit dem Firniß der Heiligkeit überzogen sind, bleiben, nachdem man den Irrthum bereits lange eingesehen hat. Am Ende sind's auch nicht die Egypter allein, denen man einen ähnlichen Vorwurf machen könte. Wir werden bald sehen, daß die andern morgenländischen Nationen in ihren ersten Jahrhunderten eben so wenig von diesem kindischen Gottesdienste frey gewesen sind, den wir durchgehends über die ganze Erde ausgebreitet und besonders in Afrika im Ansehen erhalten finden werden. Er hat den Zeiten, worin die Völker noch im eigentlichen Verstande Wilde und in Unwissenheit und Barbarey versunken waren, seinen Ursprung zu danken. Das auserwählte Geschlecht ausgenommen, giebt es keine Nation, die nicht in dieser Verfassung gewesen, wenn man sie bloß von dem Augenblicke an betrachtet, wo man das Andenken der göttlichen Offenbahrung völlig un-

ter ihnen vertilgt sieht. Ich nehme sie blos in diesem Zustande an und man muß alles, was ich in der Folge darüber sagen werde, in diesem Sinn verstehen. Das menschliche Geschlecht hatte gleich anfänglich von Gott selbst die unmittelbaren Anleitungen erhalten, die sich für die Vernunft schickten, womit seine Güte die Menschen begabt hatte. Es ist so erstaunend, sie in der Folge in einen Zustand der thierischen Fühllosigkeit verfallen zu sehn, daß man schwerlich umhin kann, denselben für eine gerechte und übernatürliche Strafe der Vergessenheit zu halten, deren sie sich gegen die wolthätige Hand ihres Schöpfers schuldig gemacht hatten. Einige Völker sind bis auf diesen Tag in diesem unausgebildeten Zustande geblieben. Ihre Sitten, ihre Ideen, ihre Beurtheilungskraft, ihre Handlungen, alles ist noch kindisch. Die andern haben, nachdem sie diesen Zustand durchgegangen, durch Beyspiel, Erziehung und Uebung ihrer Kräfte ihn früher oder später verlassen. Um zu wissen, was sich bey diesen zugetragen, darf man nur sehn, was sich gegenwärtig bey jenen zuträgt; und überhaupt giebt es keine bessere Methode, durch die Vorhänge der unbekanten Dinge des Alterthums durch zu dringen, als zu beobachten, ob sich nicht noch itzt etwas ähnliches vor unsern Augen zuträgt. Lamiscus von Samos, ein Griechischer Philosoph, sagt, die Dinge ge-

schehen und werden so geschehn, wie sie immer geschehen sind: ἐσἰνα ἐγένετο και εσαι. Jesus Syrach sagt ebenfals; quid est, quod fuit? ipsum, quod futurum est. Wir wollen also erstlich untersuchen, wie die Gebräuche der wilden Völker, bey denen der bewußte Gottesdienst noch in seinem ganzen Ansehen steht, in diesem Stücke beschaffen sind. Nichts gleicht dem ungereimten Aberglauben des alten Egyptens in Betracht so vieler lächerlichen Gottheiten mehr und nichts wird besser zeigen, woher diese unsinnige Gewohnheit kommt. Die Untersuchung, die ich an zu stellen denke, zertheilt diese kleine Abhandlung natürlich in drey Theile. Nachdem ich erklärt habe, wie der itzige Fetischismus neuerer Völker beschaffen ist, werde ich ihn mit dem bey den alten Völkern vergleichen, und diese Parallele, die uns natürlich auf das Urtheil führen wird, daß gleiche Handlungen einen gleichen Grund haben, wird uns deutlich genug sehen lassen, daß alle diese Völker darüber eine gleiche Art zu denken hatten, weil sie eine gleiche Art zu handeln, die davon eine Folge ist, gehabt haben.

Erster

Erster Abschnitt.

Von dem itzigen Fetischismus der Negern und anderer wilden Nationen.

Die Negern der westlichen Seite von Afrika und selbst die im Innern des Landes bis nach Nubien, das an Egypten gränzt, haben zu Gegenständen der Verehrung, gewisse Gottheiten, die von den Europäern Fetische genant werden, ein Ausdruck, der von den nach Senegal handelnden Europäern erdacht ist und zwar nach dem Portugisischen Worte, Feriſſo d. i. eine bezauberte, göttliche Sache, oder ein Ding, das Götterſprüche thut; von dem lateinischen Stammworte Fatum, fanum, fari. Diese göttlichen Fetische sind nichts anders, als der erste, der beste materielle Gegenstand, den eine Nation, oder ein Einzelner vor andern wählt und von ihren Priestern durch Ceremonien weihen läßt. Es kann ein Baum, ein Berg, das Meer, ein Stück Holz, ein Löwenschwanz, ein Kieselstein, eine Muschel,

Salz,

Salz, ein Fisch, eine Pflanze, eine Blume, irgend ein Thier, wie eine Kuh, eine Gemse, ein Elephant, ein Hammel seyn; oder sonst etwas dergleichen. Dies nun sind Götter, geheiligte Dinge und auch Talismane für die Negern, denen sie eine pünctliche und ehrfurchtsvolle Verehrung bezeigen, an die sie ihre Wünsche richten, denen sie Opfer bringen, die sie, wenn es sich thun läßt, in Prozeßion herumführen, oder mit großen Zeichen der Ehrfurcht bey sich tragen und die sie bey allen wichtigen Gelegenheiten um Rath fragen. Sie betrachten sie überhaupt als Beschützer der Menschen und als wirksame Verwahrungsmittel gegen alle Arten von Zufällen. Sie schwören bey ihnen, und dies ist der einzige Eid, den diese treulosen Völker nicht zu verletzen wagen. Die Negern und größtentheils alle Wilde wissen nichts von abgöttischer Verehrung vergötterter Menschen. Die Sonne und die Fetische sind bey ihnen die wahren Gottheiten: wiewol auch einige von ihnen, die irgend eine schwache Idee von einem höchsten Wesen haben, sie demselben nicht gleich achten, und einige andere, die einen Anstrich von mahomedanischer Religion haben, sie blos zu untergeordneten Genien und Talismane machen. Es giebt in jedem Lande einen Hauptfetisch der Nation und überdem hat ein jeder Einzelner für sich einen, der ihm eigen und gleichsam

sein

sein Hausgott ist: oder hat auch deren noch eine grössere Anzahl, nachdem er mehr oder weniger zur Furcht und Andacht geneigt ist. Diese ist bey ihnen so groß, daß sie jene sehr oft vervielfachen, indem sie das erste Geschöpf, das ihnen aufstößt, dazu erwählen, z. B. einen Hund, eine Katze, oder sonst ein schnödes Thier. Komt ihnen aber dergleichen nicht vor, so fällt ihre Wahl bey ihrem Anfall von Aberglauben auf einen Stein, auf ein Stück Holz, oder auf den ersten Gegenstand, der ihrem Eigensinne schmeichelt. Der neue Fetisch wird sogleich mit Geschenken überhäuft und empfängt das feyerliche Versprechen, daß man ihn wie einen geliebten Patron ehren wolle, wenn er der guten Meinung entspräche, die man sich mit einmal von seiner Macht in den Kopf gesetzt. Diejenigen, deren Fetisch ein Thier ist, essen nie von dessen Fleische: es würde ein unverzeihliches Verbrechen seyn, es zu tödten; und Fremde, die eine solche Entheiligung begingen, würden sehr bald ein Schlachtopfer der Wuth der Eingebornen seyn. Es giebt unter ihnen einige, die aus Ehrerbietung und Furcht sich enthalten, jemals ihren Fetisch zu sehen. Französische Handelsleute erzählen, daß ein dasiger Landsfürst unweit der Küste auf ihre Bitte nicht mit ihnen der Handlung wegen aufs Schif habe kommen können, weil das Meer sein Fetisch gewesen

und

und weil in der dortigen Gegend weit ausgebreitet der allgemeine Glauben herrschte, daß, wer seinen Gott sähe, auf der Stelle sterben müsse. Dies ist eine Meinung, die nicht blos hier herrschte, sondern es finden sich auch Spuren davon bey einigen alten morgenländischen Völkern. "Fast im ganzen Nigritien, sagt "Loyer *), giebt es, ausser den Fetischen einzel"ner Personen auch solche, die einem ganzen "Reiche gemeinschaftlich sind und dies sind ge"wöhnlich einige große Berge, oder sich aus"zeichnende Bäume. Wenn jemand ruchlos "genug seyn solte, sie abzuhauen, oder zu ver"unstalten, so würde er unfehlbar ein Kind "des Todes seyn. Ueberdem steht jede Dorf"schaft unter dem Schutze ihres eigenen Feti"schen, der auf gemeinschaftliche Kosten ge"schmückt und um gemeinschaftliches Wol an"gefleht wird. Der Schutzgott des Wohn"platzes hat an den öffentlichen Plätzen seinen "Altar von Schilf, der auf vier Pfeilern ruht "und mit Palmblättern überdeckt ist. Einzel"ne Personen haben innerhalb ihres Bezirks "oder vor ihrer Thür einen besondern Platz für "ihren Fetisch. Sie schmücken denselben, wie "es ihnen ihre Andacht eingiebt und bestreichen "ihn einmal die Woche mit verschiedenen Far"ben. Man trift in den Gehölzen und Haiden "eine

*) Voyage d'Issini.

"eine Menge solcher Altäre an, die nebst Schüs-
"seln und Töpfen, die man mit Erde, Maiz,
"Reis, und Früchten angefüllt, auch mit Fe-
"tischen aller Art besetzt sind. Haben die Ne-
"gern Regen nöthig, so setzen sie neben dem
"Altar ledige Krüge: Sind sie in Krieg ver-
"wickelt, so legen sie, um sich den Sieg zu er-
"bitten, Schwerdter und Wurfspiesse hin:
"Haben sie Fleisch und Fische nöthig, so neh-
"men sie Knochen und Gräten: Wollen sie
"Palmwein haben, so lassen sie am Fusse des
"Altars ein kleines Messer zurück, das zu Ein-
"schnitten in den Baum dient. Vermöge die-
"ser Zeichen der Ehrerbietung und des Zutrau-
"ens glauben sie sicher keine Fehlbitte zu thun:
"wenn es aber doch einmal nicht nach ihrem
"Wunsche geht, so schreiben sie dies irgend ei-
"nem gerechten Unwillen ihres Fetischen zu und
"ihre ganze Sorge geht dann dahin, Mittel
"aus zu finden, um ihn wieder zu besänftigen."
Man merkt gleich, wie viel Aehnlichkeit alle diese Handlungen mit dem haben, was man uns von der alten Egyptischen Religion erzählt; doch um es bey Gelegenheit eines besondern Umstandes, auf den ich nicht wieder zurück-kommen werde und der eine eigene Abhandlung erforderte, im Vorbeygehen zu sagen: Die Vergleichung die man zwischen der Erzählung des Loyer und den Figuren anstellen könte, die auf den Egyptischen Pyramiden eingegraben

sind,

sind, wo man nemlich Köpfe von Hunden und Sperbern, Sonnen, Schlangen, Vögel und so weiter sieht, denen Menschen kleine mit Gefässen und Früchten besetzte Tafeln auf den Knieen darbieten u. s. w. — würde vieleicht nicht undienlich seyn die Egyptischen Hieroglyphen zu erklären.

Die Religion des Fetischismus wird für die allerälteste in Afrika gehalten, wenigstens ist sie daselbst so allgemein ausgebreitet, daß ein umständlicher Bericht von derselben, wie sie in besondern Landschaften ausgeübt wird, sehr weitläuftig seyn würde. Diejenigen, die von den einzelnen Gebräuchen eines jeden Landes unterrichtet seyn wollen, dürfen sich nur an die Reisebeschreibungen halten, wo hiervon ausführlich genug gehandelt wird. Die Ausübung dieser Religion sowol in Absicht auf die Art der Verehrung, als in Betracht der gottesdienstlichen Gebräuche ist noch immer fast eben dieselbe bey den Negern, der abergläubischsten Nation neuerer Zeiten, die bey den Egyptern, die ehemals auch an Aberglauben alle Völker übertrafen, statt fand. Jedoch ich kann mich nicht enthalten, die Erzählung des zu Juidah, einem kleinen Königreiche an der Küste Guineens, gebräuchlichen Fetischismus hieher zu setzen. Diese wird von allen dem, was sich im übrigen Afrika ähnliches zu-

trägt,

trägt, ein Beyspiel abgeben, hauptsächlich wegen der beschriebenen Verehrung einer gestreiften Schlange, die eine der berühmtesten Gottheiten der Schwarzen ist. Man wird sehen, wie wenig die Verehrung dieser Schlange von derjenigen unterschieden ist, die die Egypter, bey denen vieleicht kein Fetisch in größerm Ansehen stand, wie dieser, ihren geheiligten Thieren bewiesen: man sieht auch schon beym ersten Anblick, daß diese Schlange von Juidah der Fetischschlange des Evil-merodach am besten gleichen muß, welcher leztern die Geschichte im *) 14ten Capittel des Daniel erwähnt hat: Denn wenn man dieses Capittel gelesen hat, so ist es einem jeden einleuchtend, daß diese zahmgemachte Schlange die in einem Babylonischen Tempel, wo der König den Daniel nöthigen wolte, sie als einen lebendigen Gott an zu beten, ernährt ward, eine wirkliche Gottheit der Babylonier von der Gattung der Fetischen war. Ich werde meine Erzählung vom Atkins, Bosmann und Desmarchais entlehnen, die diese Gegend von Nigritien alle Drey oft besucht und deren Sitten sehr gut gekant haben.

Die

*) Anmerkung. Dies ist nach der Vulgata angeführt, wo die Erzählung vom Drachen zu Babel das 14te Capittel des Propheten Daniels ausmacht.

Die Fetische sind zu Juidah in zwey Arten abgetheilt: in öffentliche und Privatfetische. Die von der zweyten Classe sind gewöhnlich entweder ein Thier, oder ein beseeltes Wesen, oder ein grobgearbeitetes Bild von schmieriger Erde oder Elfenbein und werden nicht weniger, wie die erstern geehrt: Denn bey wichtigen Gelegenheiten opfert man ihnen bisweilen einen Sclaven. Allein ich will mich hier blos bey den der ganzen Nation gemeinschaftlichen Fetischen aufhalten. Es giebt deren vier; die Schlange, die Bäume, das Meer und ein kleines schmutziges Bild von Thon, das in den Rathsversammlungen den Vorsitz hat. Man findet vor demselben allemal drey hölzerne Schüsseln, worinn zwanzig kleine irdene Kugeln liegen. Ehe Andächtige irgend etwas vornehmen, gehn sie zum Priester; dieser überreicht der Gottheit ein Geschenk und alsdann läßt er verschiedene Male die Kugeln aufs Ohngefähr von einer Schüssel in die andere rollen und muthmaßt, daß das Vorhaben guten Fortgang haben werde, wenn die Kugeln in jeder Schüssel oft in ungleicher Zahl vorhanden sind. Die großen Bäume sind ein Gegenstand der Verehrung für Kranke, die ihnen Tafeln, mit Fruchtkörnern und Kuchen besetzt, opfern, und diese Opfer werden alsdann zum Nutzen der Priester des geheiligten Baums angewandt. Das Meer, wie auch ein Fluß,

den

den vorbenante Reisende Euphrat nennen, wird um guten Fortgang der Handlung und Fischerey angefleht. Man stellt am Ufer derselben feyerliche Prozeßionen an und wirft verschiedene Dinge von Werth, selbst goldene Ringe ins Wasser. Da aber bey diesen Opfern die Priester leer ausgehen, so geben sie weit lieber den Rath, einen Ochsen am Ufer zu opfern. Die Schlange ist ein schönes Thier, wie die Lende eines Menschen dick, sieben Fuß ungefähr lang, weiß, blau, gelb und braun gestreift, der Kopf ist rund, die Augen schön und offen; sie ist im geringsten nicht giftig und gegen Menschen ausserordentlich einschmeichelnd und zutraulich. Diese kriechenden Thiere besuchen gern die Häuser; sie lassen sich auch selbst von den Weissen greiffen und sind blos gegen die Gattung der giftigen, langen, dünnen und schwarzen Schlangen feindselig, von denen sie oft das Land befreyen, wie der Ibis in Egypten. Die ganze Gattung dieser Schlangen stammt, wenn man den Schwarzen von Juidah glauben will, von einer einzigen ab, die sich im Innern des großen Tempels bey der Stadt Shabi aufhält und erstaunlich lang und dick geworden ist, da sie schon seit mehreren Jahrhunderten lebt. Vordem war sie die Gottheit der Nationen von Ardra gewesen: allein diese hatten sich durch ihre Bösartigkeit und Laster ihres fernern

Schutzes unwürdig gemacht. Die Schlange zog also aus eigenem Antriebe die Nation von Juidah vor und verließ die von Ardra in eben dem Augenblick, wie benante beide Nationen im Begriff standen, sich eine Schlacht zu liefern; und man sahe, wie sie sich vor aller Augen aus einem Lager ins andere begab. Weit entfernt, eine schreckliche Gestalt zu haben, schien sie vielmehr so freundlich und zahm, daß niemand umhin konte, sie zu streicheln. Der Oberpriester nahm sie auf seine Arme und hob sie empor, um sie der ganzen Armee zu zeigen. Beym Anblick dieses Wunders fielen alle Negern aus Ehrfurcht auf die Kniee und huldigten derselben, wofür sie denn auch bald durch den vollständigen Sieg belohnt wurden, den sie über ihre Feinde erhielten. Man baute dem neuen Fetischen sogleich einen Tempel: man trug ihn mit vielen Ceremonien und allen möglichen Freudens- und Ehrfurchtsbezeugungen auf einem seidenen Teppich dahin: man setzte ein Capital zu seinem Unterhalte aus: man wählte Priester zu seinem Dienste und weihte ihm junge Mädgen ein: und bald erhob sich diese neue Gottheit über die ältern. Diese Schlange ist die Vorsteherin der Handlung, des Ackerbaues, der Jahrszeiten, der Truppen, des Krieges, der öffentlichen Regierungsangelegenheiten u. s. w. Bey einer so hohen Meinung von ihrer Macht ist es nichts

ausserordentliches, wenn man ihr auch ansehnliche Opfer bringt. Sie bestehen in ganzen Stücken von seidenen und baumwollenen Zeugen, oder anderen Europäischen Waaren, in Fässern mit Brantwein und ganzen Heerden Vieh. Die Forderungen der Gottheit sind gewöhnlich beträchtlich und den Bedürfnissen und der Habsucht der Priester angemessen. Diese nehmen es auf sich, der Schlange die Verehrungen des Volks zu überbringen und die Antworten der Gottheit zurück zu bringen: denn es ist niemand ausser den Priestern, selbst dem Könige nicht erlaubt, die Schlange im Tempel zu sehen.

Die Nachkommen dieser kriechenden Gottheit sind ausserordentlich zahlreich geworden. Zwar werden sie nicht so sehr geehrt, wie ihr Stammvater; doch halten sich fast alle Negern für höchst glücklich, wenn sie eine solche Schlange antreffen und mit Freuden nehmen sie sie bey sich auf und ernähren sie. Sie bewirthen sie mit Milch. Ist es ein trächtiges Weibchen, so machen sie ihr ein Nest, um ihre Jungen bequemer ans Tageslicht zu bringen und futtern solche so lange bis sie sich ihre Nahrung selbst suchen können. So wenig sie im Stande sind, zu schaden, eben so wenig mag sie jemand beleidigen. Solte jemand, es sey Weisser oder Schwarzer, das Unglück ha-

hen, eine zu verletzen, oder zu tödten, so würde die Rache der ganzen Nation entbrennen. Wäre der Schuldige ein Schwarzer, so würde er ergriffen und auf der Stelle verbrant. Ein ähnliches begegnete den Engländern, wie sie sich zuerst auf dieser Küste niederliessen. "Sie *) fanden Nachts in dem Magazin eine "Fetischschlange, die sie in aller Unschuld todt"schlugen und ohne Folgen davon zu befürchten, "vor ihre Thüre hinwarfen. Am Morgen "wurden einige Negern den Göttermord gewahr, erfuhren die Urheber, weil die Engländer es selber gestanden und säumten nicht, "diese schreckliche Neuigkeit der ganzen Nation "bekant zu machen. Alle Bewohner des Cantons traten zusammen, drangen auf das neue "Comptoir los, schlugen die Engländer bis auf "den lezten Mann todt und setzten ihre Gebäude und Waaren in Brand. Seit der Zeit "brauchen die Negern, die den Handel mit "Fremden nicht gern aufgeben wollen, die "Vorsicht, sie von der Verehrung, die man "diesen Thieren erweisen müsse, zu benachrichtigen und sie zu bitten, sich aller Verunheiligungen zu enthalten. Hat ein Weisser eins "getödtet, so bleibt ihm nichts übrig, als die "Flucht und seinen Landsleuten, als das Verbrechen zu bekennen, zu bezeugen, daß es "blos

*) Bosmann. S. 376. Desmarchais. Th. II.

"blos von ungefähr geschehn sey und zum Zei-
"chen der Reue eine groſse Geldstrafe zu bezah-
"len." Ein Portugise, der vor nicht langer
Zeit auf der Küste ankam, hatte den Einfall,
eine Fetischschlange mit nach Brasilien zu neh-
men. "Wie sein Schiff zum Absegeln fertig
"war, schafte er sich heimlich eine solche Schlan-
"ge an und sperrete sie in eine Büchse; setzte sich
"mit seinem Raube in einen Canot und dachte
"gradezu am Bord zu gehn. Das Meer war
"still; nichtsdestoweniger schlug der Canot um
"und der Portugise ertrank. Die Schwarzen,
"welche ruderten, hatten indessen ihren Canot
"wieder in Stand gesetzt, kamen zurück ans
"Ufer und vergassen die Büchse nicht, weil sie
"gesehn, daß der Portugise solche sehr aufmerk-
"sam in Acht genommen. Hofnungsvoll mach-
"ten sie sie auf: Doch wie erstaunten sie, ei-
"nen von ihren Fetischen darinn zu finden! Ihr
"Geschrey zog bald eine groſse Menge von Ein-
"gebornen herbey, denen man sogleich die Ver-
"wegenheit des Portugisen bekant machte.
"Der Verbrecher war nun aber umgekommen;
"die Priester und das Volk fielen also über alle
"dasige Kaufleute, die seine Landesleute waren,
"her, ermordeten sie und plünderten ihre Ma-
"gazine. Nicht ohne groſse Schwierigkeiten
"und groſse Geschenke liessen sie sich hierauf be-
"wegen, den Portugisen fernern Handel mit
"sich zu erlauben."

Auch Thiere, die eine solche Schlange tödteten oder verletzeten, würden desfals vor einer Züchtigung nicht sichrer seyn, als die Menschen. Die Gefräßigkeit eines Holländischen Ebers, der eine gefressen hatte, kostete fast allen Schweinen des Landes das Leben. Negern bey tausenden mit Degen und Keulen in den Händen verrichteten die Execution; und blos unter der Bedingung, daß man sie während der Entbindungszeit der Schlangen einsperrete, erhielten die übriggebliebenen Schweine Pardon: Alsdann durchstreicht ein Trupp Gewafneter das Land, um alles zu zerstören, was ihnen schaden könte. Auf diese Art würde durch die Sorgfalt, die man hat, damit sich diese lächerlichen Gottheiten vermehren, die ganze Gegend von ihnen bedeckt werden *), wenn nicht eine Art giftiger Schlangen in Kämpfen, die zwischen beiden Gattungen vorfallen, ihrer sehr viele tödtete. Diese gestreiften Schlangen sind zwar unschädlich, aber doch durch ihre übermäßige Zutraulichkeit höchst beschwehrlich. Bey großer Hitze kriechen sie in die Häuser, legen sich auf das Hausgeräth und schlüpfen auch wol in die Betten, wo sie oft

*) Joseph machte dieselbe Bemerkung gegen den Egypter Apion. "Wenn alle Nationen, sagte er zu ihm, "wie die eurige dächten, so würden die Thiere die "Menschen bald von der Oberfläche der Erde verdrängt haben."

oft ihre Jungen zur Welt bringen. Keiner wagts, sie von der Stelle weg zu nehmen, sondern man holt einen Priester aus der Nachbarschaft, der den Fetisch nimt und ihn sanft wegträgt. Will man sich die Gesellschaft der Negern vom Halse schaffen, so ist das beste Mittel, unehrerbietig von der Schlange zu reden: den Augenblick verstopfen sie sich die Ohren und fliehen die Gesellschaft der Gottlosen.

Man sorgt dafür, allenthalben Hütten und Tempel zu bauen, um den Fetischen einen Aufenthalt zu verschaffen, wenn sie sich desselben bedienen wollen. Die Aufsicht über jedes dieser Gebäude ist gewöhnlich einer alten Priesterinn anvertrauet. Die feyerlichste aller Ceremonien aber ist die Prozeßion, die nach dem großen Tempel zu Shabi mit allem Glanze, den ihr diese Völker zu geben im Stande sind, angestellt wird. Sie besteht aus nicht weniger als fünfhundert Personen, Trabanten, Opferpriestern, Musikanten, Bedienten, welche die Opfer tragen, Priestern und den Vornehmen des Reichs beiderley Geschlechts. Der König, oder die Königinn Mutter und der Oberpriester, in der Landessprache Beti genant, führen den Zug auf und haben jeder ein Rohr oder Scepter in der Hand: Dies erinnert an die Abbildung so vieler Könige und Priester, die man auf den Steinen in Egypten eingegraben fin-

det, wie sie sich ihren Gottheiten darstellen und einen Scepter der Alten von einer Art krummen Röhre in der Hand haben. Dieser Zug nun wirft sich vor der Tempelthüre nieder, das Gesicht zur Erde gekehrt und den Kopf mit Asche bedeckt und verrichtet sein Gebet, indeß die Bedienten des Tempels die Geschenke in Empfang nehmen und sie der Gottheit vorlegen. Das Oberpriesterthum verschaft dem der es besitzt fast eben die Gewalt und das Ansehen, wie die königliche Würde, da man glaubt, daß der Oberpriester mit dem Oberfetisch ganz vertraulich umginge. Diese Würde ist bey einer Familie erblich. Auch die übrigen Priester sind es durch das Geburtsrecht und machen, wie ehemals in Egypten, einen besondern Stand und Tribus aus; man erkennt sie auch an den narbigen Stichen, die sie auf dem Leibe haben. Die Priesterinnen, oder Betas, werden gewöhnlich auf folgende Art gewählt. Zu einer gewissen Jahrszeit laufen die alten Priesterinnen, mit Keulen bewafnet und rasend, wie Bachantinnen, vom Untergang der Sonne bis um Mitternacht im Lande herum. Alle junge Mädgen von ungefähr zwölf Jahren, die sie erhaschen können, gehören ihnen an; so lange sie nicht in die Wohnungen gehn, wo sie niemand, wer es auch sey, angreifen dürfen, darf man ihnen keinen Widerstand thun. Die ergriffenen Mädgen führen

sie

sie in ihre Hütten, behandeln sie sehr gut und unterrichten sie im Singen, Tanzen und in den heiligen Gebräuchen. Haben sie sie abgerichtet, so geben sie ihnen das Zeichen der Einweihung, indem sie ihnen mit Nadelstichen die Figuren von Schlangen, Thieren und Blumen auf der Haut zeichnen. Diese schmerzhafte Operation bringt bisweilen ein tödtliches Fieber zu wege: ist die Wiederherstellung aber einmal erfolgt, so wird die Haut sehr schön und einem mit Blumen gestickten schwarzen Atlas nicht unähnlich. Man sagt den Mädgen alsdann, die Schlange habe sie gezeichnet; und überhaupt ist alles was dem weiblichen Geschlechte in den Klöstern begegnet, bey Strafe ergriffen und vor der Schlange lebendig verbrant zu werden, so scharf geheim zu halten geboten, daß keine von ihnen in Versuchung komt, dies Geheimniß aus zu schwatzen. Die mehrsten befinden sich zu wol bey dem, was sie an dem Orte ihres Aufenthalts erfahren, um Vortheil dabey zu haben, es wieder zu erzählen; und denken einige ja anders, so wissen sie doch, daß es den Priestern an Macht nicht fehlt, ihre Drohungen zu erfüllen. In einer dunkeln Nacht führen die Alten sie endlich wieder zurück, jede vor die Thüre ihrer Eltern, die sie mit Vergnügen wieder aufnehmen, den Priesterinnen die Kosten des Aufenthalts bey ihnen theuer bezahlen und sich viel damit wissen,

daß

daß die Schlange ihrer Familie diese Gnade bewiesen. Diese Mädgen werden von der Zeit an geehrt und erhalten viele Vorrechte. Sind sie nun mannbar, so begeben sie sich mit Ceremonien und prächtig geschmückt wieder in den Tempel, um die Schlange da zu heyrathen. Die Heyrath wird in der folgenden Nacht in einer abgesonderten Zelle vollzogen, während daß die Gefährtinnen der Vermählten in genugsamer Entfernung Tänze nach dem Klange der Instrumente anstellen. Man sagt zwar, daß die Schlange selbst die eheliche Pflicht beobachte, allein im Lande selber glaubt man, daß sie ihren Priestern dazu den Auftrag giebt. Tages darauf wird die Vermählte zu ihrer Familie zurück begleitet und ist von dem Tage an Theilnehmerin an den priesterlichen Einkünften. Einige dieser Mädgen verheyrathen sich in der Folge mit Negern; der Ehemann aber muß für sie eben die Ehrerbietung haben, wie für die Schlange selbst, deren Bild sie an sich tragen, darf blos auf den Knieen mit ihr reden und muß sich in allen Stücken so wol ihrem Willen, als ihrem Ansehen unterwerfen. Solte er sich gelüsten lassen, eine von diesem Orden zu züchtigen oder sie zu verstossen, so würde er sich den ganzen Haufen von ihnen auf den Hals laden. Die, welche zu keiner Heyrath Lust haben, leben in Gemeinschaft in einer Art von Klöstern und treiben daselbst, wie

man sagt, mit ihren eignen oder ihre Camera-dinnen Gunstbezeugungen ein Gewerbe. Bey Strafe des Scheiterhaufens muß übrigens al-les, was sich an heiligen Orten zuträgt, ge-heim gehalten werden. Ausser dieser Art von religiösen Nonnen giebt es noch eine gewisse vorübergehende Einweihung für die jungen Weiber oder Mädgen, die von hysterischen Beschwerden, einer in dortigen Gegenden sehr häufigen Krankheit, angegriffen werden. Man bildet sich ein, daß diese Mädgen von der Schlange berührt und von ihr, weil sie eine Zuneigung gegen dieselben gehabt, mit dieser Art von Wuth begeistert worden wären: auch machen einige mit einmal ein heftiges Geschrey und versichern zugleich, sie wären von dem Fe-tisch berührt worden, der sich aber davon ge-macht, wie ihnen jemand zu Hülfe gekommen. Sie werden wüthend gleich einer Pythia, zer-stücken alles, was ihnen in die Hände komt und thun tausend schädliche Dinge. Ihre El-tern müssen sie hierauf gleich nach einer nahe bey einem Tempel eigentlich hierzu erbauten Hütte bringen lassen, wo sie, um sich curiren zu lassen, vermöge einer großen Summe, die ihre Familie dafür bezahlt, einige Monathe lang bleiben. Ein Neger erzählte dem Bos-mann, seine Frau wäre mit eben diesem Uebel behaftet gewesen, er hätte sich gestellt, als wolte er sie der Ordnung gemäß, nach dem

nächsten Tempel bringen, statt dessen aber habe er sie nach der Küste geführt, um sie an einen Sclavenhändler zu verkaufen. Sobald sie indessen das Europäische Schiff erblickt, habe ihr Uebel sie sogleich verlassen, sie habe aufgehört, die Rasende zu spielen und ihren Mann blos gebeten, ruhig wieder mit ihr zurück zu gehn. Der Neger gestand dem Bosmann, er liefe wegen eines so gewagten Schritts große Gefahr, wenn ihn die Priester dabey angetroffen hätten.

Auf diese Art ist die Verehrung der gestreiften Schlange, wovon viele Seefahrer lange Beschreibungen gemacht, in diesem Theile von Afrika beschaffen. Ich habe diesen Gottesdienst mit Willen etwas weitläuftig beschrieben; denn wenn man denselben besser kennen lernt, so kann man daraus von Gebräuchen ähnlicher Art, die weniger bekant sind, bey alten sowol, wie bey neuern Völkern desto besser urtheilen. Es ist nicht unschicklich noch bey diesem Artikel anzumerken, daß die Afrikaner von Juidah, eben so wie die Egypter, sich der Beschneidung bedienen. Dieser Gebrauch ist bey ihnen so alt, daß sie seinen Ursprung nicht mehr wissen: Denn sie haben nichts wornach sie sich hierin richten, als das undenkliche Beyspiel ihrer Voreltern; übrigens betrachten sie diese Beschneidung nicht als

eine

eine Religionshandlung. Noch müssen wir anmerken, daß die Schlange nicht allein in diesem Theile Nigritiens als die Hauptgottheit betrachtet wird; auch im Innern von Afrika ist ihre Verehrung alt und ausgebreitet. Sie war der Gegenstand der Ethiopischen Religion im vierzehnten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, als Frumentius diesen Völkern den Christlichen Glauben predigte und mit ihrer Bekehrung zu Stande kam, indem er die Schlange zerstörte, die bis dahin die Gottheit der Axumiten gewesen war *). Man erzählt, daß diese bewundernswürdig große Schlange in der Landessprache Arwe-midre genant worden sey und daß sie einer unter den Abassiniern aufbewahrten alten Sage zu Folge, diejenige Gottheit gewesen, welche die ersten Ethiopier von Alters her verehrt hätten **).

Ein anderes von diesem entferntes Land giebt uns ein Beyspiel von der Art, wie die Wilden ihre Gottheit wählen und beweist uns zugleich, wie leicht dieser lächerliche Gottesdienst, der so weit ausgebreitet und Völkern gemein ist, die sich ihre Ideen einander gar nicht mittheilen konten, unwissenden und rohen Menschen in den Sinn komt. Auf der Halb-

*) Gonsalez apud Ludolf. Aethiopic. p. 479.
**) Ludolf ibid. L. II. C. 3.

Halbinsel Yucatan in Amerika hat jeder seine eigene Gottheit: sie haben aber doch Plätze, wo sie sich zur gemeinschaftlichen Verehrung derselben versammeln und die ihnen, wenn Spanische Geistliche da sind, statt einer Kirche dienen. Wenn ein Kind gebohren ist, bringen sie es nach einen von diesen Plätzen und lassen es da eine Nacht über ganz nackt an einer Stelle liegen, die mit Asche, durch ein Sieb von Baumrinde gesiebt, bestreuet ist. Am Morgen gehen sie wieder hin und bemerken die Fußtapfen desjenigen Thieres, das sich dem Kinde genähert hat: haben sich zwey Thiere demselben genähert, so sind beide dessen Schutzgötter, wenn aber nur eins, so ist es das eine. Das Kind wird dann erzogen, bis es in dem Alter ist, daß es ihre Religion kennen lernen kann. Ist es nun so weit, so geben ihm die Eltern seinen Beschützer zu erkennen, den es, es sey Ameise, Ratze, Maus, Katze, oder Schlange, als seinen Gott verehren muß. Blos in Widerwärtigkeiten, wenn sie nemlich etwas verlohren oder sonst einen unangenehmen Zufall gehabt haben, flehen sie ihn an. Sie gehen deswegen in ein dazu bestimmtes Gebäude, opfern daselbst Gummi Copal, wie wir Weyrauch opfern; und nachher setzen sie jeden Einfall, der ihnen in den Kopf komt, es mag nun die Begierde, sich wegen einer vermeinten Beleidigung zu rächen, oder sonst

etwas

etwas seyn, als wenn sie dazu einen ausdrücklichen Befehl von ihrem Gott erhalten hätten, ins Werk. *) In allen andern Amerikanischen Cantonen ist der Fetischismus eben so gemein; besonders aber sind die Fetischen kegelförmige Steine, wie die Syrischen Boetyles und große Bäume, wie bey den Pelasgern in Griechenland. Bey den Apalachern in Florida **) ist es ein großer Berg, Namens Olaïmi. Bey den Natches in Louisiana ist es ein kegelförmiger Stein, der in einem Umschlag von mehr als hundert Rehfellen aufs kostbarste verwahrt ist; fast so wie die Alten gewisse Boetyles in Schaffelle wickelten: Bey den Insulanern von Cozumel, oder St. Croix ist es ein Creuz von Stein, zehn Fuß hoch; und ***) dieß ist der Gott, der ihnen Regen giebt, wenn sie ihn nöthig haben. In Gaspesien, wo die Wilden auch die Sonne anbeten, ist zugleich das Creuz der besondere Landesfetisch. Man hat es an dem Orte der Rathsversammlung, an der Oberstelle der Hütte aufgestellt. Ein jeder trägt es auf der Hand oder Haut eingegraben. Man setzt es auf den Hütten, auf den Canots, auf den Schneeschuhen, auf den Kleidungen, auf den Windeln der Kinder und

auf

*) Ormelins Ges. der Flibust. T. 1.
**) Rochef. Gesch. der Antillen.
***) Oviedo.

auf den Gräbern. "Sie erzählen, wie Pater "Le Clerc sagt *), daß ihren Voreltern diese "Figur während einer pestartigen Krankheit "im Schlafe erschienen sey. Nach ihrer großen "Leichtgläubigkeit in Ansehung der Träume "war ihnen dies nicht gleichgültig und in der "That verlohr sich die Krankheit. Seit der "Zeit machen sie das Creuz einfach, doppelt, "und dreyfach. Niemand läßt es auch bey "dem dringendsten Vorfall fahren; auch lassen "sie es in der Meinung, daß sie im Lande ihrer "verstorbenen Voreltern sonst niemand kennen "würde, mit sich begraben." Die alten Eingebornen der Insel Hayti, oder St. Domingo hatten auch eine Menge Creuze, die sehr verschieden waren; man nante sie Zemez und es finden sich noch hie und da an Stellen, die sonst bewohnt gewesen, Bilder davon in der Erde versteckt: besonders aber Schildkröten, Caymane und Steine, denen man Körbe voll Blumen und Kuchen opferte. **) Doch hatte jeder Fetisch seinen besondern Gottesdienst, nachdem er über die Jahrszeiten, Gesundheit, Jagd, Fischerey gesetzt war. Ein Kazike des Landes hatte drey göttliche Steine von großem Werthe; der eine ließ das Getreide wachsen, der andere half den Frauen bey der Geburt und

der

*) Le Clerc, Gesch. von Gaspesien. C. 9 u. 10.
**) Herrera Ges. von Indien.

der *) dritte gab schön Wetter und Regen. Die Abenaquisen haben einen alten Baum zum Fetisch, von dem sie glaubten, er könne nie umfallen; es geschahe zwar, aber demungeachtet fahren sie doch fort, ihre Opfer dahin zu bringen. Bey einigen sind Seen die Fetische, wie bey den Tecktosagischen Celten; oder Crokodile, wie bey den Egyptern; oder andre Meerfische, wie bey den Philistern; grade in die Erde gesteckte Stangen, wie bey den Sabinern in Italien; kleine ungestalte Bilderchen von Holz, wie bey dem Syrier Laban; die Abbildung der Geschlechtstheile, wie bey den Linganistischen Indiern; Todtenknochen, wie bey den Insulanern in der Nachbarschaft der Philippinen; oder baumwollene Puppen: Kurz tausend verschiedene und wunderliche Gegenstände, deren Hererzählung ekelhaft seyn würde. Die mehresten Amerikaner sind sehr für die Meinung eingenommen, daß diese Gegenstände, die sie sich weihen, eben so viele Genien, oder Manitus werden. Ihre Zahl ist eben so unbestimmt, daß die Irokesen sie in ihrer Sprache Geister aller Art nennen. Ihre Einbildungskraft läßt sie solche in allen natürlichen Dingen sehn; besonders aber in solchen, deren Kräfte sie nicht kennen, oder die für sie den Reiz der Neuheit haben. In dieser

*) Charlevoix Ges. von St. Domingo.

Betrachtung setzen die größten Kleinigkeiten sie in Verwunderung. Der oben angeführte Pater Le Clerc sagt im 13ten Cap. S. 374. von einer sehr angesehenen Gaspesierin von der Nation der Creuzträger, die er die Patriarchin des Landes nennt, daß sie einen Herzenkönig von Carten und einen Fuß von einem Trinkglase als Gottheiten aufgestellt und ihr Gebet vor denselben verrichtet habe. Die Frage, ob Feuergewehr und Schießpulver furchtbare Fetische, oder Manitus für sie sind, beantwortet sich von selbst: Keine Gottheit dieser Art hat den Wilden aber mehr Unglück gebracht, als das Gold. Sie hielten es ganz gewiß für den Fetisch der Spanier, wegen der großen Verehrung, die sie bey denselben gegen dieses Metal bemerkten und schlossen von ihrer Religionsart auf die der Spanier. Wie die Wilden auf Cuba wußten, daß eine Spanische Flotte auf ihrer Insel landen würde, meinten sie, man müsse sich dadurch zu helfen suchen, daß man den Gott der Spanier erstlich sich geneigt machte und nachher ihn von sich entfernte. Sie rafften also alles ihr Gold in einen Korb zusammen. Seht da, sagten sie, den Gott jener Fremden; laßt uns ihm zu Ehren ein Fest feiern, um seinen Schutz zu erhalten; und ihn dann von unserer Insel entfernen. Sie tanzeten und sangen ihrem Religionsgebrauche nach um das Gold und warfen es dann ins

Meer.

Meer. *) Gewöhnlich flehen die Wilden ihre Manitus blos an, ihnen nichts zu leide zu thun. Sie ehren solche weit mehr, wie ihr höchstes Wesen, womit einige von ihnen sie nicht zu verwechseln scheinen, ihr höchstes Wesen mag nun die Sonne, oder ein Geist seyn, der im Lande der Seelen herrscht. Wenn sie in Noth sind, so fragen sie solche um Rath und richten sich nach ihrer Antwort. Der Fetisch der wilden Brasilier z. B. ist gewöhnlich eine große trockne Kürbisflasche worinn man Maizkörner oder kleine Steine wirft: jede Haushaltung hat ihre eigene, der man Geschenke opfert **). Dies ist ihr Hausgott, der insonderheit der Wahrsagerkunst geheiligt ist: Denn sie glauben, daß hierin der Geist seinen Sitz hat und seine Antworten ertheilt, wenn man das Geräusch, das diese Art trockner Kürbisse macht, befragt, wie die Griechischen Wilden von Thesprotien den Klang den der Dodonische Kessel von sich gab, indem kleine daneben aufgehangene und vom Winde hin und her getriebene Ketten daran stiessen, befragten; wie die Afrikaner ihre Gris-gris, eine Art von Talismanen, oder wie die Egypter ehemals jenen unbekanten Gegenstand, jene wahrsagende, aus vielen Edelsteinen zusammengesetzte Ma-

*) Herrera. IX. 3.
**) Lerys Gesch. v. Bras. S. 9. u. 15.

schiene um Rath fragten, deren vereinter Schimmer das Zukünftige vermuthen ließ und die ihre Nachbaren, die Hebräer, Urim und Thummim, d. i. wunderbare Lichter nanten. Die Brasilier brennen vor dieser Gottheit Toback statt eines Brandopfers, wie es bey andern Völkern auch der Sonne zu Ehren geschicht. *) Sie saugen den Tobacksrauch auch ein, der sie berauscht, ihnen den Kopf schwindlich, und sie als Inspirirte desto geschickter macht, einzusehen, was das Geräusch der in den Flaschenkürbis geworfenen Steinchen zu bedeuten hat. Auf die Art saß die Pythia auf ihrem Dreyfuß, zog unter ihren Kleidern irgend eine natürliche Ausdünstung der Erde, oder den Rauch von gewürzhaften auf ein Rauchfaß geworfenen Sachen an sich und kam alsdann gewissermassen ausser sich, welches sie zur Prophetin machte und die Ursache war, daß sie ihre Worte verworren durch einander vorbrachte, die die Zuhörer dann auf die gethanen Fragen so gut sie konten, nach Belieben anwendeten. Der Toback ist ein Opfer der Virginier, das sie dem Winde und Wasser bringen; **) sie werfen Händevoll davon aus um gutes Reisewetter zu haben, oder von Meersstürmen frey zu seyn: sie befestigen auch

*) Briefe der Missionarien.
**) Th. Hariot v. Virg.

auch etwas davon an ihre neuen Fischnetze und hoffen dadurch glücklich im Fischfange zu seyn. Wenn die Brasilier eine wichtige Sache vornehmen wollen, so lassen sie sich von ihren Gauklern Tobacksrauch ins Gesicht blasen und das *) nennen sie, den Geist empfangen. Bey den Tanzfesten der Illinois breitet man eine Binsenmatte, die mit Farben bemahlt ist, mitten auf dem Felde aus: auf dieser Decke legt man alsdann die Gottheit, oder den Manitu desjenigen, der das Fest giebt, mit vieler Ehrerbietung hin, welche Gottheit gewöhnlich eine Schlange, ein Vogel oder ein Stein ist. Zur Rechten derselben legt man die große Tobackspfeife: vor derselben errichtet man ein Siegeszeichen von Waffen nach Landesgebrauch; und während der Haufe in einem Chor singt, tritt jeder wenn die Reihe an ihn komt, zu der Gottheit hin, um sie zu begrüssen ehe er tanzt, **) und bläst ihr statt Rauchwerks Tobacksrauch entgegen.

Die Religion der Wilden, sagt ein Missionär, besteht blos in einigen abergläubischen Gebräuchen, womit ihre Leichtgläubigkeit sich einschläfert ***). Ihre Kentniß schränkt sich

*) Lery ebendas.
**) Marquette von d. Sitten d. Illinois.
***) Br. d. Miss. T. XI. S. 325.

blos auf die Thiere und auf die natürlichen Lebensbedürfnisse ein, also hat ihr Gottesdienst auch keine andere Gegenstände. Ihre Marktschreier geben ihnen zu verstehn, daß es einen gewissen Genius oder Manitu giebt, der alle Dinge regiert, der Herr des Lebens und des Todes ist; dieser Genius oder Manitu aber sey nichts anders, als ein Vogel, Thier, oder das Fell desselben, das man zur Verehrung in den Hütten aufhängt und dem man andere Thiere opfert. Die Krieger tragen ihren Manitu in einer Matte bey sich und flehen ihn ohne Unterlaß um den Sieg an. Dieser Manitu heilt auch Krankheiten vermittelst der Leibesverdrehungen, die die Marktschreier machen und wobey sie bald dies, bald jenes Thier nennen: wird es dann mit dem Kranken besser, so ist die Macht des Manitu unwidersprechlich bewiesen. Ein Wilder, dessen Manitu ein Stier war, erklärte einstens, es sey nicht der Stier selbst, den er anbete, sondern ein Manitu der Stiere, der sich unter der Erde befände und alle Stiere beseelte: er setzte auch hinzu, daß diejenigen, deren Manitu ein Bär wäre, einen ähnlichen Bärenmanitu verehrten. Man fragte ihn hierauf, ob es denn nicht einen eben solchen Manitu der Menschen gäbe? Welches er zugab. Man stellete ihm also vor, der Mensch sey auf der Erde Herr der Thiere, tödte und verzehre sie, der Manitu des Menschen

müsse

müsse also auch unter der Erde Herr über die Manitus der Thiere seyn, und folglich wäre es am schicklichsten, den Geist anzuflehen, der die übrigen beherrsche. Dies Raisonnement kam dem Wilden nicht übel vor, allein es konte ihn von seiner alten Gewohnheit nicht abbringen. Der Pater Lafiteau berichtet von den Irokesen, die man ihrer Wildheit ungeachtet unter die scharfsinnigsten Amerikaner zählen kann, daß sie eine fast ähnliche Meinung über jede Thierart hegen und glauben, daß jede im Lande der Seelen ihren Archetypus habe (dies läuft seiner Meinung nach auf die Ideen des Plato hinaus) und daß ihre Seelen nach dem Tode dies Land beziehn und bewohnen. Sie nehmen nemlich keinen wesentlichen Unterschied der menschlichen und thierischen Seelen an, ob sie gleich den menschlichen den Vorzug zugestehn: *) bey ihnen ist die Seele soviel als der Gedanke, die Handlung und der Handelnde eins und ebendasselbe; und sie haben einerley Ausdruck für beides. Sie haben noch einen göttlichen Gegenstand, den sie Oüarou nennen; er besteht aus jeder Kleinigkeit, die sie im Traume sehen, als etwa eine Pfeife, ein Bärenfell, ein Messer, eine Pflanze, ein Thier u. s. w. Sie glauben durch die Kraft dieses Gegenstandes alles thun zu können, was

*) Lafiteaus Sitten d. Amerikaner.

sie wollen, ja selbst sich wohin versetzen und verwandeln zu können. Die Wahrsager, die durch diese Gesichte und Entzückungen eine übernatürliche Kraft erhalten werden in ihrer Sprache Seher genant *), wie die Morgenländer ihre Propheten auch benanten.

Wenden wir uns von der neuen Welt zu den Gegenden unweit unsers Nordpols, wo sich auch noch wilde Völker befinden, so sehen wir, daß sie von dem nemlichen Fetischismus bethört sind: Denn ich merke noch einmal an, daß ich mit diesem Nahmen jede Religion insgemein benenne, die Thiere oder leblose irdische Dinge zu Gegenständen der Verehrung hat. Die Sitten der Lappen und Samojeden, ihre Verehrung gegen gesalbte Steine, oder Boetyles, und gegen Stämme von Bäumen, ihr Vorurtheil für Talismane und Gäuckler u. s. w. sind so bekant, daß ich mich dabey nicht aufhalten darf. Es scheint selbst, daß die Samojeden mit den reissenden Thieren eine Art von Fetischismus verbinden, wovon sie üble Folgen befürchten, wenn sie ein solches Thier getödtet haben: wenigstens betheuern sie demselben, ehe sie ihm das Fell abziehn, aufs ernstlichste, daß blos die Russen demselben dies Uebel verursachten (denn diese Nation ist ihnen

ein

*) Lafiteau Sitten d. Amerik. S. 370.

ein Gräuel) daß sie dasselbe mit einem Rußischen Messer zerlegen *) und also blos an diesen Rache müsse geübt werden. Man findet bey den Wilden, die die öden Waldungen und Wüsten zwischen dem Nord- und dem Caspischen Meere bewohnen, kaum einen vernünftigern Gottesdienst; doch mit dem Unterschiede, daß man, je mehr man sich den alten Morgenländischen Reichen nähert, desto häufiger die Sitten, die alten Gebräuche, den herrschenden Geschmack derselben in gewissen Gattungen von Fetischen und ihre bekante Verehrung für heilige Bäume wiederfindet. In diesem Betracht haben die Petigorischen Circassier von den Scythen und Afrikanern, zwischen welchen sie gleichsam die Mittelstrasse halten, etwas an sich. Sie haben weder Religion, noch Gottesdienst, noch irgend eine Kentniß von der Gottheit. Das Einzige, welches etwas ehrwürdiges für sie hat, ist ein sehr dicker Wald auf einer von hohen Bergen eingeschlossenen Ebne. Ein breiter und tiefer mit Wasser angefüllter Graben dient ihm ringsumher zur Schutzwehre. Gegen das Ende des Augustmonaths versammlet sich die ganze Nation hierselbst; worauf sie sich damit beschäftigen, ihr Verkehr unter einander einzurichten, ihre Lebensmittel, oder andere Bequem-

*) Sammlung nord. Reisen.

quemlichkeiten zu vertauschen und über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu rathschlagen; grade so, wie es die Lateinischen Völker machten, wenn sie ihre Versammlungen ad caput Feroniæ hielten. Die Gesellschaft trennt sich indessen erst nach einer feyerlichen Ceremonie, die darinn besteht, daß sie ihre besten Waffen an gewisse gewählte Bäume, denen sie sie gleichsam weihen, aufhängen. Wenn sie das folgende Jahr wieder versammlet sind, putzen sie diese Waffen ab, küssen sie und hängen sie wieder auf, worauf sie da so lange hängen bleiben, bis Zeit und Rost sie verdorben haben. Sie wissen übrigens nicht, woher dieser Gebrauch rührt, sondern der Sohn folgt hierin blindlings dem Beyspiele des Vaters.

Auf diese Art ist die Religion beschaffen, die man noch heut zu Tage unter den Wilden in Süden, Westen und Norden allgemein herrschend erblicken kann. Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch anmerken, daß diese Verehrung gegen gewisse Naturerzeugnisse wesentlich von derjenigen unterschieden ist, die, nach der gewöhnlich sogenanten Abgötterey gegen Werke der Kunst bewiesen ward, die andre Gegenstände, auf welche sich die Verehrung eigentlich bezog, darstellten; da hingegen die Anbetung, oder Verehrung hier unmittel-

mittelbar an lebende Thiere, oder selbst an Dinge aus dem Pflanzenreiche gerichtet ist. Izt wollen wir die Gebräuche von ebenderselben Gattung, von denen man weiß, daß sie bey den alten Völkern gänge und gebe gewesen sind, durchgehen; und die That selbst, (denn dies ist die beste Art, sich hiebey zu benehmen) wird uns zeigen, wie man nach der Denkungsart bekanter Völker von der Denkungsart derer, die man nicht mehr so genau kennen kann, urtheilen muß. Denn man wird den Gottesdienst so ähnlich finden, daß die Beschreibung die ein Arabischer Schriftsteller davon macht, ausdrücklich von dem Gottesdienst neuerer Nationen, von dem man eben die Erzählung gelesen hat, gemacht zu seyn scheint. *) Fuerunt alii, qui feras, alii, qui volucres, alii qui fluvios, alii qui arbores, alii qui montes, alii qui terram coluerunt. In dieser Absicht scheint Maimonides ebenfals die Wilden seiner Zeit mit den Heiden zu verwechseln, indem er sagt, daß die Götter der rohen und heidnischen Völker Berge, Hügel, Fruchtbäume, Brunnen u. s. w. wären; und dies ist ohne Zweifel diejenige Religion, die der heilige Epiphanes **) Barbarismus nennt, und sie für die älteste der vier ehemals gebräuchlichen Religionen hält.

---

*) Ibu. Patriq. apud Pocok.
**) Epiphanes de Hæres. L. I.

Zweiter Abschnitt.

Der Fetischismus alter Völker verglichen mit dem Fetischismus der Neuern.

Man wird nicht erwarten, daß ich mich hier bey dem Beweise, daß die Egypter Thiere und selbst leblose Dinge anbeteten, aufhalten werde. Dies ist eine Wahrheit, die zu bekant ist, als daß man nöthig hätte, sie zu erweisen.

Quis nescit, qualia demens
Aegyptus portenta colat? *Juven.* Sat. XV.

Wenn ich mich des Zeugnisses alter Schriftsteller bediene, so thue ich dies nicht, um eine Sache zu beweisen, die dessen nicht mehr bedarf, sondern um die Aehnlichkeit, die man zwischen dem Egyptischen Gottesdienste und dem Fetischismus von Nigritien findet, zu zeigen. Es giebt kein Volk mehr, von dem man ältere Nachrichten hat, als das Egyptische;

sche; wie man denn auch über die Verehrung der Fetische keinen ältern Aufschluß hat, als die Gebräuche dieses Volks. Natürlich ist es, daß eine Meinung, die man in allen rohen und wilden Gegenden ausgebreitet findet, es auch zugleich in allen Jahrhunderten der rohen Wildheit ist. Diese Zeit ist so wie in anderen Gegenden auch in Egypten da gewesen. Dies muß zuerst bewiesen werden, wenn die Sache anders eines Beweises bedarf: Denn die Egypter läugneten es ungeachtet des großen Uebergewichts in allen Arten moralischer und physischer Vorzüge, das sie sich vor den andern Nationen zuschrieben, selbst nicht. Man sehe hier, was Diodor *) während seinem Aufenthalte in ihrem Lande von ihnen darüber erfahren hatte. Man mag urtheilen, ob dies nicht das wahre Gemählde eines wilden Volks ist. "Es ist schicklich, vor Anfang "der Geschichte der Egyptischen Könige von "den alten Landesgebräuchen zu reden. Man "sagt, daß die Egypter anfänglich blos von "Kräutern lebten; jeder aß nach seinem Ge"schmack Kohl oder Wurzeln, die er in Sümpfen fand, besonders aber ein Kraut, Agro"stis genant, das von gutem Geschmack und "zur Nahrung des Menschen hinlänglich ist; "wenigstens ist es gewiß für das Vieh sehr "dienlich.

*) Diodor L. I. Sect. II. in princip.

"dienlich. Um das Andenken hiervon und
"von dem Nutzen, den ihre Väter von dieser
"Pflanze gehabt, bey zu behalten, tragen die
"Egypter dieselbe in der Hand, wenn sie, ihr
"Gebet zu den Göttern zu verrichten, in den
"Tempel gehen. Wie ich schon gesagt habe,
"halten sie den Menschen für ein aus Schlam-
"me oder Morasterde gebildetes Thier. Die
"zweite Speise der Egypter waren Fische.
"Der Nil versorgte sie überflüßig damit und
"wenn sich das Wasser desselben zurückzog, war
"das vorher überschwemmte Land damit be-
"deckt. Auch assen sie Fleisch von Thieren und
"brauchten ihre Felle zu Kleidern. Sie mach-
"ten sich Hütten von Schilf, welches die Hir-
"ten dieser Gegend noch thun. Nach ziem-
"lich langer Zeit fiengen sie erst an, Brod zu
"backen und die Frucht des Lotos zu essen.
"Die Isis soll ihnen zu dieser Erfindung be-
"hülflich gewesen seyn; *) andere schreiben sie
"auch dem alten König Menes zu. — Vom
"Osiris haben sie die Einrichtung vieler für
"die menschliche Gesellschaft nützlicher Dinge.
"Die gräsliche Gewohnheit, sich einander auf-
"zufressen, schafte er ab und brachte statt des-
"sen den Anbau der Früchte auf. Isis schenk-
"te ihnen ihrerseits den Gebrauch des Weiz-
"zens und der Gerste, die vorher als unbekante
"und

*) Idem. L. I. Sectio. I.

"und vernachlässigte Pflanzen auf den Feldern
"wild wuchsen; und ihren Unterthanen gefiel
"diese Veränderung ungemein, wegen der An-
"nehmlichkeit, die sie an dieser neuen Nahrung
"fanden und wegen des Abscheus, den sie selbst
"gegen die alte faßten. Die Wahrheit dieser
"Erzählung wird durch einen beständigen Ge-
"brauch bey den Egyptern bestättiget, woraus
"sie sich sogar ein Gesetz gemacht haben. In
"der Ernte nämlich stellet man eine Garbe hin,
"um welche die Feldarbeiter zur Ehre der Isis
"und zum Andenken, daß man ihr die Erfin-
"dung des Ackerbaues schuldig ist, Feyerlich-
"keiten anstellen. Die Isis soll ferner den
"Menschen die ersten Gesetze gegeben und sie
"gelehrt haben, wie sie sich untereinander Recht
"verschaffen und durch Furcht vor der Strafe
"alle Gewaltthätigkeiten verbannen solten.
"Da die Bearbeitung der Metalle in Thebais
"erfunden war, so schmiedete man Waffen dar-
"aus, um die wilden Thiere auszurotten, wie
"auch Geräthe zum Ackerbau; kurz die Nation
"bildete sich je länger je mehr aus, und bauete
"also auch Tempel für die Götter. Merkur
"bildete zuerst die zweydeutige und unförmliche
"Art zu sprechen, deren man sich bis dahin be-
"diente, zu einer genauen und regelmässigen
"Sprache aus: er gab einer unendlichen Men-
"ge von Dingen ihre eignen Nahmen, die bis-
"her dergleichen noch nicht gehabt hatten: er

"ordnete die Gottesdienstlichen Gebräuche an:
"er zeigte die Anfangsgründe der Sternkunde,
"der Musik, des Tanzes und der regelmässigen
"Leibesübungen: er zeigte, wie man den Oel-
"baum anpflanzen müsse. Osiris erfand da-
"gegen den Weinbau. Er war der erste, der
"Wein trank und die Menschen lehrte, wie
"man ihn machen und aufbewahren müsse.
"Die Wolthätigkeit und Liebe zum Ruhme
"war ihm angeboren, daher urtheilte er sehr
"richtig, wie es denn auch würklich geschahe,
"daß man ihn vergöttern würde, wenn er die
"Menschen von ihrer ersten Wildheit abgewöhnt
"und ihnen einen Geschmack an einem ruhigen
"und vernünftigen geselligen Leben beygebracht
"hätte. — — *) Man hat sich immer über
"die Griechen beschwehrt daß sie sich berühmen,
"eine große Anzahl von Göttern und Helden
"und unter andern auch den Herkules hervor-
"gebracht zu haben, von dem die Egypter be-
"haupten, daß er unter ihnen geboren sey.
"Wie stimmt die Zeit des Herkules mit dem
"Zeitpunkt zusammen, den die Griechen als
"sein Zeitalter angenommen haben? Sie las-
"sen ihn nämlich ein wenig vor dem Trojani-
"schen Kriege leben, d. i. vor noch nicht zwölf-
"hundert Jahren. Die Keule und das Löwen-
"fell, womit man den Herkules von jeher be-
"zeichnet

*) Diodor. ibidem.

"zeichnet hat, sind Merkmale seines Alter-
"thums und zeigen, daß er zu einer Zeit kämpf-
"te, da man noch keine Angriffs- und Schutz-
"waffen erfunden hatte, wo man sich im Kriege
"noch mit blossen schwehren Stäben herum-
"schlug und mit Thierfellen bedeckte. Die
"Meinung, die die Griechen immer gehabt,
"daß Herkules die Erde von Ungeheuern gesäu-
"bert habe, zeugt gegen sie selbst. Denn Hel-
"denthaten von dieser Art konten zu Trojas
"Zeiten nicht mehr Statt haben, da sich das
"menschliche Geschlecht schon ansehnlich ver-
"mehrt hatte und allenthalben policirte Städte
"und angebaute Länder gefunden wurden.
"Also kann man sie vernünftiger Weise blos in
"das rohe und wilde Zeitalter setzen, da die
"Menschen, besonders in Egypten, dessen hö-
"herer Theil mit wilden Thieren angefüllt ist,
"von der Menge dieser Thiere sehr belästiget
"wurden. Dies trieb den patriotischen Her-
"kules an, diese Ungeheuer auszurotten und
"die Felder für den Anbauer sicher zu machen:
"Ursache genug, daß man ihn unter die Götter
"versetzte." Diese Beschreibung des Diodor, die er auf das Zeugniß der Nation selbst giebt, von der er redet, ist bündig genug, wie auch folgende des Plutarch. *) "Osiris, König
"in Egypten, befreiete die Nation von der elen-

*) Plutarch in Iside & Osir.

"den, dürftigen und wilden Lebensart, die sie "bis dahin geführt hatte: er gab Anleitung "zum Säen und Pflanzen: er führte Gesetze "ein: er lehrte, wie man die Götter verehren "müsse: er erfand Künste und machte die Men= "schen umgänglicher." Will man noch etwas bestimmters haben, so darf man nur eine andre Stelle des angeführten Buches vom Diodor lesen, wo er sagt: die Egypter behaupteten, daß das menschliche Geschlecht in ihrem Lande seinen Ursprung genommen habe, und zwar daß die Menschen daselbst durch die auf die feuchte Erde gefallenen Sonnenstrahlen hervorgebracht wären. Es heißt davon: „Die auf die eben angeführte Weise hervorge= „brachten Menschen lebten anfänglich ganz „wild: jeder ging für sich fern von dem andern, „um die Kräuter und Früchte auf dem Felde, „die daselbst ohne Wartung wuchsen, unzube= „reitet zu verzehren. Bald aber wurden sie „von reissenden Thieren häufig angegriffen und „sahen ein, daß sie einen wechselseitigen Bey= „stand nöthig hätten; also vereinten sie sich „zuerst aus Furcht und gewöhnten sich dann „nach und nach zu einander. Sie hatten zu= „erst blos eine verwirrte und unarticulirte „Sprache: als sie aber nach und nach, so „wie sich ihnen verschiedene Gegenstände zeig= „ten, auch verschiedene Töne aussprachen, „machten sie sich endlich eine Sprache, die ge=

„schickt war, alle Dinge dadurch auszudrük-
„ken. Aus diesen kleinen Haufen, die das
„Ohngefähr an verschiedenen Orten zusammen-
„brachte und die keine Gemeinschaft mit ein-
„ander hatten, entstanden die verschiedenen
„Nationen und Sprachen. Indessen wußten
„die Menschen doch noch nichts von Bequem-
„lichkeiten des Lebens, sogar noch nichts von
„einer dienlichen Nahrung, lebten ohne Woh-
„nungen, ohne Feuer, ohne Vorrath von Le-
„bensmitteln und kamen im Winter größten-
„theils durch Frost und Hunger um. In der
„Folge aber machten sie sich Höhlen, um dar-
„inn eine Zuflucht zu haben, machten ausfin-
„dig, wie man Feuer anzünden müsse, be-
„merkten die Früchte, die sich aufheben liessen
„und kamen endlich soweit, daß sie Künste trie-
„ben, die itziger Zeit nicht nur zum Lebensun-
„terhalt, sondern auch zur Annehmlichkeit des
„gesellschaftlichen Lebens beytragen. Auf die
„Art ist die Nothwendigkeit die Lehrerinn der
„Menschen gewesen, die ihnen zeigte, wie sie
„sich des Verstandes, der Sprache und der
„Hände bedienen solten, womit sie von der
„Natur vorzugsweise vor allen übrigen Ge-
„schöpfen beschenkt sind.“

Beweise des Raisonnements würden uns, wie ich weiter unten sagen werde, eben das zeigen, was hier die Thatbeweise thun; näm-

lich, daß Egypten, so wie alle andre Gegenden, sich in dem Zustande der Wildheit befunden hat. Die Thatbeweise, die uns die Anbetung der Thiere, der Erdgewächse, oder kurz, das, was ich Fetischismus nenne, unter den Egyptern zeigen, sind eben so zahlreich als bestimmt. Da aber die Sitten, der Gottesdienst und die Handlungen bey den Egyptern fast ebendieselben waren, die sie itzt bey den wilden Afrikanern und Amerikanern sind, so ist es natürlich zu schliessen, daß sie auch alle nach einer fast gleichförmigen Denkungsart gehandelt haben; natürlich, zu urtheilen, daß dies das ganze Geheimniß eines Räthsels ist, nach dessen Auflösung man blos darum so lange geforscht hat, weil man sich eine zu schöne Idee davon machte und nicht darauf verfiel, diese Vergleichung zwischen den alten und neuen Sitten anzustellen. Novi status imago, arcanum antiqui, sagt Tacitus. Wir wollen nun sehn, ob sich diese Aehnlichkeit zwischen der ausführlichen Darstellung der Egyptischen Gebräuche und dem Fetischendienst erhalten wird.

Die Egyptische Nation hatte ihre Hauptfetische und die Provinzen hatten für sich besondere und untereinander verschiedne. *)

Cro-

*) Mela I. 19.

Crocodilon adorat
Pars hæc; illa pavet ſaturam ſerpentibus Ibim:
Effigies ſacri nitet aurea Cercopitheci.
Dimidio magicæ reſonant ubi Memnone chordæ,
Atque vetus Thebæ centum jacet obruta portis.
Illic cæruleos, hic piſcem fluminis, illic
Oppida tota canem venerantur, nemo Dianam.
Porrum & cœpe nefas violare & frangere morſu.
O, ſanctas gentes, quibus hæc naſcuntur in hortis
Numina! lanatis animalibus abſtinet omnis
Menſa; illic nefas fœtum jugulare capellæ. *)

Juvenal. Sat. XV.

Es iſt unzweifelhaft, daß die Schlange, ſo wie in Nigritien, die älteſte und Hauptgottheit daſelbſt geweſen iſt. Man hat von den Zeiten, da Egypten ſich zu verfeinern anfieng, Beweiſe davon. Sanchoniaton, der älteſte heidniſche Schriftſteller, von dem noch einige

*) "Der Theil Egyptens ehrt den Crocodil
Und der den Ibis, der die Schlangen frißt.
Das goldne Bild des heil'gen Affen glänzt
Dort, wo die Zauberharfe des
Verſtümmelten Memnons ertönet und
Das alte Theben lieget in dem Schutt
Von hundert Thören. Ganze Städte ehren
Meerblaue Fiſche dort, den Flußfiſch hier
Und dort den Hund, Dianen aber nicht.
Wer Knoblauch oder Rüben durch den Biß
Verlezt, iſt ſtrafbar. O der heil'gen Völker,
Bey denen dieſe Götter in
Den Gärten wachſen! Nie beſetzet man
Den Tiſch mit Fleiſch vom Wollenviehe; dort
Iſts ſtrafbar, junge Ziegen zu erwürgen.

Brocken übrig sind und der die Bücher des Thoth sorgfältig aufgesucht und Auszüge daraus gemacht, sagt in seinem Werke von dem Ursprunge der Phönizier: *) „daß Thoth „die Beschaffenheit der Drachen und Schlangen genau beobachtet habe und daß ihr langes „Leben die Ursache sey, daß die Phönizier, „Egypter und unter ihnen auch dieser berühmte Schriftsteller etwas göttliches an diesen „kriechenden Thieren gefunden habe.“ Im Vorbeygehen muß man hier die Bemerkung machen, daß Thoth unnöthiger Weise so viel Zeit zur Beobachtung der Naturbeschaffenheit dieser Schlangenart würde angewandt haben, wenn er sie nicht als ein Thier, sondern als ein blosses Sinnbild der Ewigkeit betrachtet hätte; wie man solche nachmals oft durch eine Schlange, die den Schwanz im Maule stecken hat, angebildet hat. Philo von Biblos, Uebersetzer des Phönizischen Geschichtschreibers, erklärt, er habe diese Uebersetzung blos übernommen, um die Untauglichkeit eines Systems zu zeigen, das blos darauf abzweckt, wirkliche Dinge in Allegorien zu verwandeln und führt noch ein anderes Werk des Sanchoniaton an, dessen Titel, E. Thothia, anzuzeigen scheint, daß es ein Auszug aus dem Thoth ist. Philo sagt über diese Materie, indem er entwe-

*) Sanchoniaton & Phil. Bibl. apud Euseb præp. Evang.

entweder vom Thot oder Sanchoniaton redet: „daß er eine sehr lange Abhandlung von der „Natur dieser Thiere gemacht: daß die Phö„nizier die Schlange Agathodämon, d. i. der „gute Genius, und die Egypter solche Kneph „genannt hätten: daß der Agathodämon sei„ner Stärke und Lebhaftigkeit halber mit einem „Sperberkopfe gemahlt worden wäre.“ Beym Plutarch ist der Gott Kneph keine Schlange, sondern eine wahre geistige Gottheit und der Ursprung aller Dinge. Es scheint, daß Philo es nicht so verstand, denn er schrieb blos in der Absicht, das neue System der emblematischen Theologie zu widerlegen. „Die Eigen„schaften der göttlichen Schlange, setzt er hin„zu, sind vom Eveis, einem berühmten Egyp„ter und Haupt der Hierophanten und heiligen „Schriftsteller, weitläuftig genug beschrieben „und sein Buch hat der Heracleopolitaner Ari„us übersetzt.“ Was nun die übrigen Egyptischen Hauptfetische betrift, so war der Nil durchgehends ein verehrter Gegenstand. Der Canopische Arm dieses Flusses und der Ochse Apis hatten in ganz Nieder-Egypten, so wie der Widder Ammon in ganz Ober-Egypten ihre Tempel und Priester. *) Geht man die Provinzen durch, so ist die Katze zu Bubastis eine Gottheit gewesen, der Bock zu Mendez,

*) Strabo. L. XVII. Aelian. X. 23.

die wilde Ziege zu Koptis, der Ochse zu Heliopolis, der Hippopotamus (das Flußpferd) zu Papremis, das Schaaf zu Sais, der Adler zu Theben, gleichfals zu Theben eine Art kleiner unschädlicher gehörnter Schlangen, der Sperber zu Theben und Philes, der Falke zu Butus, der Ethiopische Affe zu Babylon, der Cynocephalus, eine Art von Affen zu Arsinoe, der Crocodil zu Theben und um den See Möris herum, das Ichneumon in der Heracleotischen Provinz, der Ibis in der Nachbarschaft von Arabien, die Schildkröte bey den Troglodyten an der Mündung des rothen Meers, und die Spitzmaus zu Athribis: an andern Orten der Hund, der Wolf, der Löwe, einige Fischgattungen, wie z. B. die Majote zu Elephantine *), zu Syenne der Oxirinque, sonst auch das Spitzmaul, (eine Art von Alfen mit zugespitzten Kiefern) das man in der itzigen Egyptischen Sprache Quechue **) nennt; der Lepidote, ein großer Fisch von zwanzig bis dreißig Pfund am Gewicht, den die Egypter itzt Bunni nennen; der Latus und Ahl ***) brachten sich in jeder Abtheilung Egyptens, die etwas rühmliches darinn suchen, von einem göttlichen Thiere den Nahmen zu führen, wie Leonto-

*) Clem. Alex admon. ad gent.
**) Antiphan. in Lycon. & Anaxandr. in civit. ap. Athen. Deipn. VII. 13.
***) Herodot. Diod. Strabo. Plin. L. XIX.

ontopolis, Lycopolis u. s. w. eine besondere Verehrung zu wege. Der Steine will ich nicht einmal erwähnen — denn Q. Curtius beschreibt den Jupiter Ammon als einen Boetyl von unbearbeitetem Steine *) — und noch weniger der Pflanzen und Hülsenfrüchte, wie die Linsen, Erbsen, Lauch und Zwiebeln, die an einigen Orten mit gleicher Ehrerbietung behandelt worden sind. Auch die großen Bäume scheinen in Egypten, wie in so vielen andern Ländern, ihre Orakel, ihre Verehrer, ihre Priester und Priesterinnen gehabt zu haben, wenn man von dem Zusammenhange urtheilt, den man zwischen dem zu Dodona gestifteten berühmten Orakel der Bäume und den Egyptischen Gebräuchen findet, die nach Herodots Bericht das ebengenante Orakel hervorbrachten. Er erzählt, **) die Phönizier hätten von Theben zwey Priesterinnen weggeführt, deren eine in Griechenland wäre verkauft worden und die daselbst die ersten Orakelsprüche gethan, unter einem Baume in den Religionsgebräuchen Unterricht gegeben und die Stiftung eines Priesterinnencollegiums veranlaßt habe. Aber nach dem Bericht den ihm die Priesterinnen zu Dodona selbst gaben, erzählt Herodot, daß sie ihre Stiftung einer schwar-

*) Qu. Curtius. IV. 7.
**) Herodot. L. II. Cap. 54.

schwarzen Taube zuschrieben, die von Thebais nach Dodona geflogen wäre, sich hier im Walde auf einer Büche gesetzt und von derselben herab die Pelasger mit menschlicher Stimme in allen zum Gottesdienst gehörigen Dingen unterrichtet habe. Sieht nicht jeder gleich ein, daß diese vorgebliche schwarze Taube nichts anders seyn kann als eine schwarze Negerinn, oder braungelbe Egypterinn, die die Phönizier mit sich weggeführt und an die Wilden in dem Thesprotischen Walde verkauft haben? Dies ist auch Herodots Vermuthung: „Ich glaube," sagt er in diesem Betracht, „daß die Leute zu Dodona aus dieser fremden „Frauensperson eine Taube gemacht haben, „hauptsächlich, weil sie ihre Sprache nicht „verstanden, die in ihren Ohren als eine Art „von Vogelgeschrey klingen mußte. Sobald „sie sich aber in ihrer Sprache ausdrückte, kam „sie ihnen wie eine gewöhnliche Frau vor. Wie „konte eine Taube gleich einem Menschen re„den? Wenn man sagt, sie sey schwarz ge„wesen, so giebt man dadurch zu verstehn, daß „es eine Egypterinn gewesen sey. Auch sind „die Orakel zu Theben in Egypten und zu Do„dona einander fast völlig gleich; und die Art „und Weise die Zukunft an heiligen Oertern „vorauszusagen, stammt ursprünglich aus „Egypten." Die Fabel der Griechen, die aus jener schwarzen Priesterinn eine Taube macht,

macht, scheint, wie Bochart *) ganz richtig anmerkt, von dem Gleichlaut der Morgenländischen Wörter Heman, eine Taube, und Iman, eine Priesterinn, entstanden zu seyn.

Es ist ebenfals in die Augen fallend, daß irgend eins von den oberwähnten Thieren der Hauptfetisch einer Landschaft gewesen, und zwar wegen der Sorgfalt, womit die Gesetze öffentlichen Staatsbedienten den Unterhalt des göttlich verehrten Thieres angewiesen hatten. Solche Aemter standen in großem Ansehen und waren in den Familien erblich. Wer damit bekleidet war, ging niemals ohne die äussern Zeichen seiner Würde, die anzeigten, bey welchem Thiere er Aufseher sey, aus. Dies waren allemal Leute vom ersten Stande, „die „sich rühmten, daß sie zu den heiligsten Reli„gionsceremonien gebraucht würden“ **). Man machte zum Aufenthalt des Thieres befriedigte Plätze oder eigentliche Zellen; und führte demselben die schönsten Weibchen von seiner Gattung zu. Man bestimmte die Einkünfte gewisser Ländereyen zu seinem Unterhalte und versahe es mit Nahrungsmitteln. Diodor berichtet, daß dieser öffentliche Aufwand sich auf sehr große Summen belaufen habe und will zu

seiner

*) Bochart. Canaan. p. 824.
**) Herodot. L. II. Diod. L. I. Plut. in Iside & Osir.

seiner Zeit Leute gesehen haben, die mehr als hundert Talente darauf verwandt hätten. Es wurde von jeder Provinz eine Steuer entrichtet, um dafür die Gottheit mahlen oder in Stein hauen zu lassen. Nach Plutarchs Erzählung war nur ein einziger Canton in der Landschaft Thebais, der den ewigen Gott Knevh verehrte, von dieser Auflage befreit. Man fiel auf die Knie, wenn das göttliche Thier vorüberging: man breitete für dasselbe Decken über den Weg aus: man zündete Räuchwerk an und sang Hymnen ab: *) man weihete die Kinder, die man hatte, indem man ihnen die Haare vom Kopfe schor und der Priesterinn so viel Silber am Gewicht, als die abgeschornen Haare schwer waren, zum Unterhalt des heiligen Thieres gab: zur Ehre des Thieres stellte man prächtige Prozeßionen an, die Athenäus und Clemens von Alexandrien **) weitläuftig beschrieben haben: man fragte es, wie ein Orakel, um Rath, und da es natürlich keine Antwort gab, so verstopfte man sich beym Ausgehen aus dem Tempel die Ohren und die ersten Worte, die man dann von ungefähr hörte, betrachtete man als eine Antwort, wovon sich die Anwendung auf die Frage so gut, als möglich, machen ließ: ***) eine

*) Plin. VIII. 46.
**) Clemens. Al. Strom. L. V.
***) Pausan. Lib. VII.

eine Methode, die mit der bey den Negern üblichen ungemein viele Aehnlichkeit hat und ein Zeichen eines gleich kindischen Verstandes bey den Rathfragenden ist. Mit eben der Sorgfalt und fast auf eben die Art, wie vormals den Drachen zu Babylon und noch itzt die gestreifte Schlange zu Juidah, ernährte man in Egypten den Crocodil; und die Priester bey den Alten spielten in diesem Betracht denselben Betrug, wie noch itzt die Afrikanischen Priester thun. Noch mehr; man hielte diejenigen, die von einem Crocodil gefressen worden waren, für heilig und höchst glücklich, wie noch in neuern Zeiten fanatische Leute in Indien, die sich von dem Wagen, worauf sich das Götzenbild befindet, überfahren und zerquetschen lassen.*) Die Sorge für die Ernährung der heiligen Thiere war so vorzüglich begünstigt, daß sie selbst zur Zeit einer Hungersnoth nicht vernachläßiget wurde, geschweige daß das Volk sich von dem Fleische solcher Thiere nähren und eines Nahrungsmittels sich bedienen solte, dessen sich so viele andere durchgängig bedienten. Die Katze wurde von denen, die solche zum Gegenstand der Anbetung gewählt hatten, so verehrt, daß man bey ihrem Tode die Trauer anlegte und die Bewohner des Hauses die Augbraunen abschoren. Wenn das Haus vom

Feuer

*) Voss. de Idol.

Feuer ergriffen wurde, so war das erste, daß man die Katzen aus dem Brande zu retten suchte, welches nur zu deutlich zeigt, daß die Verehrung auf das Thier selbst Rücksicht nahm und daß man es also nicht als ein blosses Sinnbild betrachtete: auch ist die so bestimmte Verehrung eines lebendigen, oder todten Thieres ein hinlängliches Zeugniß hiervon. Starb es eines natürlichen Todes, so hielt man demselben ein feyerliches Leichenbegängnis. Die gehörnte Schlange z. B. wurde im Tempel des Ammon beerdigt. Zur Zeit der Regierung des Königs Ptolomäus Lagus wurde das Leichenbegängnis des Ochsen Apis mit so vieler Pracht vollzogen, daß der König zur Bestreitung der Kosten desselben noch fünfzig Talente hergab, nachdem schon das ganze ansehnliche Vermögen des Auffehers, darauf verwandt war. Solche, die ausserhalb Landes gingen, nahmen oft das Thier mit sich, welches ihr Fetisch war: welches beweist, daß die Egypter, so wie die Negern, ausser den Gottheiten, die jede Provinz gemeinschaftlich verehrte, auch noch besondere Schutzpatrone hatten. Wenn das Thier während der Reise starb, so wurde es balsamirt, um es wieder zurück zu führen und an dem Orte, wo man es anbetete feyerlich zu begraben. Nichts aber konte den Unwillen des Volks in Schranken halten, wenn jemand so ruchlos war, ein heiliges Thier zu

tödten;

tödten; der Todtschläger wurde ohne Gnade mit dem Tode bestraft. Die Strafe für einen solchen unvorsätzlichen Todtschlag wurde nach der Willkühr des Priesters eingerichtet. „War „das erschlagene Thier aber eine Katze, ein „Ibis, ein Ichneumon, oder ein Sperber, „so fiel das Volk über den Schuldigen her und „tödtete ihn gewöhnlich ohne Umstände, nach„dem es ihm tausend Marter hatte ausstehn „lassen, wenn auch die That ganz ohne Vor„satz geschehn war. Auch diejenigen, die eins „von jenen Thieren todt antreffen, fangen aus „allen Kräften an zu heulen und zu jammern „und betheuern, daß sie das Thier in diesem „Zustande angetroffen haben.“ *) Weder die Ehrfurcht für den Römischen Nahmen, noch der wirkliche Vortheil, den die Egypter dabey hatten, wenn sie sich gegen diese Nation mäßigten und eben so wenig das ganze Ansehen des Königs Ptolomäus und seiner Staatsbedienten konten das Volk abhalten, den Todtschlag einer Katze durch den Todtschlag eines Römers, der sie getödtet hatte, auszusöhnen. „Dies erzähle ich, sagt Diodor, nicht einem „andern nach; nein, ich bin während meinen „Aufenthalt in Egypten selbst davon Zeuge „gewesen, ob es gleich den Schein des Fabel„haften und Unglaublichen hat. Man wird

*) Diodor. ibidem.

„noch mehr erstaunen, wenn ich sage, daß „während einer Hungersnoth, die Egypten „heimsuchte, die Menschen daselbst so weit ge„bracht wurden, daß sie sich einander selbst „auffrassen, ohne daß sich jemand das Ver„brechen zu Schulden kommen lies, sich an „ein heiliges Thier vergriffen zu haben. "Ich „kann versichern," sagt er weiter, „daß es „weit leichter ist, alle hiesigen Gebräuche in „Absicht des Ochsen, des Bocks, des Croco„dils, des Löwen u. s. w. zu erzählen, als „glaublich zu machen." Kurz ausser den Fremden war Niemand im Stande eins dieser Thiere zu tödten. „Man hat selbst nicht ein„mal," schreibt Cicero, *) „das Gerücht „verbreitet, daß ein Egypter jemals eine solche „Uebelthat begangen habe. — — — Es „giebt keine Marter, die er nicht lieber litte, „als daß er einem Ibis oder einem andern gött„lich verehrtem Thiere Uebels zufügte." Indessen war doch das, was Cicero hier anmerkt, eine Sache die nicht allenthalben beobachtet wurde: denn dasselbe Thier, das in einer Gegend vergöttert ward, wurde in einer andern oft gleichgültig angesehn und auch wol gar getödtet, wenn es schädlich war, ohne, daß man sich ein Gewissen daraus machte. So entgegengesetzte Behandlungen der heiligen Thiere

*) Cicero. Tuscul. L. V.

Thiere mußten nothwendig Streitigkeiten zwischen den benachbarten Provinzen hervorbringen; da, wie bekant ist, die Verschiedenheit des Gottesdienstes lebhafte Erbitterungen zu erregen pflegt. Von den Religionskriegen, die die Egypter unter sich führten, hat man genug gesagt; diese Kriege aber mußten hier einer besondern Ursache halber, die sich mit der Hauptursache verband, weit heftiger seyn, als anderswo. Die natürliche Antipathie zwischen verschiedenen Thiergattungen mußte diejenige, die zwischen den kleinen Völkern, die solche Thiere zu Fetische gewählt, statt hatte, nothwendig vergrößern. Es war nicht wol möglich, daß die Verehrer der Ratze lange mit den Verehrern der Katze in gutem Vernehmen stehen konten. Diese Kriege geben indessen einen neuen Beweis, daß es bey den Egyptern blos auf ein Thier, an und für sich selbst, nicht aber als ein willkührlich gewähltes Sinnbild der wahren Gottheit betrachtet, ankam: denn sonst fiel alle Ursache zur Zwietracht weg; weil alle diese Sinnbilder sich auf einen und denselben Gegenstand bezogen, wie Wörter in manchen Sprachen, die von einander unterschieden sind, und doch einerley Sache bedeuten.

Wenn diese ganze Beschreibung nicht einen unmittelbaren und eigentlichen Gottesdienst

bezeichnet, so weiß ich nicht, wie man ihn anders als einen solchen zeigen soll. Die Anmerkung des Abts Banier, *) daß nicht jede Verehrung (culte) eine religiöse Verehrung und nicht jede religiöse Verehrung eine eigentliche göttliche Anbetung (λατρεια) sey ist zwar wahr, aber es ist schwer die Anwendung zu zu lassen, die er hier von dieser Maxime machen will. Diodor berichtet ausserdem eine Begebenheit, die sich auf die Verehrungsgeschichte der Fetischen in Nigritien bezieht, und zwar auf eine Weise, die zu verstehen giebt, daß er nicht davon entfernt war, die Egyptische Denkungsart in Ansehung dieses Punkts mit den Religionsbegriffen der übrigen rohen Völker in Afrika für ähnlich zu halten. Er erzählt erstlich, wie zu der Zeit, da Agathocles die Carthaginenser bekriegte, Eümachus, einer von dessen Unterbefehlshabern, auf Entdeckungen im Lande der Schwarzen jenseits Numidien abgeschickt wurde und fährt endlich fort: "Indem er, Eümachus, auf seiner "Entdeckungsreise weiter fortrückte, befand er "sich in einem Lande, das ganz mit Affen an"gefüllt war und wo es dreyerley Arten von "Städten gab, die alle drey nach jenem Thier "benant waren und die wir auf Griechisch Py"thecusen nennen würden. Ihre Sitten und "Lebens-

*) Mytholog. VI. 4.

"Lebensart sind sehr verschieden von den unsri-
"gen. In der That muß man sich vorstellen,
"daß die Affen, die in diesem Lande, so wie
"in Egypten die Hunde, Götter sind, zusam-
"men mit den Menschen in den Häusern woh-
"nen und daß man sie in den Küchen und am
"Tische nach Belieben essen läßt. Eltern be-
"nennen ihre Kinder nach diesen Thieren, wie
"bey uns die Kinder nach unseren Gottheiten
"benant werden, und tödtet jemand ein solches
"Thier, so kann er als ein Hauptverbrecher
"dem Tode nicht entgehn. Es ist bey ihnen
"sogar ein Sprichwort daraus entstanden, näm-
"lich man pflegt zu solchen, die man der ärgsten
"Verbrechen fähig hält, zu sagen: Ihr habt
"Affenblut gesoffen." *) Einer der dringend-
sten Bewegungsgründe, den die Israeliten ge-
gen Pharao anführten, um die Erlaubniß
zum Abzuge aus seinem Reiche zu erhalten,
war der, daß ihnen ihre heiligen Gebräuche
solche Thiere zu opfern vorschrieben, deren
Opferung Pharaos Unterthanen nicht anders
als mit Abscheu ansehn könten. Diese ganze
Egyptische Thieranbetung ist sehr alt. Die
Bibel beschreibt sie uns nicht als sinnbildlich
oder allegorisch, sondern als eine blosse unmit-
telbare göttliche Verehrung der Thiere. Es
ist nicht zu läugnen, daß die Anbetung des

*) Diodor. Lib. XX.

goldenen Kalbes in der Wüste Nachahmung des Egyptischen Gottesdienstes gewesen; die Schrift giebt auch nicht zu verstehen, daß dies eine blosse figürliche oder sinnbildliche Anbetung gewesen sey. Ohne auf das göttliche Ansehen eines inspirirten Schriftstellers zu rechnen, mußte Moses auch als blosser menschlicher Geschichtschreiber, so wie sein Jahrhundert von der Denkungsart der Egypter die besten und sichersten Nachrichten haben. Er unterscheidet genau die drey Gattungen der Verehrung, *) woraus der Egyptische Gottesdienst zusammengesetzt war; nämlich die Götzenbilder, dann die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die schlangenartigen Thiere, die Fische und endlich die Gestirne. Das Mosaische Gesetz verbietet unter den härtesten Drohungen alle Theilnehmung an diesen Fetischendienst. Ihr sollt euch, sagt es, keine Bilder **) so wenig von Land- als Seethieren machen. Ihr sollt keine heilige Haine haben: ihr sollt künftig behaarten, (das ist ***) den wilden und Haus-) Thieren keine Opfer bringen. So muß das Wort, Seirim, pilosi, hirsuti, übersetzt werden, oder wie Juvenal davon sagt, lanata animalia, und nicht durch Dämone, wie man

es

*) Deuteron. IV. 16.
**) Deuteron. XVII. 21. . . 8.
***) Levit. XVII. 7.

es in der Folge in den Zeiten übersetzt hat, als die geheimen Wissenschaften und der Platonismus gangbar waren. Daher bildeten sich, sagt Maimonides, *) die Götzendiener ein, daß die bösen Dämonen sich den Menschen unter der Gestalt der Ziegenböcke zeigen; eine Meinung, die beym gemeinen Volke noch vorhanden ist, daß nämlich der Teufel an den Hexenfesten unter dieser Gestalt erscheine, und die vieleicht von jener Einbildung den Ursprung hat.

Nachdem wir nun die Vergleichung zwischen der alten Egyptischen Religion und der Religion der übrigen Afrikaner auf die Gleichheit der Handlungen gegründet haben, die eine Aehnlichkeit in der Art zu denken voraus setzt (eine Aehnlichkeit, deren Ursprung wir bald in den Hauptursachen die bey der Menschlichkeit überhaupt statt finden, aufsuchen werden;) so gehen wir nun weiter zu einigen einzelnen Gebräuchen beider Völker, die uns in der hierüber gefasseten Meinung bestärken werden. Man findet bey den Leichenbegängnissen beider Völker eine besondere Gewohnheit, die eine und ebendieselbe zu seyn scheint. Die Negern haben den Gebrauch, den Fetisch, dem der Verstorbene die mehrste Ehrerbietung bezeugt,

*) Doct. perplex: III. 4. 6.

mit ihm in das Grab zu legen. Eben so findet man in den Egyptischen Gräbern neben den Mumien Katzen- Vögel- und andere Thierske-lette, die mit eben der Sorgfalt, wie die menschlichen Cörper einbalsamirt sind: es ist also sehr wahrscheinlich, daß es der Fetisch des Verstorbenen sey, den man mit ihm balsamirt hat, damit er ihn bey der künftigen Auferste-hung wieder finden könne, und derselbe dem Verstorbenen in der Zwischenzeit zum Verwah-rungsmittel wider die bösen Geister dienen möchte, die, wie man glaubte, die Seelen Verstorbener beunruhigten. *) Der Löwe, die Ziege, der Crocodil u. s. w. waren in Egypten Orakel, wie die Fetische in Nigritien. **) Bey beiden Völkern findet man die Gottheiten mit Priestern und Priesterinnen versehn, die einen von der übrigen Nation abgesonder-ten Stand ausmachen, und deren Verrichtun-gen von den Eltern auf die Kinder kommen. Alle tragen ihren Fetisch bey sich, es mag nun im Kriege oder bey andern wichtigen Gelegen-heiten seyn, wo die rege gewordene Furcht auch stets die Andacht aufweckt. Will man eine ähnliche Betrügerey kennen lernen, wie die ist, deren sich die Afrikanischen Priester der gestreiften Schlange bedienen, um unter dem

Vor-

*) Kirker. Oedip. Aegypt.
**) van Dalen de Orac. CXIII.

Vorwand der Andacht, mit den jungen Mädgen ein unerlaubtes Vergnügen zu haben, so wird die Geschichte der Priester des Hundes Anubis und der Pauline nicht die einzige seyn, die sich zur Vergleichung schickt. Die Negern essen nie das Thier, welches ihr Fetisch ist, wol aber den Fetisch einer andern Provinz: eben so wars in Egypten: die ausserordentliche Ehrfurcht, die man in einer Gegend daselbst für eine Thiergattung hatte, war nicht vermögend, derselben die geringste in der benachbarten Landschaft zu wege zu bringen. Was für ein Verbrechen würde es aber nicht gewesen seyn, zu Bubastis eine Katze zu tödten, zu Memphis, oder in Indien eine Kuh zu essen! Einige Gelehrte, *) deren Meinung ich aber nicht beypflichte, haben geglaubt, daß dies zuerst zu der religiösen Gewohnheit, sich gewisser Arten von Fleisch zu enthalten, Anlaß gegeben habe. Zur Belohnung für den Tribut der Ehrerbietung, den man dem heiligen Thiere entrichtete, mußte es seiner Seits die Nation mit Wolthaten überschütten; und was mich noch mehr auf den Gedanken bringt, daß die Egypter in diesem Punkt mit den Negern äusserst gleichförmig dachten, ist die Rache, die die Priester an ihren Göttern ausübten, wenn sie übel mit ihnen zufrieden waren. „Wenn

*) Marsham. Canon. Chron.

„die Dürre, sagt Plutarch *), im Lande vie„les Elend und pestartige Krankheiten verbrei„tet, so nehmen die Priester das heilige Thier „während der Nacht an einem geheimen Orte „vor, und kündigen demselben erstlich die här„testen Drohungen an; hört das Uebel dann „nicht auf, so bringen sie es stillschweigend „ums Leben und betrachten solches als eine ei„nem bösen Geiste angethane Strafe.“ Die Chineser thun fast eben dasselbe: sie prügeln ihre Götzen, wenn ihre Bitten gar zu lange unerhört geblieben sind: auch die Römer machten es so; denn wie August durch Stürme zweymal seine Flotte verlohren hatte, züchtigte er den Neptun indem er verbot, sein Bild neben den andern Göttern in Prozeßion zu tragen. **)

Wie wir gesehn haben, so haben die Negern Hauptfetische für eine ganze Provinz ohne Beeinträchtigung der besondern Fetische einer jeden kleinen Landschaft. Eben so gab es bey den Egyptern Thiere, deren Gottheit blos auf gewisse Oerter eingeschränkt war, wie der Bock oder der Ibis: auch gab es andere, die durchgehends im ganzen Lande mit Ehrerbietung angesehen wurden, wie der Widder in Ober- und

*) In Iside.
**) Man s. d. le Comte Reisen und d. Sueton in Aug.

und der Ochse in Niederegypten. Micerinus (Mis-Ceres), ein alter Egyptischer König, hatte seine Tochter verlohren, die er ausserordentlich liebte, und wollte, daß ihr nach ihrem Tode göttliche Ehre erwiesen werden solte, wozu er kein anderes Mittel fand, *) als den todten Cörper in das Bild einer Kuh einzuschliessen, welches darauf in eine Capelle in der Stadt Sais gesetzt wurde, wo man täglich vor dasselbe räucherte und brennende Lampen daneben setzte. Er wählte zu diesem Zweck eins von den göttlichen Thieren, die am durchgängigsten verehrt wurden; dies ist ein starker Beweis, daß der Fetischismus und Sabäismus von Anfange an die beiden einzigen üblichen Religionen Egyptens waren, und daß die Errichtung von Bildsäulen in menschlicher Gestalt daselbst selten, ja wol gar nicht einmal gebräuchlich war, so wenig wie die abgöttische Verehrung vergötterter Menschen; womit, beyläufig anzumerken, Egypten fast nichts zu thun hatte und die gleicherweise auch in Nigritien ungewöhnlich ist.

Da die Fetische die Götter Afrikas sind, so sind sie auch billig Orakel und Talismane daselbst: sie haben blos diese lezte Ehre bey den Afrikanischen Mohren, die durch die Mahome-

*) Herodot. II. 126.

homedanische Religion einige Kentniß von dem alleinigen Gott erhalten haben, und ebengedachte Religion macht, wiewol sie bey ihnen sehr entstellt ist, den Grund der Ihrigen aus. Was die Negern betrift, so sagt Loyer: "Wenn einer von ihnen in irgend eine Verle- "genheit geräth, so urtheilt er sogleich, daß "sein Fetisch erzürnt seyn müsse, und er sucht "sorgfältig ein Mittel auf, wodurch ihm der "Wille desselbe bekant werde. Man nimt "alsdann seine Zuflucht zu den Wahrsagern, "um die sogenante Tocke zu machen, die mit "vielen Mysterien und Ceremonien verbunden "ist. Der Wahrsager nimt neue lederne Rie- "me, einen Finger breit und mit kleinen Feti- "schen besetzt, in der Hand, flechtet sie inein- "ander wobey er einige unverständliche Worte "ausspricht und wirft sie aufs Ohngefähr zwey "bis dreymal von sich. In der Art, wie sie "auf die Erde fallen, liegt ein göttlicher Be- "fehl, den der Wahrsager erklärt." Vermöge eines nicht unähnlichen Gebrauchs stellte sich der König von Babylon *) auf einen Kreuzweg und warf Pfeile auf, wie die Negern geflochtene Rieme; und auf ähnliche Weise liessen die Assyrer nach Theokrits **) Bericht einen magischen Kreisel herumlaufen, der mit

*) Ezech. XXI. 21.
**) Theocrit. in Pharmac.

mit Saphiren und Blechplatten, worauf astrologische Charaktere eingegraben waren, ausgelegt war. Man peitschte ihn unter Anrufung der Geister mit einem Riem herum. Michael Psellus läßt vermuthen, daß sich auch die Egypter desselben bedienten, weil er einen ähnlichen Kreisel, genant Yitige, anführt, indem er von ihnen redet. Man weiß in der That, daß die Egypter vermöge einer gebräuchlichen Methode, den göttlichen Willen zu erfahren, die mit der Tocke, der Yinge und den Pfeilen nahe verwandt ist, durch Besichtigung vieler auf einem Grunde zusammengesetzter Edelgesteine den Himmel um Rath fragten. Der Name, den man dieser Wahrsagungsart in der Landessprache gab, ist mir unbekant. Es könte wol der seyn, den ein wirklich heiliger Gebrauch bey den Hebräern *) führte; es sey nun, daß die Egypter ihn bey den Hebräern wahrnahmen und ihn mißbrauchten, um ihn in Aberglauben ausarten zu lassen; oder, daß die Hebräer, wie einige geschickte Männer behauptet haben, diese Wahrsagungsart, die wirklich zu ihrem Besten eingeweiht ward, wie sie ihre Gesetze bekamen, aus Egypten mitgebracht haben, gleich einigen andern fremden bey ihnen zur Gewohnheit gewordenen Gebräuchen. Man nante sie in

Pa=

*) V. Selden. Syntagm. p. 39. & 40.

Palästina Erklärung der Wahrheit von den Worten Orah (Licht) und Themah (bewundern) *) die sich im eigentlichen Verstande durch bewundernswürdiges Licht und ihrem figürlichem Sinne nach durch Offenbahrung der Wahrheit übersetzen lassen. Man hat also Ursache zu vermuthen, daß die Egyptischen Priester die Wahrheit offenbarten und die göttlichen Befehle verdollmetscheten, indem sie den Glanz, den gewisse Edelsteine als Fetische, von sich warfen, wenn man die Sonnenstrahlen darauf fallen ließ, verbanden und zusammensetzten. In Canaan machte man ähnlicher Rathfragungen halber dem Priester Gottes Ephods; dies sieht man aus der langen Erzählung **) von einem abergläubischen Gebrauche des Hebräers Micha der sich auf dem Gebürge Ephraim aufhielte: allein alle diese Egyptischen oder Phönizischen Methoden, durch den Ephod oder Urim und die Besichtigung der Metalplatten, worauf etwas eingegraben war und womit man die Theraphime verzierte oder die man in den Mauern des Tempels einfaßte, die Zukunft zu erfahren, waren abgöttisch, diejenigen ausgenommen, die Jehovah ***) ausdrücklich für den Hohenpriester Aaron eingeweiht

*) S. Philo vom Leben Mosis C. 3. und Richard Simons Wörterb.

**) Judic. XVII.

***) Joseph. Hyppomnestic. apud Th. Gale in Jamblic.

geweiht wissen wolte; und obgleich die Urim und der Ephod eine Art von Theraphime *) oder Talismanischer Fetischen waren und das Buch der Richter, wie auch der Prophet Hosea den Ephod und Theraphim als gleichbedeutende Nahmen nennen, so betrachtete man doch die Theraphim als von Fremden angenommene Zeichen der Abgötterey: hingegen waren der Ephod und die Urim bey den Hebräern die besondern Zeichen Jehovahs, die er selbst gewählt, um durch solche Zeichen in der Stiftshütte seinen Willen zu offenbaren: auch versteht David Kimchi durch den Ephod die wahre Gottesverehrung und durch die Theraphim den ausländischen Gottesdienst.

Man hat, vieleicht, weil die Sagen vom Fetischismus der Egypter in größerer Menge bis auf uns gekommen sind, oder weil dieses bis zur Ausschweifung abergläubische Volk in der That zu demselben mehr geneigt gewesen ist, (wie es denn auch scheint, daß kein andres Volk so viele und von einander so verschiedene Fetische gehabt) die Egypter in diesem Betracht mit Spöttereyen überhäuft, woran die übrigen Morgenländer, ihre Nachbarn und selbst, wie Aelian **) anmerkt, die Griechen Theil zu haben verdienten.

Ich

*) loco citato . . . 3. 4.
**) Aelian. de anim. XII. 5.

Ich fange nun die umständliche Beschreibung des Asiatischen Fetischismus mit der Nation an, die zunächst an Egypten gränzt, nämlich mit den Arabern, *) deren Gottheit von alten Zeiten her ein blosser viereckigter Stein war: ein anderer von ihren berühmten Göttern, der Arabische Bachus, den man Disarnante, war ein anderer Stein, sechs Fuß hoch. Man kann den Arnobius **) von den göttlichen Steinen in Arabien sowol, als zu Pacsinunte nachsehen. Man darf nicht daran zweifeln, daß der so berüchtigte, als alte Stein im Tempel zu Mecca, der von den Mahomedanern, ungeachtet ihrer gesunden Begriffe von dem alleinigen Gott, so verehrt wird und wovon sie eine Erzählung machen, die sich auf den Ismael bezieht, ehemals ein ähnlicher Fetisch gewesen ist. Nahe dabey war der Gott Casius, von dem man auf einigen Münzen eine Abbildung sieht, nämlich es war ein mitten durchgeschnittener runder Stein: Cicero nante ihn auch Jupiter lapis. In dem Stamm Coresh war ein Acazienbaum der Gegenstand der Verehrung. Kaled aber ließ auf Befehl Mahomeds den Baum mit der Wurzel vertilgen, und die Priesterinnen desselben tödten. Der Stamm von Madhaï hatte

*) Maxim. Tyr. Orat. 38.
**) Stephan. Byz. Arnob. Lib. VI.

hatte einen Löwen zur Gottheit und der von Morad ein Pferd: der von Amiyar im Lande Yemen (dies sind die alten Homeriten) einen Adler. *) Dieser heilige Adler wurde in der Landessprache Nasr genant und diese Deutung lehrt uns dem Anschein nach besser, als irgend eine andere, was es mit dem in der Bibel erwähnten Gott Nisr oder Nisroch für eine Bewandtniß hat: jedoch hat man dies Wort auch auf verschiedene andre Arten erklärt, die ich nachher anführen werde.

Allein laßt uns itzt zu Dingen kommen, die vor diesem allen vorhergehen und bis zu dem höchsten Alterthum, dessen man sich unter den heidnischen Völkern erinnert, hinaufsteigen. Wir werden dabey sehen, was für einen Begrif sie sich selbst von der ersten Entstehung der Verehrung der Gestirne, der Elemente, der Thiere, der Pflanzen und Steine machten. Man wird nicht ohne Ursache, aber doch mit einiger Befremdung bemerken, daß je älter das Zeugniß ist, desto einfacher, natürlicher und wahrscheinlicher die Sache vorgestellt wird; und daß die erste Ursache von der Einführung dieses Gottesdienstes, die man angegeben hat, noch bis itzt die beste und wahrscheinlichste ist, die jemals ist angeführt

*) Vid. Alsharistani.

worden: sie könte also hinlänglich seyn, wenn ihre Einfachheit, die nicht erlaubt, eine Anwendung davon auf so viele verschiedene Gegenstände der göttlichen Verehrung bey den wilden Völkern zu machen, uns nicht die Verbindlichkeit auflegte, zu einer andern noch allgemeinern Ursache Zuflucht zu nehmen. Es giebt nichts älteres und richtiger ausgeführtes über den ersten Gottesdienst der alten wilden Nationen des Morgenlandes, als das, was man über diesen Punkt in dem Fragment vom Sanchoniaton liest: dies ist ein unverdächtiges Werk, wenn man es von Grund aus untersucht, obgleich es sowol vom Philo von Biblos, dem eigentlichen Uebersetzer, als vom Eusebius erklärt und glossirt ist: der leztere hat einen Auszug davon gemacht und überhaupt haben alle beide ihre Gedanken in den Originaltext mit eingemischt. Sanchoniaton hat nicht nur das Verdienst eines hohen Alterthums, sondern auch noch dieses, daß er solche Schriften, die noch älter, wie die Seinigen waren, vor Augen hatte, die er, wie er sagt, theils aus den besondern Annalen Phönizischer Städte, theils aus den in den Tempeln aufbewahrten Archiven gezogen; und daß er die Schriften des Egypters Thoth sorgfältig aufgesucht und vorzüglich zu Rathe gezogen hatte: denn, sagt er, ich war versichert, daß Thoth, da er der Erfinder der Buchstaben war,

war, auch nothwendig der erste Schriftsteller seyn mußte. Man sehe, wie sich der Phönizische Schriftsteller über die Verehrung materieller Gegenstände erklärt. Die Stelle ist sehr wichtig, vernünftig und deutlich. *) „Die „ersten Menschen hielten die Erdgewächse für „heilige Wesen: sie schätzten sie so hoch als „Götter und beteten sie an, weil sie vermit„telst dieser Erderzeugnisse ihr Leben erhielten, „solchen das Leben ihrer Väter bereits zu dan„ken hatten und ihnen das Leben ihrer Kinder „in Zukunft noch zu danken haben solten. „Sie gossen Trankopfer darauf aus. Die „Erfindung eines solchen Gottesdienstes schick„te sich zu ihrer geringen Kenntniß und Gei„stesschwäche sehr gut — — Aion hatte „ausfindig gemacht, wie man sich von den „Bäumen ernähren könne — — Genos „und Genea, seine Kinder, hoben ihre Hän„de empor gegen die Sonne, die sie für den „einzigen Gott des Himmels hielten und sie „daher Baal-Samain (Herr des Himmels) „nanten. (Hier rückt der Uebersetzer, Philo, folgende Anmerkung zwischen ein, die sich auf seinen Gegenstand bezieht, welches der war, die systematischen Meinungen der Griechen zu widerlegen.) „Nicht ohne Ursache machen „wir so oft diese Unterscheidungen: sie die„nen

*) Sanchoniaton apud Euseb. I. 9. & 10.

„nen dazu, Handlungen und Personen „kenntlich zu machen. Die Griechen, die „darauf keine Rücksicht nahmen, haben „oft eine Sache für die andere genommen, „wozu sie durch zweydeutige Wörter ver„leitet worden sind. — — Die reissenden „Stürme bewegten die Bäume im Lande Ty„rus so heftig hin und her, daß das Holz durch „die starke Bewegung in Brand gerieth und „ein Wald abbrante. Usoos nahm einen „Baum, hieb die Aeste ab und war so kühn, „sich auf dem Stamme dem Meere anzuver„trauen. Er weihte dem Winde und dem „Feuer zween Säulen; betete solche an und „goß das Blut der Thiere, deren er sich auf „der Jagd bemächtigt hatte, als ein Opfer „vor dieselben aus. Wie dieses Menschenal„ter ausgestorben war, machten die Uebrigge„bliebenen die Baumäste zu einer heiligen Sa„che, beteten die Säulen an und feyerten ih„nen zu Ehren jährliche Feste. — Uranos „fand die Boetyles und verfertigte die beseelten „Steine, oder (wie Bochart es richtig ver„bessert) die mit Fett gesalbten Steine, lapides „unctos.“ Sanchoniaton redet ferner in demselben Fragmente von den Apotheosen, von vergötterten Menschen, von Errichtung der Tempel und Bildsäulen, von den Menschenopfern u. s. w. Seine Geschichte bestand in neun Büchern, wovon das erste eine Erzählung

lung enthielt von den in Canaan allgemein gangbaren Muthmassungen über den Ursprung der Dinge, der Menschen und der Künste; über die Bildung der Welt; über die ersten Urheber einer jeden gemeinen und nützlichen Erfindung des Lebens; über die Einführung der Gottesverehrung; über die Häupter der Nationen, besonders der Phönizischen und Egyptischen; über die Gründung der unumschränkten Gewalt. Alle diese Punkte sind hier nur im Groben berührt, welches blos hinreicht, den Leser mit den merkwürdigsten Begebenheiten einigermassen bekant zu machen; vieleicht, weil der Schriftsteller aus Mangel ausgebreiteterer Kentnisse sich in keine genaue und ausführliche Aufzählung besondrer Punkte hat einlassen können, oder weil der Auszug, der uns davon übrig ist, blos eine Abkürzung des Originals enthält. Seine Erzählung, die zwar in natürlichen Dingen ziemlich unverständlich, in Begebenheiten und vorgeblichen Genealogien ziemlich ohne Zusammenhang und oft mit pöbelhaften Fabeln vermischt ist, giebt uns doch eine ganz gute Kentniß von dem Glauben des Cananäischen Volks über diese Punkte und von ihren alten Sagen. Sie sind im Grunde dem Glauben und den Sagen der benachbarten Völker, nämlich der Chaldäer, Hebräer, Egypter und selbst der Griechen im Ganzen genommen und was die mehresten

Hauptartikel betrift, sehr ähnlich. Man sieht hier, daß sie alle die bey ihnen vorhandenen mündlichen Sagen aufgezeichnet haben und zwar über einen und ebendenselben Vorrath von Ideen; obgleich die Wahrheit, die man allein bey den Hebräern lauter wiederfindet, bey den benachbarten Nationen oft vernachläßsigt oder verunstaltet ist. Was aber die genaue und ausführliche Beschreibung der Nebenumstände betrift, so stimmen sie nicht mehr überein und dies ist sehr natürlich. Trägt sich nicht eben dies in den Geschichten neuerer Begebenheiten zu, die demungeachtet in der Hauptsache übereinstimmen? Nichts ist vergeblicher gewesen, als die Bemühung und Voraussezzung, mit der man eine durchgängige Gleichförmigkeit in den Meinungen der Alten hat festsetzen wollen. Jedes Land hat seine eignen Erdichtungen, die mit denen in einem andern Lande nicht übereinstimmen und die man demselben lassen muß, wie sie sind.

Ich möchte gern glauben, daß das Werk des Sanchoniaton den Titel führte, Ursprung der Phönizier, περὶ τῶν Φοινικίκων στοιχείων, de Phœnicum elementis, und daß das Buch dieses Schriftstellers, das auch Philo unter obigem Titel anführt, nichts anders als sein dem Könige Abi-Baal zugeschriebenes

benes großes Geschichtbuch, in neun Büchern bestehend, ist, bey dem, wie man sieht, sein Hauptzweck gewesen, von Erfindern der Künste zu reden, die sich von Zeit zu Zeit berühmt gemacht; eine Geschichte der Apotheosen zu schreiben, mit Anzeige derer, die für ihre nützlichen Erfindungen unter die Götter versetzt und öffentlich verehrt worden; ferner die Festsetzung der göttlichen Verehrung gewisser Gegenstände, wie der Gestirne, der materiellen Dinge, oder der Menschen zu unterscheiden. Er meldet uns, welche materielle Dinge von den ältesten Zeiten her verehrt wurden; und vieleicht führte er deren noch weit mehrere in seinem Werke an, wovon uns nur ein kleiner Theil noch übrig ist: denn wir wissen es aus andern Nachrichten, daß solche Gegenstände in dem Lande, dessen Geschichte er schrieb, sehr häufig und mannigfaltig waren.

Benhadad, *) König von Damascus, hatte eine Gottheit, genant Rimmon, welches Wort einen Granatapfel, oder Pommeranze im Hebräischen bedeutet. Palästina hatte gewisse Fische, die man in der Landessprache Dagon und Atergatis nante; (Dag, piscis; Ader-dag, magnificus piscis) ferner **) Schafe (Astheroth oves); Ziegen,

*) 4. Reg. 5. 18. & Selden II. 10. & Cleric. in h. l.
**) Dav. Kimchi in Reg. I. 5.

oder andere kleine Thiere, genant Ana-Melech, (Pecus rex); *) eine Taube, die man nach der Zeit Semiramis genant hat; einen viereckigten Stein, den man auch seitdem Astarte oder Venus Urania nante: denn man muß sich, wie der Dichter Milton in gleichem Falle sagt, der Nahmen bedienen, die man nach der Zeit den Gottheiten gegeben, die anfänglich noch keine hatten. **) Das Buch der Weisheit sagt: nomen lapidibus & ligni imposuerunt. Der Nahme einer andern Phönizischen Gottheit, Asarah, die der König Josias ***) verbrennen ließ, wird gewöhnlich übersetzt durch, Idolum ex luco; und dies scheint eher einen geheiligten Hain, als eine Bildsäule aus Holz zu bedeuten. Nisr, eine der Gottheiten Ninives, bedeutet, wie man sagt im Persischen so viel als dichtbelaubtes Holz ****): es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß diese und die Gottheit des Königs Sennacherib (Senny-cherif), welche man Nisroch nante und deren Nahmen Kircker †) durch Arche, oder Canot übersetzt, einerley sind Einer großen metallenen Wespe, die mit talismanischen Ceremonien unter dem Aspect

des

*) Vid Nigid. apud German. in Arat Phænomen.
**) Pausan. in Attic. C. 14.
***) IV. Reg. 23. 6. . .
****) Hyde Rel. Persar. C. 4. 5.
†) In Pantheo.

des Planeten Jupiter geschmiedet war, gab man den Nahmen, Khomos:*) Kurz, dies ist ein Gemisch von Fetischismus und Sabäismus. Ich will hier nichts vom Bel-zebub, d. i. Fliegengott, sagen; da ich überzeugt bin, daß Belzebub und Belzebul Abänderungen und ironische Aussprachen sind von Beel-Sebuth, welches, wie mir scheint, mit Baal-Sabaoth, lat. Jupiter Sabazius, d. i. Gott der Heerschaaren, oder vielmehr Gott der Morgenländer, einerley Wort ist; gleichwol haben auch die Griechen einen Jupiter Fliegenverjager, Ζεὺς ἀπομυος, gehabt. Aglibel, oder der runde Gott, lat. rotundus Dominus (Agli-Baal), ein kegelförmiger runder Stein, war die Gottheit der Fetischisten von Emesse, während die Sabäisten von Palmyra die Sonne unter eben diesem Nahmen anbeteten. Man sieht dieses auf einem Stücke Marmor, das von dieser stolzen Stadt übrig ist, worauf man zwey Sonnen abgebildet hat mit der Griechischen Inschrift: Aglibel und Malachbel, die Gottheiten des Landes. Selden Syntagm. II. S. 149. erklärt das Wort Aglibel, oder Ahgol-Baal, durch rotundus Deus. Andere behaupten, es bedeute so viel, als vitulus Deus, und dies hat allemahl einen Zusammenhang mit der Verehrung

*) Hyde ibidem.

vergötterter Thiere. Der Gott Abbadir (Abb-adir, Pater magnificus) war ein Kieselstein und die Göttin von Biblos beynahe ein eben solcher Stein. Nicolaus von Damascus beschreibt einen solchen Fetisch:*) "Es "ist, sagt er, ein runder polirter, weißlichter "mit rothen Adern gestreifter Stein, beynahe "eine Spanne im Durchmesser groß." Diese Beschreibung macht uns einen Begrif von der Gestalt der vergötterten Steine, die, wie Sanchoniaton sagt, Boetyles genant wurden und deren Verehrung, nach ebendesselben Bericht, so alt ist, daß er den Uranos zum ersten Urheber derselben macht. Die Steine dieser Gattung, die man in großer Menge auf dem Berge Libanon in Ordnung gestellt sahe, waren vordem die großen Landesgottheiten.**) Es gab von dieser Gattung einige zwischen Biblos und Heliopolis, die Wunder bey tauffenden thaten, man weihete sie dem Jupiter, der Sonne, dem Saturn und der Venus.***) Die in Windeln gewickelten Steine, die Saturn, nach der Griechischen Fabellehre, statt seiner Kinder verschluckte, waren solche Boetyles. Dies erinnert uns an die in Pelzwerk, in baumwollenen ****) und leinenen Zeugen gewickel-

*) Apud Euseb. præpar. L. I.
**) Damasc. apud Photin. n. 242. p. 1063.
***) Asclepiad. apud Damasc. ibid.
****) Hezich. v. Βαιτιλ.

gewickelten Stücken von Stein oder Holz, die man auf den Amerikanischen Inseln und bey den Wilden in Louisiana findet, und die von ihnen an dem heiligsten Platze in ihren Tempeln im Innersten der Wälder sorgfältig verborgen werden.

Wenn man sich auf das Zeugniß des ganzen Alterthums verlassen kann, so ist es gewiß, daß die Syrer die Fische und Tauben göttlich verehrten, oder solche doch wenigstens mit vieler Ehrerbietung betrachteten. Sie assen nie Fische aus Furcht, die beleidigte Gottheit möchte ihnen ein Aufschwellen des Leibes dadurch verursachen. Wenn sie ein solches Verbrechen auf sich geladen hatten, so söhnten sie es durch harte Busse und durch Bedeckung des Leibes mit Säcken und Asche nach dem Gebrauche der Morgenländer wieder aus. Im Selden *) kann man die ganze Geschichte dieses, wie auch des Samaritischen Gottesdiensts zur Ehre einer auf dem Berge Garizim gefundenen Taube nachsehen. Es ist kein Wunder, daß die fremde Colonie, die von Chusistan nach Samarien gekommen war, auch die an ihrem Geburtsorte übliche Verehrung mit nach ihrem neuen Wohnplatze gebracht hat. Der Talmud wirft den Samaritern sogar vor, daß

sie

*) Syntagm. II. C. 3.

sie ihre Kinder im Nahmen dieser Taube beschneiden liessen. Doch dies kann auch wol eine Verläumdung seyn, die der Haß gegen diese Fremden den Juden eingab.

Durch den Gottesdienst, den ebengedachte Fremde in Israel einführeten, erfahren wir, welche Thiere in den verschiedenen am Euphrat belegenen Gegenden vergöttert worden waren. Wie der König Assyriens, Salmanassar, die zehn Stämme gefangen weggeführt hatte, ersetzte er ihre Stelle durch Colonisten, die er aus seinen eigenen Ländern ausgehoben hatte. Er schickte von Babylon, von Cuth, von Hawa, von Emath und von Sepharwaim Leute dahin. *) "Jedes dieser Völker setzte "seine besondere Gottheit in den Tempeln und "an den hohen Plätzen, die die alten Unter"thanen des Königes von Samarien errichtet "hatten: jede Nation setzte die Ihrige in der "Stadt, die sie bewohnte. Die von Baby"lon Angekommnen führten die Verehrung ih"res Gottes Succoth-Benoth bey sich ein; "ein Gleiches thaten die Cutheer in Absicht "ihres Gottes Nergal, die von Emath in "Absicht des Asima und die von Hawa des "Nibchaz und Tharthak. Die Sippharіter "liessen zur Ehre der Götter von Sepharwaim

"des

*) IV. Reg. 27. 29.

"des Adramelech und Anamelech, ihre Kin-
"der durchs Feuer gehen." Von der Art wa-
ren die Götter dieser verschiedenen Gegenden;
und wenn man den gelehrtesten Juden, dem
Aben-Esra, dem Rabbi Jarchi und dem R.
Kimchi, wie auch noch andern in den Erklä-
rungen, die sie von dieser Art der Abgötterey
machen, Glauben beymessen will, so bezeich-
nen alle obige Nahmen Assyrischer Gottheiten
eben so viele Thiere. *) Nach der Erklärung
jener Jüdischen Gelehrten ist Succoth-Be-
noth eine Henne mit ihren Küchlein: Nergal
ist eine Fasanhenne, oder ein Auerhahn: Asi-
ma ist ein Bock oder Hammel, oder wie Eli-
as **) meint, ein Affe, eine in Egypten ehe-
mals angebetete Gottheit (Effigies sacri ni-
tet aurea Cercopitheci); die itzt aber in den
Königreichen Bengalen und Pegu sehr geehrt
wird: Nibchaz ist ein Hund, wie der Anu-
bis in Egypten und sein Nahme komt von dem
Morgenländischen Nibch oder Nabach d. i.
bellen: Tharthak ist ein Esel: Adramelech
und Anamelech sind ein Maulesel und ein
Pferd, beide Beherrscher der Heerden; oder,
wie andere meinen, ein Pfau und Fasan. Ich
verlange indessen doch nicht, daß man die Er-
klärung,

*) Selden Synt. II. C. 27. & seqq. Vatabl. in not. ad IV. Reg.

**) Elias Levit. in Tisbi.

klärung, die die Rabbinen von so vielen dunkeln und zweifelhaften Wörtern gemacht haben, für zuverläßig halten soll. Z. B. man weiß, daß Succoth-Benoth hier eigentlich so viel bedeuten solte, als Mädgenzelt: und dann ist es natürlich zu glauben, daß die Babylonische Colonie den unreinen Gebrauch, der in ihrem Lande zur Ehre der Venus Mylitte, wie ihn Herodot *) beschreibt, üblich war, mit nach Samarien brachte. Allein, diese Uebereinstimmung der Ausleger, vermöge welcher sie alle obige Wörter durch Thiernahmen erklärten, zeugt wenigstens, daß man es allgemein gewußt und für wahr angenommen, daß die alten Morgenländischen Völker Thiere für ihre Götter hielten, so wie die heutigen Wilden solche für ihre Fetische halten. Einige Wörter, die man statt Nahmen von falschen Göttern brauchte, wie Adra-Melech, magnificus rex, scheinen mir Ehrenbenennungen zu seyn, die die Sabäisten gleichfals den Gestirnen und die Fetischisten den Thieren gaben. Denn diese beiden Religionen sind in Egypten sowol, wie im Morgenlande so sehr mit einander in einem und ebendemselben Lande vermischt, (selbst auch in China, wo es mehrere herrschende Religionen giebt) daß es heute zu Tage ungemein schwer ist, alles zu unterscheiden,

*) Herodot. I. 199.

scheiden, was sie von jeder Religion besonders hatten. Bey diesen Völkern war es gewöhnlich, die verschiedenen Götterverehrungen so mit einander zu vermischen und eine neue anzunehmen, ohne jedoch die alte fahren zu lassen. Man hat einen Beweis hiervon in der nämlichen Stelle der Bibel. Wie Salmanassar erfuhr, daß die Bewohner der neuen Samaritischen Colonie von den Löwen zerrissen worden, oder wie Josephus *) erzählt und wie die Colonie es selbst in ihrer Samaritischen Chronik sagt, daß sie an epidemischen Krankheiten, die die Luft und die ihnen noch ungewohnten Landesfrüchte verursacht hätten, gestorben wären; und weil Salmanassar wußte, daß man diese Unglücksfälle von der Unwissenheit herleitete, worinn die neuen Bewohner in Absicht der Art und Weise lebten, womit der Gott dieses Landes angebetet seyn wolte, **) eo, quod ignorent ritum Dei hujus terræ, so schickte er ihnen einen von den gefangenen Priestern, der sich zu Bethel niederließ, „***) und "ihnen Anweisung gab, wie sie den Gott des "Landes verehren müßten. Alle diese Völker "hatten ihre eignen Gottheiten beybehalten und "beteten dennoch zugleich den Herrn an. Ob "sie

*) Joseph. Antiq. IX. 14. Chron. Samar. apud Hottinger. in exerc. Antimore.
**) IV. Reg. 17. 26.
***) Ibidem v. 28. 32. & seqq.

"sie nun aber gleich den Herrn anbeteten, so "dienten sie doch auch ihren Göttern nach der "Weise der Völker, aus deren Mitte sie nach "Samarien waren versetzt worden. Diese "Völker leisten noch bis itzt ihren alten Ge- "wohnheiten Folge."

Ezechiel unterscheidet, bey seiner Beschreibung der in dem Tempel des wahren Gottes von den Hebräern begangenen Gräuel, deutlich die vier falschen Religionen, die zu seiner Zeit im Morgenlande gangbar waren, nämlich die Abgötterey der falschen Götter, dergleichen Baal war; zweitens den Fetischismus, oder die göttliche Verehrung der Thiere; drittens die Abgötterey der Halbgötter, oder vergötterter Helden, wie Adonis; und viertens den Sabäismus, oder die Anbetung der Sonne und der Gestirne. *) Folgendes sind seine Worte: **) "Es war der fünfte Tag des "sechsten Monaths, wie ich in meiner Hütte "(in Mesopotamien) mit den Aeltesten vom "Stamme Juda saß, und mit einmal glaubte "ich eine feurige Gestalt zu sehen; sie bestand "unten bis an den Gürtel ganz aus Flammen "und oben aus sehr glänzendem vergoldetem "Metall:

*) Dies ganze Capittel des Ezechiel steht hier nicht wörtlich nach der Bibel sondern nach dem Franz. des Originals. A. d. Ueb.

**) Ezechiel. Cap. 8.

"Metall: diese Gestalt streckte darauf gleich-
"sam eine Hand aus, faßte mich bey den Haa-
"ren, hob mich in die Luft und setzte mich zu
"Jerusalem nieder. Hier sagte der Gott Is-
"raels zu mir, Mann des Volks, schlage dei-
"ne Augen auf und siehe im Tempel nach der
"Nordseite; und wie ich meine Augen dahin
"geworfen, sahe ich nahe bey der Altarthüre
"das Götzenbild der Eifersucht, das den eifri-
"gen Gott zum Zorn reizt (das Götzenbild des
"Baal). Der Herr sagte zu mir, Mann des
"Volks, du siehst die Gräuel, die das Haus
"Israel begeht, um mich zu zwingen, daß ich
"mein Heiligthum verlasse; kehre dich nach
"einer andern Seite, durchstosse die Mauer,
"sieh hin und du wirst noch etwas ärgeres se-
"hen. Ich machte ein Loch in der Mauer und
"sahe die Abbildungen aller Arten von Schlan-
"gen und abscheulichen Thieren, die rundum-
"her an der Mauer gemahlt waren; und sieb-
"zig der Aeltesten Israels standen vor den ge-
"mahlten Thieren, jeder mit einem Rauchfaß
"in der Hand. Der Herr sagte zu mir, du
"siehst was jeder von ihnen in seiner bemahlten
"Zelle im Geheim thut und glaubt, der Herr
"bemerke es nicht: wende dich nach einer an-
"dern Seite und du wirst noch etwas ärgeres
"sehen. Wie ich meine Augen nach der Thüre
"gegen Norden geschlagen, sahe ich daselbst
"Weiber sitzen, die den Thamus (Adonis)

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

"beweinten. Der Herr sagte ferner, gehe in "den innern Vorhof des Tempels und du wirst "noch etwas ärgeres sehen. Ich sahe zwischen "dem Vorhofe und Altare fünf und zwanzig "Personen, die dem Tempel den Rücken zu "kehrten und ihr Angesicht gegen Morgen zur "Anbetung der aufgehenden Sonne wandten. "Er sagte ferner zu mir, betrachte die Gräuel, "die man an diesem Orte begeht und siehe, wie "sie einen Zweig vors Gesicht halten, (um ihn, "nachdem sie ihn der Sonne, oder dem Götzen- "bilde dargeboten, zum Zeichen der Anbetung "zu küssen). Ich werde also ohne Gnade mit "ihnen verfahren." Im zwanzigsten Capittel macht er ihnen noch den Vorwurf, daß sie die Götter des Landes worin sie wohnten und des Angränzenden anbeteten: abominationes oculorum suorum, die Gottlosigkeiten, die sie vor Augen hatten, d. i. Baal, der Gott der Chaldäer und Palästiner u. s. w. & Idola Aegypti, d. i. die vergötterten Thiere Egyptens, wie der Ochse Apis und dergleichen.

Weil man die Spuren dieser Neigung, irdische Gegenstände zur göttlichen Verehrung zu wählen, in dieser Gegend, wenn man bis zum hohen Alterthume zurückgeht, wiederfindet, so muß man sich nicht wundern, wenn man bisweilen in den bey den ersten Stammvätern der Jüdischen Nation üblichen Gebräu-

chen

chen etwas antrift, das sich auf so alte und im Morgenlande so allgemeine Gewohnheiten bezieht, und zwar ehe noch positive Gesetze solche Gebräuche bey ihnen aufs förmlichste untersagten. Abraham scheint eine völlig heilige Handlung mit den alten abergläubischen Gebräuchen seines Landes vermischt zu haben, wie er nach seiner Verbindung mit dem Könige von Gerar, Abimelech, einen heiligen Hain bey Bersabe in Palästina pflanzen ließ, um Jehovahs Nahmen daselbst an zu rufen. *) Wie Jacob einen geheimnißvollen Traum gehabt hatte, weihete er den Stein, der ihm während der Nacht zum Hauptküssen gedient hatte, begoß dessen öberste Ecke mit Oel und nante ihn Beth-el, d. i. Aufenthalt Gottes. Man hat gesagt, daß von einer dieser Weihungen die Boetyl-Steine des Heidenthums ihren Nahmen empfangen haben: wie viel glaublicher aber ist es, daß der ebengedachte Nahme älter als Jacob ist; da der Gebrauch gewiß älter ist, weil schon Uranos vor dessen Daseyn in Phönizien diese Boetyles, oder gesalbten Steine verfertigte **). Abraham und Jacob ahmten also blos einen Gebrauch nach, der schon vor ihnen festen Fuß gefaßt, und sich noch lange nach ihnen auf demselben erhielt:

*) Genes XXI. 33.
**) Sanchoniaton. ibid.

sie folgten einer alten Gewohnheit, die damals allgemein gebräuchlich und der ländlichen Einfalt ihres Jahrhunderts angemessen war. Der wahre Gott ließ es sich gefallen, diesen einfachen Gottesdienst für sich anzunehmen und zu heiligen, und zwar vermöge einer gleichen Herablassung, deren er sich nachher oft in Absicht der unaufgeklärten Denkungsart seines auserwählten Volks bedient hat. Wie er in der Folge Jacob in einem andern Traume erschien, *) sagte er zu ihm: "Ich bin der Gott "von Bethel, wo du den Stein gesalbt hast." Jedoch wurde der Boetyl Jacobs immer als ein wirklicher Fetisch von den Cananäern verehrt, deren Gedanken sich nie auf etwas erhabneres als auf den blossen Stein hefteten: die Hebräer schaften daher auch diese Verehrung, die durch alte Sagen auf sie gekommen war, ab und nanten den Stein Beth-aven, (Aufenthalt der Lügen) statt Beth-el (Aufenthalt Gottes). Die Gesetze, die sie bey ihrem Einfall in Canaan bekamen, enthielten eine strenge Vorschrift, diesen in dem eroberten Lande gebräuchlichen Gottesdienst völlig abzuschaffen und dies war der Bewegungsgrund dazu, daß alle Eingebohrne erschlagen wurden, wie es auch nachher der Bewegungsgrund dazu gewesen ist, daß die Spanier die Ameri-

*) Genesis. XXXI. 13.

Amerikaner niedermetzelten. *) "Ihr solt, "sagt das Gesetz, die aufgerichteten Steine "vernichten und alle Einwohner dieses Landes "vertilgen: Ihr solt keine Säulen **) auf= "richten: Ihr solt keinen Stein in eurem Lan= "de setzen und ihn durch Anbetung auszeichnen: "***) Ihr solt keine Abbildung von Thieren, "so wenig von vierfüssigen, als von Fischen "und Vögeln haben." †) Der Vernachläs= sigung dieser Gesetze, und der unglücklichen Neigung, die die Hebräer hatten, sich ent= weder dem Fetischismus oder Sabäismus be= nachbarter Völker zu ergeben, schreibt die hei= lige Schrift fast immer die Unglücksfälle zu, die der Zorn des wahren Gottes, den sie so oft verlassen hatten, sie empfinden ließ. Den Religionsgebrauch, die Boetyl=Steine mit Oel zu salben oder ein zu reiben, findet man durchgehends sehr häufig: Homer und Stra= bo erwähnen ihn mehr als einmal. Zwar ha= ben einige gelehrte Leute durch die Boetyles nicht gesalbte, sondern beseelte Steine ver= stehn wollen: wenn man aber auch unter die= ser lezten Erklärung, im Fall sie statt hätte, nicht sowol mit einem lebendigen Geiste begabte

*) Numeri. XXXIII. 52.
**) Levitic. XXXI. 1. . .
***) Deuteron. IV. 16.
†) Auch diese Stellen sind nach dem Französischen des Originals übersetzt. A. d. U.

Steine, als vielmehr solche, die nach menschlicher Gestalt geformt worden, verstehen müßte, wie solte man diese Uebersetzungsart des Worts sowol mit dem, was Jehovah zum Jacob in der angeführten Stelle sagt: Ich bin der Gott zu Bethel, wo du den Stein gesalbt hast, als auch mit dem vereinigen, was Arnob vor seiner Bekehrung von seinen Andachtsübungen sagt? *) "Wenn ich," sagt er, "einen polirten und mit Oel eingerie-"benen Stein erblickte, ging ich hinzu, um "ihn als ein Ding, das eine göttliche Kraft "in sich enthielte, zu küssen." Dieser Religionsgebrauch ist des ganzen Gottesdienstes würdig und beide entsprechen der Unwissenheit des Jahrhunderts, in welchem sie im Gange waren. Rahel, Jacobs Weib, hatte ihr Herz so stark an die Fetische oder Theraphine ihres Vaters, des Syriers Laban, welches kleine ungestalte Bilder waren, gehängt, daß sie ihm solche entwendete, wie sie ihn verließ **) und als er sie desfals verfolgte, nachdem sie solche unter ihren Kleidern versteckt hatte, kein Bedenken trug, ein Uebelbefinden vorzugeben, welches sie doch wirklich nicht hatte, um nicht nöthig zu haben, bey der Ankunft ihres Vaters aufzustehn. Daß Tacitus und Diodor

*) Arnob. adv. gent. . . . .
**) Genes. XXXI.

dor *) die Hebräer fälschlich beschuldigen, sie hätten einen wilden Esel zum Fetisch gehabt, durch welchen sie eine Wasserquelle in der Wüste gefunden und daß sie den Kopf dieser lächerlichen Gottheit in ihr Heiligthum gebracht hätten, komt nicht nur daher, daß sie das goldne Kalb abgöttisch verehrten, und daß man die Gestalt der beiden auf der Bundeslade vorgestellten Cherubine, welches zween geflügelte Kälberköpfe waren, unrecht verstand (a), son-

 dern

(a) Diese auf dem Deckel der Bundeslade ausgehauenen Figuren **) dienten allem Anschein nach zu weiter nichts als zu einem in dem Lande zu damaliger Zeit üblichen Modezierrath: denn man weiß, daß das Gesetz den Hebräern aufs strengste verboth, irgend eine vorstellende, oder relative Abbildung in ihrem Tempel zu haben. **Cherubim** bedeutet, wie man glaubt, so viel als Thiere welche ackern, von dem Chaldäischen Worte Charab, **ackern**. Das, was Ezechiel, X. 14. facies Cherub nennt, nennt er auch, I. 10. facies bovis. Man sehe den **Calmet** und die Schriftsteller, die er anführt, Clemens von Alexandrien, Grotius, Spencer u. a. m. „Die Beschreibungen," sagt er, „die die Schrift uns von den Cherubinen macht, sind zwar verschieden, kommen „aber doch darinn alle überein, daß sie eine Figur vor-

*) Tacit. Hist. V. Diodor Fragm. L. XXIX. Jos. adv. App.

**) Le Clerc. Noten zur Bibel.

dern auch von einem damals überall im Morgenlande ausgebreiteten Gottesdienste dieser Art *). Ich will so viele andre Erdichtungen dieser

„vorstellen, die aus vielen andern, nämlich aus „der Gestalt des Menschen, des Ochsen, des „Adlers und Löwen zusammengesetzt ist. Auch „Moses nennt die symbolischen oder hieroglyphi„schen Vorstellungen, die auf der Decke des Zelts „in Stickwerk abgebildet waren, ein Werk in Ge„stalt der Cherubine. Eben so waren die symbo„lischen Figuren beschaffen, die die Egypter vor „der Thüre ihrer Tempel setzten; und auch die „Bilder ihrer mehrsten Götter, die gewöhnlich „nichts anders, als aus Menschen und Thieren „zusammengesetzte Bildsäulen waren.“ Macrobius Satur. l. 20. beschreibt eine davon auf eine besondere Weise: Simulacro (Serapidis) signum tricipitis animantis adjungunt, quod exprimit medio eodemque maximo capite leonis effigiem. Dextera parte canis exoritur mansueta specie blandientis: pars vero læva cervicis rapacis lupæ capite finitur: easque formas animalium draco connectit volumine suo capite redeunte ad Dei dexteram, qua conspicitur monstrum. Diese zusammengesezzeten Figuren, die heut zu Tage im ganzen heidnischen Asien und besonders in Indien noch sehr gemein sind, sind von einem hohem Alterthume. Nach Alexander Polyhistors Bericht sahe man solche

*) Vid. Selden de Diis Syr. p. 291.

dieser Art, die die übel unterrichteten Heiden auf Rechnung der Juden erzählten und die man im Tertullian, Epiphanius u. s. w. nachsehen

 kann,

solche auch ehemals im Tempel des Belus; und er schreibt den Gebrauch derselben den vom Oannes (den ich für einen aus Indien zur See nach Chaldäa gekommenen Seefahrer halte) erzählten Erdichtungen über die Gestalt der mit Gewässer und Finsterniß bedeckten alten Welt zu. Animantia portentosa & sub variis naturæ speciebus & formis visu mirandis vitam ac lucem accepisse. Homines duabus pennis, alios quatuor & geminis vultibus insignes: corpus quidem unum, capita vero duo virile & fœmineum & gemina pudenda, masculum & muliebre. Hominum aliorum, horum caprarum crura & cornua, illos equorum anteriores, alios posteriores & hominum anteriores, quales sunt hippocentaurorum formæ, habuisse. Tauros humanis capitibus ibidem nasci; canes caudis quadricorpores & posterioribus partibus pisces: equis canum adjuncta capita: homines & alia animantia caput & corpus equinum, piscium vero caudas habentia, nec non & varia variis quibuscunque formis deformia. His adjunge pisces, reptilia, serpentes & alia plura animantia quasi mutatis ab invicem speciebus varietate conspicua, quorum imagines in templo Beli appensæ. Istis omnibus præsidet mulier, cujus nomen, Omoroca, Chaldaice interpretatur, Thalath, i. e. mare. Alex. Polyhistor. in Chaldaic. apud Syncell. p. 29.

kann, hier nicht anführen. Aus den Umständen, die hiebey vorkommen, läßt sich leicht unterscheiden, was bey den Hebräern in Absicht solcher Gebräuche heilig und was gottlos war. Die eherne Schlange z. B. die auf Jehovahs eignem Befehl errichtet wurde und deren Anblick ein Verwahrungsmittel gegen den Biß der Schlangen in der Wüste war, hatte gewiß nichts mit dem Fetischismus zu thun; indem jedoch die beiden Kälber der zehn Stämme, wovon sich eins zu Dan, das andere zu Bethel befand, eben so gewisse als ärgerliche Merkmale desselben waren. Diese beiden Thiergattungen, der Stier und die Schlange, waren insonderheit gewöhnliche Gegenstände der Verehrung. Die Verehrung der erstern scheint mehr den Egyptern, so wie die der andern den Syrern eigen gewesen zu seyn. Der Jude, Philo *) hält die Verehrung der leztern bey den Cananäischen Amoritern für sehr alt; und Philo von Biblos erwähnt eines Werks des Pherecydes, das von Phönizien handelt **), worin man, wie er sagt, sehr merkwürdige Dinge von der Schlangengottheit, Ophione, sonst auch Agathodämon genant, und von den Religionsgebräuchen der Ophioniden, ihrer Verehrer, las. Die in Syrien so gemeinen

*) III. Reg 12. 29.
**) Pherecyd. ap. Phil. Biblos in Euseb. L. I.

nen Theraphine oder Teraphine sind in der That nichts anders als Fetischschlangen, und dies zeigt auch selbst ihr Nahme Tsaraph, wovon das lateinische Serpens komt. Die Assyrer haben ausser ihren talismanischen Kreiseln, wovon schon geredet ist, die berühmte Geschichte der im Pallaste ihres Königs, Merodach, des Bösen, angebeteten Schlange. Ich habe schon davon geredet.

Die Fetische der Perser, wenigstens des rohen Pöbels bey ihnen, waren das Feuer und die großen Bäume. Die Verehrung des Feuers existirt noch daselbst, obgleich man sie durch Verfolgung, die vieleicht zu strenge ist, zu unterdrücken sucht; da das Feuer bey den Guebern itzt nichts weiter, als ein Sinnbild des höchsten Wesens ist. Die Verehrung der Bäume ist keineswegs daselbst abgeschaft. Chardin hat einen Baum in einem königlichen Garten, im südlichen Theil von Schiras, gemessen, der mehr als vier Klafter im Umfang hatte. Die Einwohner von Schiras glauben, daß dieser Baum viele Jahrhunderte alt ist, weil ihn das Alter schon beschädigt hat und halten ihre Andacht daselbst, wie an einem heiligen Orte. Sie verrichten gern ihr Gebet im Schatten desselben; sie binden an seinen Zweigen Arten von Paternoster, Angehänge und Stücken von ihren Kleidungen. Kranke, oder

solche

solche die statt ihrer dahin geschickt worden sind, verbrennen daselbst Weyrauch, opfern kleine angezündete Wachskerzen und was sie sonst noch für ähnliche abergläubische Dinge, in Hofnung, die Gesundheit dadurch wieder zu erlangen, vornehmen. Es giebt solche alte Bäume durchgehends in Persien, die das Volk aufs andächtigste verehrt und sie Draet-fasch d. i. fürtreflicher Baum, nennet. Es sind eine Menge Nägel darinn geschlagen, um Kleidungsstücke und andere Gelübdezeichen daran zu hängen. Die Andächtler, besonders aber Leute, die sich einem religiösen Leben gewidmet haben, mögen sich gern unter solchen Bäumen ausruhen und die Nächte daselbst zu bringen: wenn man ihnen glauben will, so sehen sie daselbst strahlende Lichter, die sie für die Seelen der Aoulia (der Heiligen, der Glücklichen) halten und die im Schatten der göttlichen Bäume ihre Andacht verrichtet haben. Personen die mit langwierigen Krankheiten behaftet sind, weihen sich dem Dienste solcher Geister und genesen sie dann in der Folge, so unterlassen sie nicht, Wunder über Wunder auszuschreyen *)

Der kleine Fluß, Sogd, wurde ehemals in der Stadt Samarcande, durch welche er fließt,

*) Chardin Persische Reisen.

fließt, sehr verehrt. Gewisse dazu bestimmte Priester wachten des Nachts längst seinem Ufer, um zu verhüten, daß Niemand Unrath hinein würfe: zur Belohnung dafür genossen sie den Zehnten von allen Früchten, die auf den am Ufer dieses Flusses belegnen Gründen erzeugt wurden. *) Nicht weniger hegten die Perser eine große Ehrerbietung für die Hähne. **) Ein Gueber würde lieber sterben, als einem Hahn den Hals abschneiden. In Medien fand man den Hahn sehr häufig; Aristophanes nennt ihn auch den Medischen Vogel: demungeachtet aber ist diese Ehrerbietung wol mehr dem Umstand zu zu schreiben, daß das Hahngeschrey die Zeit bezeichnet und die Wiederkunft der Sonne ankündigt, als fetischistischen Gebräuchen. Eben so muß man, wie ich glaube, von der Ehrerbietung denken, die dieses alte Volk für die Hunde hegte, deren Erhaltung Zerdusht sehr anempfohlen hat: denn seine ganze Gesetzgebung scheint mit dem Fetischismus gar keine Verwandschaft zu haben. Die Perser haben es ihm zu danken, daß sie immer weit weniger, als irgend eine andere Nation, zu diesem rohen Gottesdienste geneigt gewesen sind; und selbst das Wenige, was sie davon gehabt haben, ist weit geschickter, als bey

andern,

*) Yakut Geograph.
**) Hyde Rel. Perf.

andern, eine bessere Gestalt anzunehmen. Man hat nicht ohne große Wahrscheinlichkeit von ihnen gesagt, daß sie nicht geglaubt hätten, die Gottheit könne sich durch irgend ein Werk menschlicher Hände darstellen *) und daß sie also zu ihrem am mindesten unvollkommenen Bilde die ursprünglichen Elemente gewählt, wie z. B. das in seiner ursprünglichen Reinheit erhaltene Feuer und Wasser. Jedoch ungeachtet das, was man mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet hat, daß das Feuer bey dieser sabäistischen Nation blos ein Bild der Sonne gewesen sey und ungeachtet sich der Doctor Hyde in seinem fürtreflichen Werke alle Mühe gegeben, zu beweisen, daß selbst die Sonne bey ihnen nichts anders, als ein Sinnbild des höchsten Wesens gewesen, von welchem man allein die Anbetung herleitete, hatten die Perser bey ihren zur Ehre des Feuers üblichen Religionsgebräuchen, gradezu auf den Fetischismus hinauslaufende und sehr bedeutende Formeln, wovon ich blos folgende anführen will. Wenn die Perser sich mit tiefer Ehrfurcht dem Feuer näherten und ihm Holz zum Opfer brachten, sagten sie zu demselben, πῦρ Δέσποτα ἔσιε, d. i. da, nim, Herr Feuer, verzehre. **) Die Indier

*) Dinon apud Clem. Alex. in protrepsic.
**) Maxim. Tyr. Orat. . . . .

dier verehren bey einer Religion, deren Lehrsätze von einer ganz andern Gattung sind, nichts so sehr, als die Kuh, das Pferd, und den Fluß Ganges: sie haben aber auch ihre Fetischsteine, die der großen Göttinn von Pessinunte und dem Aglibel von Emesse ganz ähnlich sind.

Da wir nun gesehen haben, daß diese Gattung von Religion sich im Morgenlande selbst bey civilisirten Völkern, bey denen die Künste und Philosophie blühten und deren erste Jahrhunderte der Barbarey der Geschichte beynahe ganz entwischt sind, so festgesetzt hat, werden wir uns wundern, sie in Griechenland zu finden, das wir gleichsam von der Wiege an kennen? Man muß sich von den wilden Pelasgern, die Griechenland so lange bewohnten, bis es von Morgenländischen Seefahrenden entdeckt und bevölkert wurde, keine bessere Vorstellung machen, als die, welche man von Brasiliern und Algonkinen hat. Ohne Kentniß und ohne alle Cultur irreten sie in den Wäldern herum, ihre Wohnungen waren Höhlen und ihre Nahrung Wurzeln und wilde Früchte: denn sie scheinen sich nicht einmal darauf gelegt zu haben, Heerden aufzuziehen. Ihre Gottheiten waren die Quellen, kupferne Gefässe, oder vielmehr die großen Dodonischen Eichen, woselbst das älteste Griechische Orakel war,

und

und dies mußte erst die Erlaubniß zur Aufnahme der übrigen Gottheiten ertheilen, die fremde Pflanzvölker mit gebracht hatten. Unter diesen Göttern aber gab man den Fetischen den Vorzug, besonders den Boetylsteinen, von denen ohne Zweifel schon eine ganze Menge im Lande war. Ohne mit diesen zusammen zu gehören, gab es noch gewisse göttliche Kieselsteine, die die alten Bewohner von Lacedämon aus dem Flusse Eürotas holeten und die, wenn man ihnen anders hierinn glauben will, auf den Schall eines Blaseinstruments sich von selbst von dem Grunde des Flusses erhoben und auf der Oberfläche des Wassers schwammen. *) Die Venus von Paphos war, wie sie auf einer Münze vom Caracalla vorgestellt wird **), ein Gränzstein, oder eine weisse Pyramide: Juno von Argos, Apollo ***) von Delphos, Bachus von Theben, waren kleine Säulengattungen ohne Gesimse: die Dreennische Diana von der Insel Eüböa ein unbearbeitetes Stück Holz: die Thespiennische Juno von Cythere der Stamm eines Baums: die Juno von Samos ein blosses Brett und so auch die Latone von Delos: die Diana von Carien eine hölzerne Rolle;

*) Plutarch de Fluviis.
**) Erizzo Numismata.
***) Phoronid. apud Clem. Alex. Strom. I. Samos in Deliac. C. V. ap. Ath. I. 14. Aethlius apud Arnob. L. VI.

Rolle; die Pallas von Athen und die Ceres waren beide ein unbehauener Pfahl, sine effigie rudis palus & informe lignum. *) Man muß sich hier, um dies noch einmal zu erinnern, blos der Nahmen bedienen, die diesen Gegenständen nach der Zeit beygelegt wurden. Denn Herodot gesteht, daß die Gottheiten der alten Griechen gar keine persönliche Nahmen hatten und daß diejenigen, die man ihnen nachher gegeben, aus Egypten herstammen. **) Ja Eusebius ***) sagt sogar, daß die Griechen vor der Zeit des Cadmus nicht einmal gewußt hätten, was Götter wären. Die Matuta †) der Phrygier, (ein Volk, welches ich darum hier anführe, weil es kein Morgenländisches, sondern eine Europäische Colonie aus der Nachbarschaft Thraziens und Macedoniens ist), diese mit so vieler Ehrfurcht und Ceremonien nach Rom gebrachte große Göttinn, war ein schwarzer Stein mit unregelmäßigen Ecken. Man sagte von demselben, daß er zu Pessinunte vom Himmel gefallen sey; auch erzählte man ein ähnliches von dem zu Abydos göttlich verehrtem Steine, daß er nämlich von der Sonne herab gefallen sey. Der Umstand, daß

diese

*) Tertull. adv. gent. Viss. Voss. de Idolol. IX. 5.
**) Herod. L. IV. 60. 131.
***) Euseb. Præp. II. 1.
†) Arnob. ibidem.

diese Steine aus der Luft herabgefallen, hat doch ziemlich viel Wahrscheinlichkeit, so ausserordentlich er auch ist, denn man hat von eben dieser Naturbegebenheit schon oft Beyspiele gesehen. Die Matuta, die große Göttermutter, glich ohne Zweifel den Feuersteinen, die zu Bresse vor beynahe sechs Jahren *) in meiner (des Verfassers) Gegenwart vom Himmel fielen, und zwar bey einem heiteren Wetter, da der Himmel von Wolken ganz frey war und ein gelinder Nordwind wehete: plötzlich entstand aber ein ganz besonderes Geräusch in der Luft, das alles rege machte und herauslockte, um zu wissen woher es käme und das sich auf drey oder vier Meilen hören ließ. Von einigen Landleuten wurden mir alsobald einige von diesen herabgefallenen Steinen gebracht, die sie in einem Abstande von 1500 Ruthen einen vom ander aufgesammelt hatten: sie waren grösser als zween Fäuste, ganz unregelmäßig, schwärzlich, mit kleinen glänzenden Punkten bedeckt und in Betrachtung ihrer Größe sehr schwer. Man muß noch anmerken, daß dies in einer niedrig gelegenen Gegend geschahe, die keine große Berge in ihrer Nachbarschaft hatte, woselbst man irgend einen unbekanten Volkan hätte vermuthen können. Eine solche Begebenheit mußte für rohe Völker sehr viel Wunder-

*) Den 16ten Septemb. 1753.

derbares haben und eben so wundernswürdig ist sie im Auge des Naturforschers, wiewol in einem andern Sinne. Wer wird sich also wundern, daß sie in der Lage, worin sich die Gemüther damals befanden, sogleich dazu beytrug, daß man die vorgeblichen Donnersteine unter die Fetische aufnahm? oder daß man gewisse besondere Lufterscheinungen wie die, welche wir Irrwische nennen *) auch bisweilen als solche betrachtete? Ohne daß wir noch jene Asiatische Landschaft (Phrygien) verlassen, finden wir, daß Helenus, ein Sohn des Priams, ein sehr berühmter Wahrsager des Alterthums seinen Lieblingsfetisch bey sich trug, welches ein mineralischer mit gewissen natürlichen Streifen bezeichneter Stein **) war. Wenn er ihn um Rath fragte, so soll er einen schwachen Laut, ungefähr wie ein Kind in den Windeln, von sich gegeben haben: vieleicht aber war der Laut dem Murmeln, das die Schneckenschalen hören lassen, wenn man sie ans Ohr hält, noch ähnlicher. Pausanias sagt, "das Bild des Her"kules in seinem Tempel zu Hyette in Böotien "ist keine künstlich gearbeitete Figur, sondern "ein roher Stein aus dem Alterthum. Der "Thespische Gott, Cupido, dessen Bild ausser-

*) Damasc apud Photin. ibid.
**) Orph. de lapidibus.

"ordentlich alt ist, ist auch blos ein unförmli-
"cher Stein: man betet auch in einem sehr
"alten Tempel der Grazien zu Orchomene nichts
"anders als Steine an, die, wie man sagt,
"zur Zeit des Königs Eteocles vom Himmel
"gefallen sind. Ueberhaupt wurden bey un-
"sern ersten Voreltern den Steinen göttliche
"Ehren erwiesen." Anderswo sagt er: *) "Ich
"habe unweit Corinth beym Altare des Isthmi-
"schen Neptun zween unförmliche und wenig
"Kunst verrathende Vorstellungen gesehn; die
"eine solte Jupiter, der Wohlthäter, seyn
"und ist eine Pyramide, die andere Diana
"Patroa, und dies ist eine gehauene Säule." **)
Die Göttinn, die man nach der Zeit Diana
von Ephesus nante, war, nach dem Plinius,
anfänglich ein Reis einer Weinrebe, oder, wie
andre wollen, der Stamm eines Ulmbaums,
der ehemals von den Amazonen gepflanzt wor-
den. In Ansehung der angebeteten Thiere
war Griechenland eben so wunderlich in seiner
Wahl, als Egypten und Nigritien, wenn man
von der Ratze des Sinynthischen Apollo ***)
(die Ratze wurde nämlich von den Hamascythen
im Trojanischen Gebiete angebetet) von der
Heuschrecke des Cornopischen Herkules und

von

*) Pausan. Lib. IX. p. 577.
**) Idem. L. II. C. 9.
***) Aelian. animal. XII. 5.

von den Fliegen, der Myagrischen, Myodischen und Apomyennischen Gottheiten u. s. w. darüber urtheilen kann. *) Wie aber einige Jahrhunderte später die Theosynodie, d. i. die Lehre von einer Rathsversammlung der Götter in Griechenland, wo diese Lehre bestimmter, als sonst irgendwo zu seyn scheint, überhand nahm, so erfüllete die alte Neigung zu den Quellen und göttlichen Bäumen das Land noch überdem mit Nympfen und Driaden, die wahre Manitus der Gewässer und Haine und locale, den obern Göttern untergeordnete Gottheiten waren, deren Nahmen man den Boetyls-Steinen, die in Griechenland immer obenan gestanden zu haben scheinen, beylegte. Auch berichtet uns Pausanias ferner, daß, obgleich man den Göttern Bildsäulen errichtet, die unförmlichen Steine die die Nahmen der Götter trugen, dennoch nie die erste Ehrerbietung verlohren, die man ihrem Alterthume schuldig war; "dergestalt, sagt er, daß die unförm-"lichsten, als die ältesten, auch die ehrwürdig-"sten sind."

Ich sage, und zwar sage ich es nach dem Herodot, daß Griechenland in der Folge seinen alten Boetylen die Nahmen fremder Götter beylegte, daß die Steine und die übrigen Thier-

*) Selden. p. 228.

fetische nichts vorstelleten und daß sie blos vermöge ihrer eigenthümlichen Gottheit göttlich waren. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß es eigentliche obgleich unförmliche Bildsäulen seyn solten, die man den Griechischen Göttern zu einer Zeit errichtete, wo man sie noch nicht besser zu machen wußte und wo es der noch unbehülflichen Kunst an Geschicklichkeit fehlte, um ihnen eine dem Menschen ähnlichere Gestalt zu geben. Mißbraucht man nicht in der That die Redensarten zu sehr, wenn man behauptet, daß pyramidalische, kegelförmige, oder viereckige Steine verunglückte Bildsäulen seyn sollen? Und warum solten die Steine, die bey den Wilden Fetische sind, es nicht auch bey den Griechen gewesen seyn, da es doch die Bäume und Seeen bey beiden Völkern sind? Ueberdem konten die rohen Steine der alten Griechen nicht gleich anfänglich für sie die himmlischen Gottheiten selbst seyn, deren Nahmen sie nachher geführt haben: denn diese Gottheiten waren in Griechenland anfänglich unbekant und kamen nur erst in der Folge aus dem Morgenlande alle dahin; auch ihre eigentlichen Nahmen würden dies schon verrathen, wenn man es auch anders woher nicht wüßte: Benoth (Venus); A-Belen (Apollo); Jaoh-Pater (Jupiter); Baal-Kan (Vulkan); Isch-Caleb (Esculap); Aph-Esta (Hephästos); Art-Themist, oder Art-Thamest

est (Artemis); Möris (Mars) u. s. w. Es ist eben so wenig wahr, daß man diese Gottheiten vor der Ankunft der fremden Bevölkerungen in Griechenland gekant hat, als, daß solche ihren Ursprung daselbst solten gehabt haben, wie es den Griechen eingefallen ist, gleichfals zu behaupten. Wie Herodot aber anmerkt, bezeichnet der Zeitpunkt des Ursprungs, den sie von einer jeden Gottheit angeben, vielmehr den, wo die Verehrung derselben bey ihnen zuerst eingeführt ward: eben so zeigt vieleicht der Ort ihres Ursprunges zugleich den Ort an, wo man sie zuerst angenommen hat. Anderswo werden wir sehen, daß eben diese Götternahmen auch auf die Gestirne angewandt worden sind, als die Theosynodie über den Sabäismus die Oberhand behielte; und dies wird die Art und Weise, auf welche, wie ich glaube, diese Verwechselung hier statt gehabt hat, bekräftigen. Eben diese Nahmen, die man nachher auch den alten Thierfetischen gegeben, dienen durchgehends zum Schlüssel, so viele Verwandlungen der Götter in Thiere zu enträthseln: man wird schwehrlich eine einfachere Art, dies zu thun, finden; und die Anwendung davon ist so auffallend, daß man sich gar in keine Weitläuftigkeiten darüber einlassen darf. Vermöge einer ähnlichen Vermischung des Fetischismus und des eigentlichen sogenanten Polytheismus, der an jenes Stelle getreten,

findet man auch bey den Heiden gewisse vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Pflanzen, oder Kräuter gewissen heidnischen Göttern ganz besonders geheiligt und zwar den Göttern, die jener Thiere, Vögel, Fische und Pflanzen Stelle eingenommen und sich so zu sagen in dem Herzen und dem Gottesdienste der Menschen mit jenen Thieren identificirt hatten. Die Vorstellung dessen, was ehemals die Hauptsache war, findet man itzt blos als ein Symbol, das aus Gewohnheit dem Bilde der Gottheiten beygefügt wird, die der Zeitordnung nach die spätern und zweiten sind. In dem, was Justin von den vergötterten Wurfspiessen der Alten, die nachher zum Andenken der alten Verehrung derselben den Bildsäulen der Götter beygefügt worden, erzählt, findet man einen förmlichen Beweis dieses Ueberganges vom Bilde zum Gegenbilde und von diesem Character des Fetischismus der Alten, der sich in der Abgötterey selbst noch erhalten hat. Ich werde bald Justins eigene Worte anführen.

Die Religion der ersten Römer war nach einem ganz anderem Plane, als die Griechische gebildet. Dieses Volk, dessen Character eben so ernsthaft und vernünftig, als die Einbildungskraft der Griechen schwelgerisch und leichtsinnig war, brachte die Nahmen und Ideen von seinen Göttern, sowol als deren

Ver=

Verehrung gradezu auf die Besorgung der Staatsregierung, auf die Bedürfnisse des verschiedenen Menschenalters und auf den gewöhnlichen bürgerlichen Lebenslauf zurück. Die hohe Meinung, die dieses stolze Volk von seiner ersten Kindheit an von sich selbst gefaßt hatte, zeigt sich auch in seiner Religion. Es schien damals, als wenn der Himmel und die Götter blos für die Republik und jeden ihrer Bürger da wären. Alles bezieht sich auf den Wachsthum und die Gesetzgebung der erstern und zielt auf die Erhaltung der leztern ab. So verhielt es sich mit dem Siege, der Bellona, dem Römischen Glücke, dem Genius der Römer und mit Rom selbst: eben so mit einer Menge von Gottheiten, an deren Zahl man nichts fehlen ließ, so wie man jeder Verrichtung, z. B. der Erziehung der Kinder, dem Heyrathen, der Geburtshülfe, dem Ackerbaue, und der innern Oekonomie des Hauswesens eine besondere sie besorgende Gottheit vorsetzete. Man sieht auch bey ihnen weit weniger Anzeigen von einer Verehrungsart der Götter, die einen Beweis von einem sehr kindischen Geiste abgeben könte, als man dergleichen anderwärts gewahr wird. Demungeachtet haben auch sie, gleich den andern Völkern, bisweilen der Unwissenheit durch den Fetischismus dasjenige Opfer bringen müssen, dessen beynahe keine Nation während ihrer Kindheit hat überhoben

seyn können. Zween durch ein Querholz mit einander verbundene Pfosten, die man nachher Castor und Pollux nante, stellten eine ihrer Gottheiten vor. Sonderbar ist es, daß die Chineser eine Gottheit unter gleicher Gestalt seit ihren ersten Zeiten gehabt haben. In den Auszügen aus ihren ältesten Büchern vom Herrn des Hautes-Rayes liest man: "daß "Hiene-Yuene zur Zeit des 9ten Ki zween "Stücke Holz mit einander verband, das eine "wurde grade aufgerichtet und das andere quer "darüber gelegt, um den Höchsten dadurch zu "verehren, und daß man sie daher Hiene-Yu"ene nante; nämlich das Querholz nante man "Hiene, und das grade aufgerichtete Yuene." Man kann nicht umhin, sich zu wundern, daß zwey so weit von einander entfernte Nationen und Zeitalter sich in einer gleichen Idee zusammentreffen. Das Querholz der Römer war eine Nachahmung des Gottes der Sabiner, der durch eine überzwerg liegende Lanze, die auf zween andere in die Erde gesteckte Lanzen in freyer Luft ruhte, vorgestellt und seinem eigentlichen Nahmen nach Quirinus, der Pikenier, genant wurde, wie sich denn auch das Römische Volk Quirites, d. i. Pikeniers nante.

*) Quod hasta Quiris priscis est dicta Sabinis.

Wie

*) Ovid. Fast. L. V.

Wie Varro sagt *), war der Römische Gott Mars ein Wurfspieß. Justin sagt **), indem er von der Gründung Roms redet, "daß "die Könige noch zu der Zeit statt des Diadems "einen Wurfspieß trugen, zum Zeichen ihrer "unumschränketen Gewalt. Denn von den "ersten Jahrhunderten an verehrte das Alter"thum, statt der unsterblichen Götter, Wurf"spiesse; und zum Andenken dieser alten Re"ligion haben die Bildsäulen der Götter noch "itzt Spiesse in der Hand, oder neben sich." Der Faun und der Grünspecht, die Könige der Lateiner, die Wahrsagevögel des Romulus, der Ancilische Schild des Numa, das Sororium tigillum des Tullus Hostilius, der zur Pestzeit in einen Pfosten geschlagene Nagel, die heiligen Hühner und das Schrecken, welches sie verbreiteten, wenn sie die vorgeworfene Nahrung nicht fressen wolten, die Meinung, daß das Begegnen dieses Thiers ein gutes Zeichen, jenes hingegen ein schlimmes sey und die vom Himmel gefallenen Donnersteine, von denen Plinius sagt ***), daß man sie anrief, um bey kriegerischen Unternehmungen guten Fortgang zu haben, sind lauter Zeichen desselben Glaubens. In die Classe der obigen Steine

liesse

*) Apud Arnobium.
**) Justin. XLIII. 3.
***) Plin. XXXVII. 9.

liesse sich noch ein alter Stein bringen, den man in Rom am Fusse des Palatinischen Berges auf der der Tiber gegenüber liegenden Seite sieht und den man Bocca di verira (Mund der Wahrheit) nennt, weil einer alten Sage zufolge, derselbe ehemals verehrt worden und ein Orakel gewesen sey. Es ist dies ein runder, wie ein Fetisch geformter Stein, der in der Mitte ein länglichtes durchgebohrtes Loch hat. Allein ich halte mich nicht sehr an jene Muthmassung, da ich sehe, daß sie auf eine bloße Volkssage gegründet ist, die vieleicht wenig Glauben verdient. Unter den angebeteten Steinen gab es auch einige von denen, die die Naturforscher Hysterolithes *) nennen und denen die Natur bey ihrer Bildung die Figur des Mundes, oder des weiblichen Geschlechtstheils beygelegt hatte. Ein neuerer Gelehrter macht die Anmerkung, daß der berühmte Boetyle, den man die Mutter der Götter nante, von dieser lezten Gattung sey: es konte auch leicht ein versteinerter Abdruck der Muschel Concha Veneris seyn; und der Nahme Mutter der Götter konte ebenfals von dieser auf die Zeugung sich beziehenden Gestalt seinen Ursprung haben. Der obige Gelehrte macht ferner die Bemerkung, daß verschiedene dieser Steine Astroïtes, oder andere der-

*) Man sehe Falconet, Mem. de l'Acad. T. IX.

dergleichen wären, deren Oberfläche die Natur mit gewissen Figuren, Linien und kleinen krausen Streifen, fast wie Buchstaben, geziert hätte, die man genau betrachtete und daraus die Zukunft muthmassete. Man faßte sie in den Mauern ein, wo sie für diejenigen, die sie betrachteten, ein Orakel waren; und dies hat nochmals mit den schimmernden Steinen oder Metallplatten, womit man die Theraphine zierte, oder die man in den Mauern der Tempel befestigte, eine große Aehnlichkeit.

Die Fetische der alten Sachsen in Deutschland waren dickbelaubte Bäume von ansehnlicher Größe, lebendige Quellen, eine Barke und eine steinerne Säule, die sie Irminsul nanten. Sie hatten eine Wahrsagungsmethode, die der Tocke bey den Negern und den Pfeilen zu Babylon sehr nahe kam: sie bestand in verschiedenen Stücken von einem Baumast, den man in viele Theile und in verschiedene Figuren zerhieb, und solche durcheinander in einen weissen Rock warf, worauf sie *) dann vermöge des Ausschlages, den die Vermischung der Holzstücken gab, den Fortgang öffentlicher Unternehmungen voraus sagten. Die Celten betrachteten die Eichen als göttliche Gegenstände: die Eichel ist ihnen eben so heilig, **)

wovon

*) Tacitus de mor. German.
**) Hist. Angl. Tom. XIII. p. 366.

wovon die Ceremonie noch in einigen Städten von Ober-Deutschland vorhanden ist: ferner die hohlen Bäume *), durch welche man die Heerden durchtrieb, um Glück mit dem Viehe zu haben: einfache Baumstämme, die, wie Lucan **) sie beschreibt, den itzigen Gottheiten der Lappländer ähnlich waren; simulacraque moesta Deorum arte carent, cæsisque extant informia truncis: ferner waren ihnen heilig die tiefen Moräste und die fliessenden Gewässer, worin man die vom Feinde erbeuteten Pferde und Kleidungsstücke warf und worin die Hermonduren, eine deutsche Nation, ***) ihre Kriegsgefangenen sogar hineinstürzeten: die Seen, worin sie als ein Opfer das Kostbarste von ihrer Beute hineinwarfen, ****) wie der See bey Toulouse, in dessen Abgrund die Tectosagen so viel maßives Gold und Silber versenkt hatten. Gregor von Tours berichtet uns, †) daß sich die Dorfleute in den Cevennen alle Jahre bey einem Berge Gevaudans, am Ufer des Sees Helanus versammelten und daselbst Kleider, Leinen, Zeuge, Schaffelle, Wachs, Brod, Käse, oder andere in ihren Haushaltungen nützliche Dinge, jeder nach

der

*) S. Martin. Rel. des Gaules. T. I. S. 71.
**) Lucan. Pharf. L. III.
***) Tacit. Ann. XV.
****) Apud Gell. III. 9.
†) Greg. Tur. Conf. Glor. C. II.

der Größe seiner Andacht oder seines Vermögens, in den See wurfen. Der Gottesdienst bey den Galliern war, wie bey so vielen andern Völkern, ein Mischmasch. Zwar hatten sie Gottheiten, die man himmlische nennen kann, als Taran, Belen, u. s. w. wie auch sogar Helden, oder Halbgötter, als Herkules Aghem oder Ogmien, d. i. der fremde Kaufmann (es war nämlich ein Phönizier); sie hatten aber auch irdische Gegenstände der Anbetung. Sie vergötterten die Städte, die Berge, die Wälder, die Flüsse. *) Bibracte, Pennine, Ardenne, Vonne sind Nahmen ihrer Gottheiten, die man in den alten Inschriften wieder findet. Der Tempel, den August während seinem Aufenthalte in Gallien dem Nordwestwinde (Circius) **) errichten ließ, beweist genug, daß die Gallier, bey denen dieser Fürst sich beliebt machen wolte, ihn als einen Gott betrachteten. ***) Sie beteten ferner Bäume, Steine und Waffen an. Nihil habent Druides, sagt Plinius †), viſco & arbore in qua gignitur, si modo sit robur, sacratius. Jam per se roborum eligunt lucos, nec ulla sacra sine ea fronde conficiunt. Plinius beschreibt noch eine sonderbare Art, wie sie es anfan-

*) Le Bœuf. diss. & Bouquet præfat. ad Coll. Hist. p. 38.
**) Senec. Quæst. nat. V. 17.
***) Mem. de l'Acad. T. XXIV. p. 359.
†) Plin. XVI. 44.

anfangen, um das Schlangeney, eine thierische Verhärtung von der Beschaffenheit des Bezoar zu erhalten, durch dessen Kraft, wie man rühmte, Zutritt bey Fürsten zu haben wäre und Processe gewonnen würden. *) Er erzählt die Ceremonien, deren man sich bediente, den Selago (vom Sevenbaum) und den Samole einzusammlen. Diese lezten Stücke gehören zu den Talismanen und zur Arzeneykunst, deren Ausübung ordentlicher Weise eine Religionshandlung bey den wilden Völkern ist. Die neuen Sitten, die die Franken nach Eroberung des Landes dahin brachten, waren jenen Gebräuchen fast völlig gleichförmig. **) "Ihre Gottheiten," sagt Gregor von Tours ebenfals, "waren die Elemente, die Haine, "die Gewässer, die Vögel und vierfüßige Thie"re." Die Bischöfe waren sogar, als die Gallier schon Christen waren genöthigt zu verhindern, daß man nicht zu den Brunnen und Bäumen gieng, um von den Angebinden und Amuletten Gebrauch zu machen. ***) Ein entblösseter Degen war ferner noch eine von den Celtischen Gottheiten; †) in Scythien gab es eine ähnliche, denn man betete daselbst einen Säbel an und diese Verehrung ist bey Wilden,

die

*) Plin. XXIX. 3. & XXIV. 11.
**) Plin. Hist. II. 10.
***) Martin. ibid.
†) Clem. Alexand.

die fast kein anderes Geschäft, als den Krieg haben, sehr natürlich. Es fiel daher den Römern ein, die alles auf ihre eignen Gebräuche zurückbrachten, zu sagen, daß die Gallier den Gott Mars anbeteten; wie sie denn auch vorgaben, daß Dis, oder Pluto, der Urheber des Celtischen Stammes sey: *) Ab Dite patre se prognatos prædicant, weil das Wort Lit, welches in der Celtischen Sprache blos eine Uebersetzung des lateinischen Wortes, Pater, ist, mit dem Worte Dis, dem Nahmen, den die Römer ihrem Höllengott, Pluto, beylegten, einerley ist. Gleich den Griechen, sind sie es so gewohnt, den fremden Gottheiten ihre wahren Nahmen zu nehmen und ihnen die Nahmen ihrer eigenen Götter beyzulegen, daß es ihnen, wie es scheint, wol niemals eingefallen ist, zu zweifeln, daß ein Land eben dieselben Gottheiten habe, wie das andere. Sie verunstalten auf diese Weise alles, was sie uns von fremden Religionen berichten, und verwirren alle Gegenstände, sobald sie nur die geringste Aehnlichkeit zwischen den Nahmen und Verrichtungen fremder Gottheiten und der Ihrigen finden; und dies konte nicht schwer seyn, weil sie sich durchgehends auf das Verlangen und Bedürfniß der Menschen beziehn. Alsdann mußten sie wol Aehnlichkeit mit ein-

*) Cæsar de Bello Gallico. L. I.

ander haben. Wie können aber locale und fantastische Gottheiten, die jede Nation nach ihrem Gefallen ausheckte, in verschiedenen Ländern völlig eine und eben dieselbigen seyn?

Die großen Eichen waren solchergestalt für die Celten ein Ort der Andachtsübung, so, daß der Nahme dieses Baums, Kirk, oder nach der lateinischen Aussprache Quercus, in den Sprachen, die von der Celtischen, oder alten deutschen abstammen, ein gebräuchliches Wort geworden ist, um einen Tempel, oder ein Gotteshaus dadurch zu bezeichnen. "So "waren die alten Göttertempel beschaffen, sagt Plinius hierüber: "und auch noch itzt weiht "man auf dem Lande, wo die Einfachheit der "Sitten den alten Gebräuchen noch Ansehn "verschaft, ansehnliche Bäume zu diesem Zwecke. "Die Andacht prangt in Gebäuden, die reich "an Gold und mit elfenbeinernen Bildsäulen "verziert sind, mit keiner größern Reinheit, als "mitten unter ehrwürdigen Bäumen und im "Schoße des Stillschweigens. Jede Baum- "gattung bleibt, wie von Alters her, beständig "irgend einem Gotte geheiligt; so die Eiche "dem Jupiter, der Lorbeer dem Apoll, die "Pappel dem Herkules, die Myrthe der Venus; "der Oelbaum der Minerva." *) Plinius hätte hinzu-

*) Plinius. XII. 1.

hinzusetzen können: "Und das, was itzt die "Götter sind, waren ehemals die Bäume an "und für sich selbst." Maximus von Tyrus *) belehrt uns hievon sehr deutlich, indem er sagt, "daß die Gallier keine andere Bildsäule des "Jupiter, als eine große Eiche, hatten." Nichtsdestoweniger kann man sagen, daß einige ihrer religiösen Ceremonien eine Beziehung auf weit gesundere Ideen von der Gottheit hatten. Plinius sagt es von der Religionsceremonie der heiligen Eichel mit eignen Worten: precantes, ut suum donum Deus prosperum faciat his quibus dederit. Doch werden es richtig denkende Köpfe demungeachtet schwerlich zugeben, daß so viele beständige Gebräuche sich mit der Meinung einiger Gelehrten vereinigen können, welche die Thatsachen, so sie nicht zu leugnen im Stande sind, aus besseren Einsichten und Absichten herleiten und daher schliessen wolten, daß die Gallier bey dem allen nichts, als die geistige Religion eines einzigen Gottes gehabt hätten; ein Begrif, den man bey Wilden nirgends in seiner Reinheit findet, selbst bey denen nicht, die gleich den Galliern und einem Theile der wilden Amerikaner an die Unsterblichkeit der Seele glauben, die ihrer Meinung nach das Land der Seelen bewohnt, wenn

*) Maxim. Tyr. Orat. XXXVIII.

sie von dem Cörper getrennet worden. (*) Auf ganz

(*) Man erlaube mir bey dieser Gelegenheit in wenig Worten meine Meinung über einen wichtigen Punkt der Religion der Gallier, worüber geschickte Leute noch getheilt sind, zu sagen. Nahmen sie bey ihrer Meinung von dem Zustande der Seelen nach dem Tode den Lehrsatz von der Metempsychose an, wie gewisse Morgenländer? oder glaubten sie, die Seelen bewohnten entweder das Land der abgeschiedenen Geister, wie die Canadischen Wilden meinen, oder einen kriegerischen Hof, ohngefehr wie der Aufenthalt des Odin seyn soll, den die Wilden im nördlichen Europa glaubren? Denn darüber ist man völlig einig, daß die Wilden zwar die Unsterblichkeit der Seele zugestehn, aber doch gar keine Idee von ihrem geistigen Wesen haben: so groß ist ihr Widerspruch mit sich selbst. Aus allen dem, was man uns von den Leichengebräuchen der Gallier, die denen bey den itzigen Wilden ganz ähnlich sind, berichtet, scheint mir zu erhellen, daß sie es mit der leztern von jenen beiden Meinungen hielten, ob gleich die Schriftsteller, die ich nachher anführen werde, und die weder eine Idee von dem Lande der Geister, noch von dem Hofe des Odin hatten, wol aber den Lehrsatz der Metempsychose kanten, aus dem, was sie erzählen den Schluß machten, daß die Gallier der ersten Meinung zugethan gewesen. Die alten Schriftsteller fanden keine klärere Gleichförmigkeit, weil sie sonst nichts kanten und nach ihrer mangelhaften Kentniß ganz richtig urtheilten: allein durch ihren Bericht selber kann ihr Irrthum itzt leicht verbessert werden. "Sie (die Gallier) haben, sagt „Diodor, B. 5. S. 306. die Pythagoräische Mei„nung bey sich angenommen, nach welcher die „menschlichen Seelen unsterblich sind und nach „Verlauf einer gewissen Zeit ihr Leben in an„dern Cörpern fortsetzen. Darum bedient sich bey „den Leichenbegängnissen jeder der Gelegenheit, an

„seine

ganz einfache Thatsachen und auf nicht so weit hergeholte Vernunftschlüsse beruht das, was

„seine verstorbenen Voreltern zu schreiben und die „Briefe werden mit auf den Scheiterhaufen ge„worfen, damit sie nach ihrer Bestimmung kom„men.„ Valerius Maximus sagt II. 6. 10. "Ich „will ein paar Worte von ihren besondern Gebräu„chen reden. Da sie sich von der Unsterblichkeit der „Seele so gewiß versichert halten, so leihen sie Geld „unter der Bedingung, daß es in einer andern „Welt solle wieder bezahlt werden. In diesem „Stücke würde ich sie für verstandeslos erklären, „wenn nicht Pythagoras sich unter seinem Mantel „eben des Unsinnes schuldig gemacht, als jene un„ter ihrer kurzen wilden Kleidung." Cäsar sagt VI. 14. u. 19. "Sie wollen uns hauptsächlich „überreden, daß die Seelen nicht sterben und nach „dem Tode von einem menschlichen Cörper zum an„dern übergehn. Diese Meinung halten sie für sehr ge„schikt, Herzhaftigkeit zu erwecken und Verachtung „des Todes ein zu flössen. Ihre Leichenbestattun„gen sind prächtig und sehr kostbar. Man wirft „alles, woran der Verstorbene, wie er noch lebte, „den größten Gefallen gehabt, mit auf den Schei„terhaufen, sogar auch Thiere. Vor kurzem ver„brante man auch noch die Sclaven und Clienten, „wovon der Verstorbene am mehrsten gehalten, zu„gleich mit demselben„ "Ich kenne einen von „ihren Lehrsätzen, sagt Mela III. 2, nämlich die „Druiden lehren ihre Landsleute, um sie tapferer „zu machen, daß die Seelen nicht sterben und daß „es noch ein anderes Leben für sie bey den Ma„nen giebt. Daher werden den Todten bey ihrer „Verbrennung oder Beerdigung solche Dinge mit „gegeben, die den Lebenden unentbehrlich sind: „sie verschieben auch bisweilen sogar die Abma„chung ihrer Angelegenheiten und die Bezahlung „ihrer Schulden bis in das andere Leben. Man

„hat

der ebengedachte Plinius bey Gelegenheit der tiefen Verehrung der Gallier gegen äusserst geringe

„hat gesehen, daß sie sich auf den Scheiterhaufen „ihrer verstorbenen Verwandten und Freunde ge„worfen haben, um in ihrer Gesellschaft das Leben „fortzusetzen.„

Sie glauben, daß vom Cörper einst getrennt
Nicht in Elysiens Gefilden sich
Die Schatten sperrn, die Oerter voller Graun
Nicht kennen, die in Nacht der Himmel hüllt.
Vom matten Cörper losgebunden eilt
Die Seele, um in andern Gegenden
Neu aufzuleben; sie verwechselt nur
Das Leben, läßt es nicht, sie endiget
Die Tage blos, um andre zu beginnen.
Welch schöne Täuschung dieser nord'schen Völker!
Der Todesschreck, der Schrecken größter, hat
Noch diese muthigen Nationen nie
Entfärbt, die glücklich sind in ihrem Wahn.
Daher entspringt in ihrem Herzen dann
Die flimmernde Begierd', dem Tod die Stirn
Zu bieten, der ins andere Leben sie
Hinüber setzt, Gefahr zu trotzen, Kampf
Zu suchen, wo man in dem Augenblick
Des Todes sich schnell wieder lebend fühlt.

Nach dem Lucan. I. 1.

D. Bouquet hat recht, wenn er die Bemerkung macht, daß solche Gebräuche den Lehrsatz der Metempsychose eher ausschliessen als zulassen. Wie konten sie sich mit der Wanderung der Seelen vertragen, die solche vermittelst der Geburt und Kindheit in die Cörper aller Arten von Thiere und Menschen allerley Standes herum wandern ließ? Gegentheils stimmt die Vorsicht, seine Freunde, Sclaven, Waffen, Pferde und Kleidungen, wie auch andere dem Menschen nöthige und brauchbare

Dinge

geringe Gegenstände schreibt: tanta gentium in rebus frivolis plerumque religio est.

Dinge mit sich zu nehmen, ferner die Sorge, Briefe an diejenigen mit zu schicken, die schon aus der Welt gegangen waren und die Bezahlung geliehener Gelder dahin anzuweisen, bis zur Bewundrung mit der Idee überein, daß alle insgesamt an einem andern Orte das Leben fortsetzen würden, grade so, wie sie vorher gelebt, und daß man sich mit denselben Verrichtungen beschäftigen würde. Die Celter waren ein halb wildes Volk. Es ist natürlich, daß man bey ihnen im Grunde eben solche Meinungen, als bey den mehrsten übrigen Wilden findet, Meinungen, die sich denen bey den nördlichen und kriegrischen Völkern herrschenden sehr näherten, deren in der Edda und in den alten Gedichten enthaltener Glaube in diesem Punkte dem barbarischen Europa gemein gewesen zu seyn scheint: denn Lucan drückt sich ganz algemein darüber aus: Populi quos despicit Arctos: überdem giebt es noch viele andere Dinge in der Mythologie der Edda, wovon sich Spuren sogar bey den Pelasgern und im barbarischen Griechenlande zeigen, dem Vereinigungspunkte der Morgenländischen Ideen mit den Ideen der Europäer.

Dritter Abschnitt.

Prüfung der Ursachen, denen man den Fetischismus zuschreibt.

So viele ähnliche oder gleichartige Thatsachen beweisen so deutlich, als möglich, daß die Religion bey den alten Völkern ehemals eben so beschaffen gewesen, als sie es itzt bey den Afrikanischen Negern und bey den übrigen heutigen barbarischen Völkern ist; und daß man in allen Jahrhunderten, wie nicht weniger über die ganze Erde, diese Verehrung, die man unmittelbar und unfigürlich den Erzeugnissen des Thier- und Pflanzenreichs bewies, herrschen gesehn hat. Es ist hinlänglich, die Sache durch einen Haufen von Beweisen festgesetzt zu haben. Man hat nicht nöthig, die Ursache von einer Sache anzugeben, wenn keine da ist; und es würde, wie ich glaube, vergebens seyn, daß man eine suchte, ausser der Furcht und Schwachheit, denen der menschliche Verstand so leicht die

Herr-

Herrschaft einräumt und der Leichtigkeit, womit derselbe in einem solchen Zustande abergläubische Dinge aller Art zur Welt bringt. Der Fetischismus gehört zu den Dingen, die so äusserst ungereimt sind, daß man sagen kann, gegen sie sey nicht einmal ein Raisonnement, das sie angreiffen wolte, überall anzubringen. Um so weniger, muß man also denken, läßt sich von diesem Unsinn eine irgend scheinbare Ursache angeben. Jedoch die Unmöglichkeit, den Fetischismus dem Auge der Vernunft einigermassen erträglich darzustellen, vermindert die Gewißheit der Sache im geringsten nicht und die Wirklichkeit dieses einfachen und unmittelbaren Gottesdienstes in Egypten und bey den Negern leugnen zu wollen, hiesse wirklich den historischen Pyrrhonismus über alle Gränzen hinaus treiben. Die Völker können in Betracht dieser Ungereimtheiten völlig einerley Gedanken und Einfälle gehabt, oder sich solche unter einander mitgetheilt haben. Die Nachbarschaft zwischen Egypten und dem übrigen Afrika macht dies leztere sehr wahrscheinlich; es sey nun, daß die Negern solche von den Egyptern erhalten, oder diese sie von jenen: denn es ist bekant, daß die Egypter einen Theil ihrer ältesten Gebräuche von den Ethiopiern entlehnt haben. Wenn man aber anderntheils in so weit von einander abstehenden Zeiten und Himmelsstrichen Menschen sieht, die mit ein-

ander nichts, als ihre Unwissenheit und Barbarey gemein haben und bey denen man doch ähnliche Gebräuche findet, so macht man daraus noch natürlicher den Schluß, daß der Mensch so eingerichtet ist, daß er, seinem natürlichen rohen und wilden Zustande überlassen, und noch durch kein vernünftiges Nachdenken oder durch Nachahmung gebildet, in Absicht der ursprünglichen Sitten und der Art, zu handeln in Egypten ebenderselbe als in den Antillen, in Persien nicht anders als in Gallien ist: durchgehends ist einerley Mechanismus der Ideen, worauf einerley Art zu handeln folgt. Wundert man sich über diesen besondern Fall, der wirklich befremdend ist, und erstaunt man, den Fetischismus bey allen rohen Völkern der ganzen Welt, zu jeder Zeit und an allen Orten ausgebreitet zu sehen; so darf man, um dieses Phänomen zu erklären, es blos auf die demselben eigne bereits angeführte Ursache zurück bringen: es ist die Einförmigkeit, vermöge welcher der wilde Mensch sich immer gleich bleibt; sein Herz, das der Furcht immer geöfnet ist, seine ohne Aufhören nach Hofnungen begierige Seele, durch welche die Unordnung seiner Ideen unterhalten wird und die ihn zu tausend sinnlosen Handlungen vermögen; indessen sein Verstand ohne Cultur und Beurtheilungskraft, nicht vermögend ist, den geringen Zusammenhang zwischen gewis-

sen

sen Dingen und den Wirkungen, die er davon erwartet, wahrzunehmen. Da man nicht erstaunt, wenn man Kinder sieht, deren Verstand sich nicht über ihre Puppen erhebt, die sie für beseelt halten und dem zufolge mit ihnen, als solchen umgehn, warum erstaunt man, wenn man Völker, die diesen Kindern ihr ganzes Leben hindurch ähnlich bleiben, und deren Verstand nie über vier Jahre alt wird, ganz falsch urtheilen und nach ihrem kindischen Verstande handeln sieht? Geister von dieser Beschaffenheit sind selbst in aufgeklärten Zeiten und unter civilisirten Völkern gar nichts seltenes. Auch verliert diese Art unvernünftiger Gebräuche in einem Lande nicht nach dem Verhältniß ihren Credit, als die Vernunft festeren Fuß faßt; besonders, wenn jene alten Gebräuche durch eine eingewurzelte Gewohnheit und andächtige Leichtgläubigkeit eine gewisse Heiligkeit erhalten haben. Ihr Alterthum erhält sie bey einem Theile der Nation in Ansehen, indeß vieleicht der andere sie lächerlich vorstellet. Man vermischt sie sogar mit andern herrschenden Religionen, und mit neuangenommenen Lehrsätzen, wie in Egypten geschehn ist. Kurz, es ist mit dem Fetischismus eben der Fall, wie mit der Magie, von welcher Plinius die Anmerkung macht, daß sie natürlicher Weise von Völkern angenommen worden, die nie einander etwas mitgetheilt, oder von einander entlehnt

lehnt hätten: adeo ista toto mundo consensere, quanquam discordi sibi & ignoto. Ich sehe übrigens nicht, warum man sich so sehr daran stößt, daß gewisse Völker Thiere vergöttert haben, da man es doch weit weniger anstößig findet, daß sie Menschen vergötterten. Diese Befremdung und Verschiedenheit mit der man hierüber urtheilt, scheint mir eine Wirkung der Eigenliebe zu seyn, die sich bey dieser Gelegenheit heimlich in uns regt. Denn ungeachtet die menschliche Natur sehr weit über die Natur der Thiere hervorragt, so sind doch im Grunde beide von der göttlichen Natur gleich weit entfernt, d. i. es ist für beide gleich unmöglich bis dahin zu gelangen. Da ein Mensch eben so wenig, als ein Löwe, eine Gottheit werden kann, so hat diejenige Nation, die es von dem ersteren behauptet, eine eben so unvernünftige Denkungsart, als diejenige, die es von dem andern vorgiebt. Man gesteht indessen doch ohne Schwierigkeit zu, daß wol civilisirte, wol eingerichtete und sehr geistreiche Nationen, wie die Römer, Griechen und selbst die Egypter sterbliche Menschen vergöttert und angebetet haben; zu gleicher Zeit aber bildet man sich ein, es werde der Achtung, die man für die Klugheit der Egypter billig hegen müsse und die sie auch in mancher Betrachtung wirklich verdienten, durch die Behauptung, daß dieses Volk gradezu Thiere angebetet und vergöttert

habe,

habe, zu nahe getreten. Meines Erachtens sind jedoch alle diese Arten der Abgötterey gleich unvernünftig; und was mich am mehrsten hiebey befremdet, ist, daß diese Nationen, die man so gerühmt hat und die es auch in so vielen Stücken verdienen, sich eingebildet haben, sie hätten Macht, was sie wolten mit der Göttlichkeit zu begaben und vergängliche Wesen zu dem Range der Götter zu erheben. Dennoch ist dies ehemals bey so vielen geistreichen und philosophischen Völkern, bey denen die Apotheosen üblich waren, wirklich der Fall gewesen.

Die neuern Gelehrten, die diese Materie abgehandelt haben, gestehn zwar die Thatsachen zu, leugnen aber die Folgen. *) Sie wollen nicht zugestehn, daß die den Thieren erwiesene Verehrung ein unmittelbarer Gottesdienst gewesen, noch weniger, daß jedes heilige Thier für etwas anders gehalten worden, als für das Sinnbild derjenigen Gottheit, die es vorstellete und der es zugeeignet war: obgleich sie ohne Schwierigkeit gestehen, daß das gemeine Volk, das die Sachen nirgends in ihrer wahren Gestalt sieht, und nach dessen Denkungsart man keineswegs die Theorie einer Religion beurtheilen darf, sich blos an das

Aeussere

*) Vid Voss. de Idolol. L. 3 & 4. Banier. Myth. L. VI. C. 4.

Aeussere und an den sichtbaren Gegenstand hielt. Nach ihrer Meinung wäre der Egyptianismus im Anfange eine reine und geistige Religion gewesen. Allein die Menschen, wenig aufgelegt zu einem abstracten und geistigen Gottesdienst und leicht gerührt durch Gegenstände, die einen Eindruck auf ihre Sinne machten, hätten sogleich die Gestirne als sichtbare Sinnbilder der unsichtbaren Gottheit angenommen und sich nicht lange bedacht, sie selbst anzubeten: (denn unmöglich kann man es leugnen, daß die Verehrung der Gestirne ein unmittelbarer Gottesdienst gewesen). Nachmals habe man diese Sinnbildliche Vorstellung auf irdische Naturgegenstände, beseelte und unbeseelte, kurz auf alles, was die an Erzeugnissen reiche Natur hervorbrachte ausgedehnt. Einige wenige vernünftige Leute verloren die von Alters her festgesetzte Beziehung nicht aus dem Gesichte und brachten auf das höchste Wesen, von dem alle Wesen ihr Daseyn haben, ihre Ehrerbietung zurück; unterdeß die zuvor geistig gewesene Religion, in Betracht des übrigen Theiles der Welt, ganz materiell ward. Diesen Ursprung und diesen Fortgang soll nun, ihrer Meinung nach, das Heidenthum gehabt haben. Allein diese Art zu raisonniren nimt, wie es mir scheint, einen der natürlichen Ordnung der Dinge ganz entgegengesetzten Gang. Ich muß mich hierüber erklären.

Gemei-

Gemeiniglich sagt man, daß alle Völker die wahrhaften Ideen einer geistigen Religion gehabt und solche nachmals durch groben Aberglauben verunstaltet haben; und daß es keine Nation auf der Welt giebt, die nicht der allgemeinen Idee von dem Daseyn Gottes beystimmt. Diese beiden Sätze sind zwar in dem Sinne, worin sie genommen werden müssen, sehr wahr, und ich werde mich bald darüber so erklären, daß ich sie zugleich gründlich beweise: allein ich darf behaupten, daß sie in dem Sinne, worin man sie gewöhnlich vorbringet, von der Wahrheit ziemlich weit entfernt sind. Sie dürfen durch keine seichte Gründe unterstützt werden; und man würde ihnen Unrecht thun, wenn man ihnen durch Beweisgründe, die der Natur der Dinge entgegen sind und von den Thatsachen selbst widerlegt werden, einige Haltung geben wolte. Wie mir scheint, so entsteht der Irrthum in dieser Betrachtung daher, daß man den Menschen hier so betrachtet, wie ihm sein Schöpfer zuerst das Daseyn gegeben, nämlich, da er noch im Stande der Vernunft und durch die göttliche Güte wol unterrichtet war. An dessen Statt aber muß man das menschliche Geschlecht hier blos so betrachten, wie es nachmals beynahe völlig vertilgt war und die verdiente Züchtigung erfuhr, wodurch die Oberfläche der Erde gleichsam umgekehrt, die erworbenen

Kent-

Kentnisse, einen einzigen Punkt ausgenommen, ausgelöscht und ein neuer Zustand der Dinge hervorgebracht ward. Von den dreyen Häuptern der Abstammungen, die die von dem Sündfluthgewässer wieder befreite Erde bevölkerten, behielt allein die Familie eines einzigen die Kentniß des ursprünglichen Gottesdienstes und die gesunden Ideen von der Gottheit bey. Die weit zahlreichere und ausgebreitetere Nachkommenschaft der beiden übrigen verlor wegen ihrer Entfernung und Zerstreuung in tausend kleine Colonien, die in unangebauten und mit Waldungen bedeckten Gegenden von einander völlig abgeschnitten waren, auch noch die wenigen übrigen Kentnisse. Was konte aus den Nachkommen von diesen werden, da sie gezwungen waren, in einem unfruchtbaren Lande sich mit nichts anders zu beschäftigen, als mit der drückenden Sorge für die thierischen Bedürfnisse? Alles gerieth bey ihnen in die Vergessenheit und ward ihnen unbekant. Dieser neue Zustand eines so großen Theils des menschlichen Geschlechts, dessen gezwungene Ursache in einer in ihrer Art einzigen Begebenheit liegt, ist ein Stand der Kindheit und Wildheit, woraus viele Nationen sich nach und nach herausgearbeitet haben, und woraus bis itzt sehr viele nur noch auf eine unvollkommene Weise getreten sind. Man sieht und liest, daß einige hierin kaum noch mehr,

als Einen Schritt gethan haben; daß wieder andere sich durch ihren Fleiß und durch eigene Erfahrung gebildet haben; daß noch andere durch Beyspiele weiter fortgerückt sind, und verschiedene endlich das wahre Ziel der Gesittung, der Vernunft und der Geistesentwickelung erreicht haben. Man sieht aber auch das successive Gemählde der Fortschritte dieser leztern und so wie wir, ehe wir erwachsene Menschen werden, zuvor Kinder sind, so gingen auch bey ihnen vor den Zeiten der Vernunft Zeiten der Kindheit vorher. Fast durchgehends zeigen uns die ersten Nachrichten von einem policirten Volke, zu denen wir noch gelangen können, solches als wild und ungesittet: und wenn es ein Volk giebt, von dem diese Nachrichten wegen weiter Entfernung nicht zu erhalten sind, so fordert die gesunde Vernunft und die Analogie vorauszusetzen, daß sie eben so ausfallen würden, wie man sie von andern Völkern findet; müssen wir nicht gleiche auf einander folgende Fortschritte in der Entwickelung vermuthen, die ein solches Volk weit früher, als ein anderes wird gemacht haben, und auf diese Weise nach dem Bekanten von dem Unbekanten urtheilen? Warum solten die Egypter von der Nachkommenschaft des Cham, ihrer erworbenen Klugheit ungeachtet, in dieser Betrachtung mehr begünstigt gewesen seyn, als die Pelasger, die nachmals

Griechen wurden, als die Aborigener, die sich in Römer verwandelten, als die Celten und Deutschen, die Stammväter der Franzosen und als die Scythen, die Vorfahren der Türken und Perser? Die Nationen treten grösstentheils in diesen gemeinschaftlichen Zustand der Wildheit zurück, wenn man sie blos von der Wiedererneuerung der Welt an betrachtet, nachdem der göttliche Zorn solche mit Wasser überschwemmt hatte. Dies ist für das menschliche Geschlecht eine neue Epoche, wo man den Menschen nicht mehr in jenem Stande der Vollkommenheit betrachten muß, worin er gleich anfänglich aus den Händen seines Schöpfers gekommen war; sondern wie er sich im Stande der Unwissenheit und Geisteskindheit befand, gleich den itzigen kleinen Völkerschaften, die noch in Wüsteneyen abgesondert herumirren, wie damals der grösste Theil des menschlichen Geschlechts sein Leben darin zubrachte.

Wenn wir also von diesem Zeitpunkt an, wie es mir vernünftig zu seyn scheint und wie ich schon voraus erinnert habe, die Dinge betrachten, so laßt uns nun auf unsere beiden obigen Sätze zurückkommen, um sie nach dem gewöhnlichen Gange des menschlichen Geistes zu untersuchen. Der erste Satz, daß alle Völker bey ihrem Ursprunge die rechten Begriffe einer geistigen Religion gehabt, die sie nachmals

mals durch die dümmsten Abgöttereyen verdorben haben; dieser Satz, sage ich, hat in der Ordnung der Dinge, die er voraussetzt, nichts, was dem natürlichem Gange der menschlichen Ideen gemäß ist, vermöge dessen die Menschen von den sinnlichen Gegenständen zu den abstracten Kentnissen, von dem Nahen zum Fernen gehn, indem sie von dem Geschöpfe bis zum Schöpfer sich erheben, nicht aber vom unsichtbaren Schöpfer bis zur sichtbaren Natur hinabsteigen. Der tiefsinnige Philosoph, welcher sagt, ich denke, also bin ich, und sich darauf von dieser einzigen Idee bis zur Kentniß des Spiritualismus und Ueberzeugung von dem Daseyn eines einzigen immateriellen Gottes, als der ersten Ursache aller Dinge, erhebt, hatte bereits tausend und aber tausend Ideen vor sich, die ihm behülflich waren, sich mit einem einzigen Fluge über diesen unermeßlichen Zwischenraum hinüber zu schwingen. Würden aber diejenigen, die den Wilden den Kopf eines Plato oder Descartes beylegten, vernünftige Beurtheiler seyn? Man sieht, wie viele Völker, die vorher blos eine äusserst materielle Religion gehabt, nach und nach durch Unterricht oder Nachdenken sich zu einem besseren Gottesdienst empor heben. Allein so unerhört es ist, daß eine Nation, die zuvor in Städten gewohnt und die Vortheile einer guten Nahrung und einer policirten ge-

sellschaftlichen Verfassung genossen hat, so weit solte wieder gesunken seyn, daß sie in den Waldungen herumgeirret und Eicheln gegessen habe, (wofern es nicht durch eine die Oberfläche der Erde umkehrende Begebenheit geschehen solte,) eben so wenig hat man ein Beyspiel, daß Geister die vorher scharfsichtig waren, in viehische Blindheit verfallen, daß sie von erhabenen Empfindnissen zu rohen und barbarischen übergehn, und daß eine Nation, die, was diesen Punkt betrift, eine gesunde und geistvolle Denkungsart hatte, in so ausschweifende Dummheit solte verfallen seyn, dergleichen man fast allen Völkern mit Grunde vorwirft. Gewöhnlich nimt die Sache bey einer unterrichteten und klugen Nation diesen Gang: durch das viele Grübeln über die Religion, durch die vielen gelehrten Untersuchungen der Lehrsätze, und durch die Erweiterung und immer neue Abtheilung der Gegenstände der Verehrung artet die Religion bey einem Theile einer solchen Nation in Kleinigkeiten und läppische Kindereyen aus: ein anderer Theil läßt sie sogar ganz fahren; unterdessen die vernünftigen Leute alles, was sie Gutes und Wahres enthält, beybehalten ohne auf die eine oder die andre Seite zu weit zu gehn und ohne den Grundstoff einer ehrwürdigen Lehre mit jenen fremden Zusätzen und Ueberladungen zu verwirren, die den Freygeistern

einen

einen Vorwand geben, alles mit einander zu verwerfen.

In Betracht des andern Satzes von der allgemeinen Idee von Gott, wird man gewiß eben so selten ein Volk finden, das gar nicht an irgend ein höheres Wesen glaubt, woran man sich wenden müsse, um zu erhalten, was man wünscht, als man schwerlich Menschen antreffen würde, die von keiner Furcht, Hofnung, oder Verlangen etwas wüßten. Die Idee von einer Gottheit, sagt ein Missionär *), der die Sitten der Amerikaner sehr gut kennt, läßt sich durch jeden Beweis unserer Schwachheit in uns empfinden. Unsere Abhängigkeit, unser Unvermögen, unsre Unordnung und unsere Uebel, vereint mit der Empfindung von einer natürlichen Billigkeit, sind uns behülflich, uns über uns selbst zu erheben und ausser uns einen Herrn zu suchen, der unsern Schwachheiten nicht unterworfen wäre. Wenn es also gleichwol einige äusserst rohe Völker giebt, bey denen man kein Fünkchen von Religion gewahr wird, so beweiset doch der größte Theil der wilden Nationen gewissen über die Menschlichkeit erhabenen Wesen, von denen man Gutes erwartet, oder Böses befürchtet, einige Verehrung. Giebt es aber in ihrer Denkungsart

*) Lafiteau Sitten d. Amerik. Th. I.

irgend etwas, das einer Idee von Gott, wie man sie haben muß, entspricht, oder sich nur einigermassen nähert? Man legt Ausdrücken ein Gewicht bey, das sie bey abstracten Gegenständen nicht haben, wenn man meint, daß allenthalben, wo einerley Ausdrücke gebraucht werden, auch einerley darunter gedacht werde. Die Ausdrücke, Gott, oder Geist haben bey den Wilden gar die Bedeutung nicht, die sie bey uns haben. Man muß sich, wie bereits angemerkt ist, bey Vernunftschlüssen über ihre Denkungsart wol in Acht nehmen, daß man ihnen unsere Ideen nicht unterschiebe, weil solche gegenwärtig durch eben die Worte, deren sie sich bedienen, ausgedrückt werden und daß man ihnen eben so wenig unsere Grundsätze und Vernunftschlüsse leihe. Ueberhaupt kann man sagen, daß das Wort Gott in der Sprache der mehrsten Heiden nichts anders bedeutet, als ein Wesen, das eine Gewalt über die menschliche Natur hat: man mogte nun glauben, daß es von jeher diese Gewalt gehabt, oder sich einbilden, daß es sich diesen Grad des Ansehens allererst erworben habe. Den Götzendienern zufolge ist es keine nothwendige Eigenschaft für eine Gottheit, allezeit da gewesen zu seyn, oder eine ganz unabhängige Natur zu haben: Kurz, sie haben hierüber keine deutliche Grundsätze, keine bündige Art zu raisonniren, woraus sich ein genugthuender

Schluß

Schluß ziehen liesse. Ein weit augenscheinlicherer und gründlicherer Beweis des Daseyns Gottes, als diese allgemeinen Stimmen, zu deren Zahl so viele gehören, die nicht gezählt zu werden verdienen, ist die völlige Uebereinstimmung verständiger Leute und aufgeklärter Nationen: ferner dieser Umstand, daß man diese Lehre allemal als die gründliche Wirkung einer guten Beurtheilungskraft erblickt, daß man die Ueberzeugung größer, den Gottesdienst reiner werden sieht in eben dem Verhältniß, als der menschliche Verstand sich entwikkelt, und auf eine höhere Stuffe komt; und endlich, daß man vermöge der Thatbeweise gestehn muß, daß ein Volk destoweniger Kentniß von der Gottheit hat, je weniger natürlichen Verstand es besitzt; und daß es diese wichtige Wahrheit um so eher kennen lernt, je mehr Geisteskräfte es erwirbt. Diesem zufolge nahm jedes zu seiner Reife gekommene Volk, nach Ablauf der in Geisteskindheit und Barbarey zugebrachten Jahrhunderte, eine in Absicht dieses Hauptpunktes fehlerfreiere Denkungsart an, und es brachte die gemeinschaftliche Uebereinstimmung, oder das Raisonnement die gesitteten Nationen dahin, für das menschliche Geschlecht eine moralische Gewißheit fest zu setzen, wozu die Offenbarung noch für diejenigen, die mit derselben begünstiget wurden, eine physische Gewißheit hinzugesetzt

hat. Die Religionslehren der Wilden und Heiden sind also nichts als blosse menschliche Meinungen, wovon man den Grund und die Erklärung in den Eigenschaften der menschlichen Natur selber suchen muß, wo man sie leicht findet. Es lassen sich die Ursachen davon in den Gemüthern der Menschen auf diese vier, nämlich die Furcht, Bewunderung, Erkentlichkeit und das Raisonnement, zurückbringen. Von diesen vier hat jede auf die Nationen gewirkt, je nachdem solche die Kindheit des Geistes mehr oder weniger abgelegt und ihr Verstand mehr oder weniger aufgeklärt war: da aber die grösste Anzahl aus Blödsichtigen bestand, so haben die beiden ersten von jenen vier Trieben, wovon der eine der Vater des Fetischismus, der andere des Sabäismus ist, auch den ältesten und ausgebreitetsten Einfluß gehabt.

Den ausgebreitetsten; denn die richtigen Grundsätze einiger Philosophen und natürlichen guten Köpfe, oder die unfehlerhafte Lehre einer vorzüglich begünstigten Nation haben immer nur ein geringes Verhältniß gegen das Ganze. Den ältesten: dies versteht sich, wie ich schon oft gesagt habe, blos von der Wiedererneuerung der Welt an und seitdem das menschliche Geschlecht, das durch seine Bestrafung zu einer kleinen Anzahl von abgesonderten und

auf

auf der Oberfläche der Erde zerstreuten Familien herunter gebracht war, in die Finsterniß der Unwissenheit und Vergessung seines Schöpfers verfiel.

Laßt uns von diesem Zeitpunkte an den klaren Bericht der profanen Geschichte aller dieser Nationen betrachten. Je mehr man darin zurück geht, desto mehr findet man das menschliche Geschlecht mit Blindheit geschlagen. Das älteste oder früheste, was wir von diesen Nationen noch wissen, stellt uns stets den Polytheïsmus, als das allgemeine und durchgehends bey ihnen angenommene System dar. Die vier Welttheile bezeugen auf gleiche Weise einerley Sache und treten zusammen, um einen Beweis zu geben, der so vollständig ist, als man ihn in gleichem Falle nur immer haben kann. Der Irrthum in Absicht der Religionslehre hält hier mit der Unwissenheit in allen übrigen nützlichen und anständigen Dingen, worin der Mensch zurück gesunken war, gleichen Schritt. Man sieht, daß die ersten Künste sich verlohren hatten, daß die erworbenen Kentnisse unter dem Sündfluth-Gewässer gleichsam begraben waren, daß fast allenthalben nichts als ein völliger Zustand der Barbarey herrschete; alles natürliche Folgen einer so allgemeinen und mächtigen Revolution. Will man dieses ungeachtet behaupten, daß

zu eben dieser Zeit, vor dem Gebrauche der Schrift und vor Wiedererfindung der Künste und Wissenschaften, eben diese Völker, die man doch in ihren eigenen Nachrichten immer als Heiden erblicket, den Grundsätzen einer lautern und geistigen Religion gefolgt wären; d. i. daß sie während ihrer Unwissenheit und Rohheit die Wahrheit entdeckt haben, die sie jedoch nachher wieder für den Irrthum verlassen, nachdem sie waren unterwiesen und gesittet worden; hiesse das nicht eine Meinung vorbringen, die sich mit der Vernunft eben so wenig als mit der Erfahrung verträgt? Die wilden Nationen von Asien, Afrika und Amerika sind alle Götzendiener. Man hat noch keine Ausnahme dieser Regel gefunden: so, daß wenn ein Reisender, wie ich hier annehmen will, in ein unbekantes Land versetzt wird, und eine aufgeklärte und gesittete Nation daselbst antrift, welches doch der günstigste Fall ist, noch Niemand, ehe die Sache gehörig bewiesen ist, als sicher annehmen darf, daß die Religion dieses Volks wirklich lauter und geistig, wie bey uns, sey; da man gegentheils, wenn das Volk wild und ungesittet ist, sogleich voraus sagen kann, daß es Götzendiener sind, ohne Furcht, sich zu irren.

Es ist gewiß, daß der unwissende Pöbel nach dem bekanten Fortschritte des menschlichen

Geistes,

Geistes, wenn ihm die Offenbarung nicht zu Hülfe komt, anfänglich blos einige allgemeine und geringe Begriffe von einer höhern Macht gehabt, ehe sich seine Ideen bis zu dem vollkommnen Wesen, das der ganzen Natur Ordnung und Gestalt gegeben, erhoben haben. Fast würde es vernünftiger seyn, wenn man sich einbilden wolte, daß der Mensch eher Palläste als Hütten gebaut, daß er sich eher auf die Geometrie als auf den Ackerbau gelegt, als zu behaupten, daß er sich die Gottheit als einen reinen Geist vorgestellt, der das ganze Weltgebäude durch seine Unermeßlichkeit erfüllete, bevor er sich von derselben, als von einer grossen Macht, etwa wie eine menschliche, die aber mit einer weit erhabnern und uneingeschränktern Stärke begabt wäre und menschenähnliche Begierden, Leidenschaften, Glieder und Organe hätte, einigen Begrif machte. Der menschliche Geist erhebt sich stuffenweise von dem Niedern zum Höhern: er macht sich ein Bild von dem Vollkommenen, dadurch, daß er es von dem Unvollkommenen abzieht: er scheidet den edlern Theil eines Wesens nur sehr langsam von dem gröbern; und indem er die Idee, die er sich davon macht, vergrößert und verstärkt, wendet er sie auf die Gottheit an. Nichts kann diesen natürlichen Gedanken-Fortschritt in Unordnung bringen, wofern nicht ein eben so augenscheinlicher, als unwidersprech-

licher

licher Beweis und eine gleich augenscheinliche und unstreitige Thatsache, die Kräfte ersetzen, die der Mensch in sich selbst nicht finden würde, und ihn sogleich auf einmal zu den lautern Grundsätzen des Deismus leiten, indem sie ihn mit einem einzigen Sprunge über den unermeßlichen Raum zwischen der göttlichen und menschlichen Natur hinüber heben. Auf diese Art hat offenbar die Güte Gottes den ersten Menschen, indem er sich ihm von dem Augenblicke der Schöpfung an zu erkennen gab, auf diese Stuffe gehoben: auf eben diese Art hat sich Gott dem auserwählten Geschlechte unmittelbar offenbaret und demselben selbst die Gesetze des Gottesdienstes gegeben. Auf die Art ist die Nothwendigkeit einer Offenbarung, die dem Menschen einen deutlichen Unterricht von Dingen giebt, deren Entdeckung ihm ohne die Hülfe der göttlichen Güte unendliche Mühe würde gekostet haben, eine der Hauptbeweise, deren man sich bedient, ihre unstreitige Gewißheit dar zu thun. Nichtsdestoweniger läßt sich jener sinnliche Beweis, wovon ich eben geredet habe, aus der äussern Ordnung des Ganzen mit Länge der Zeit heraus bringen, wenn man diese Ordnung des Weltalls mit Aufmerksamkeit untersucht: allein, wie sich die Sachen, nach den alten Nachrichten, wirklich zugetragen haben, läßt sichs nicht vermuthen, daß diese Betrachtung auf die mehrsten Völker

einen

einen Einfluß gehabt, da sie sich ihren ersten Religionsbegrif gebildet haben. Die Ursache eines völlig bekanten Gegenstandes erregt weder die Aufmerksamkeit noch die Neubegierde. So wundernswürdig und ausserordentlich diese Gegenstände an sich selbst auch sind, so läßt der unwissende und rohe Pöbel sie doch ohne Untersuchung und Nachforschung vorbey gehen. Diejenigen, die hypothetische Romane gedichtet haben, worin sie einen von Kindheit an auf einer unbewohnten Insel sich selbst ganz allein überlassenen Menschen zu schildern beliebt, der sich selbst bey Erblickung des Laufes der Natur die feinsten physischen und metaphysischen Fragen vorlegt, sie glücklich auf eine vernünftige Art auflöset und aus seinem Raisonnement eine in allen Stücken weise und richtige Lehre zieht; diese, sage ich, befanden sich in einem Zustande der Geistes-Vollkommenheit, die ihnen erlaubte, solche Hypothesen aufzuführen, die sie vorher alle schon entschieden hatten; sie sahen sich mit erworbenen Kenntnissen reichlich versehen, die selbst damals in ihnen wirkten, da sie sich ihre eigene Wirkung zu verbergen suchten. Ein armer hülfsbedürftiger Wilder aber, wie die ältesten bekanten Menschen jeder Nation gewesen sind, gedrückt von so vielen Bedürfnissen und Leidenschaften, hält sich nicht lange dabey auf, einen Blick auf die Schönheit und auf die Folgen der Ordnung zu werfen,

die

die in der Natur herrscht, noch weniger tief-eindringende Untersuchungen über die erste Ursache anzustellen, welche die Wirkungen, die er von Kindheit an zu sehen gewohnt gewesen, zuerst hervorgebracht hat. Umgekehrt, je einförmiger und regelmäßiger, d. i. je vollkommener diese Ordnung ist, desto bekanter ist sie ihm eben dadurch geworden; desto weniger Auffallendes hat sie für ihn, desto weniger ist er geneigt, sie zu untersuchen und zu ergründen. Die scheinbare Unregelmäßigkeit in der Natur, irgend eine schreckliche und schädliche Begebenheit ist es, so seine Neugierde erweckt und ihm ein Wunder zu seyn scheint. Dergleichen Neues ist fähig, ihm Unruhe und Zittern zu verursachen: eine solche Macht zu schaden erweckt bey ihm Schrecken und alles was davon eine Folge ist. Wir sehen auch, daß die Wilden weit öftrer ihre Gebete an die bösen Genien richten, als an diejenigen, denen sie die Wolthaten verdanken, die ihnen der gewöhnliche und regelmäßige Lauf der Natur verschaffet. Eine Sache, die so ist, wie sie seyn muß, ein in seinen Gliedern und Organen wolgebautes Thier ist in dem Auge des Wilden etwas alltägliches, das weder seine Aufmerksamkeit noch seine Andacht erreget. Ein solches Thier ist von seinem Vater, so wie dieser wieder von dem Seinigen gezeugt. Man setze ihm die Dinge ein wenig weiter aus den Augen, so ist

seine Neugierde befriedigt: so bald die Gegenstände in gewisser Weite von ihm entfernt sind, verliert er sie ganz aus dem Gesichte. Man bilde sich nicht ein, daß er auf die Frage verfalle, wer das erste Thier hervorgebracht habe, noch weniger, woher das allgemeine System und die Verfertigung des Ganzen komme, noch, daß er Lust haben solte, sich den Kopf um einer so entfernten, seine Bedürfnisse so wenig angehenden und die Gränzen seiner Faßlichkeit so weit überschreitenden Sache willen zu zerbrechen.

Vieleicht mag selbst eine nicht sehr genaue Betrachtung des gewöhnlichen Laufs der Natur vermögend gewesen seyn, ein wildes Volk zur Vielgötterey zu verleiten und demselben die Voraussetzung an die Hand zu geben, daß die Welt von mehreren unabhängigen und nicht völlig uneingeschränkten Mächten regiert werde. Es gehört ein scharfes Auge und mehrere zusammen genommene tiefdringende Beobachtungen dazu, um den Zusammenhang wahrzunehmen, der durch wechselseitige Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen aller Dinge zeiget, daß sie alle eines Ursprungs sind und von einer einzigen Macht herkommen: hingegen fällt auch einem noch so unachtsamen Auge der scheinbare Streit oder Contrast, der in den täglichen Begebenheiten statt findet, leicht auf,

wenn

wenn z. B. Ungewitter die Feldfrüchte verderben, Krankheiten die blühende Gesundheit eines Menschen verwüsten, die Abwechselung des Glücks und Unglücks im Streite ganzer Völker und einzelner Menschen, u. s. w. Denkt man, daß alle diese Dinge durch höhere Mächte regiert und gelenkt werden, so fällt es einem ungeübten Kopfe leicht ein, daß diese Mächte, oder Principien verschieden sind und jeder seine Absicht und sein Werk für sich besonders hat. Ist man erst so weit, so komt man leicht dahin, zu glauben, daß es für jedes Element, für jede Nation, für jede Hauptverrichtung des menschlichen Lebens eine besondere Gottheit giebt und daß der Streit zwischen diesen verschiedenen Mächten die unmittelbare Ursache der Verschiedenheit und des Contrasts in den Begebenheiten sind. Wie man diese menschenähnlichen Mächte anerkant hatte, mußte man auch hier, wenn es darauf ankam, sie für sich günstig zu stimmen, eben dieselben Mittel gebrauchen, die dienlich sind, Menschen für uns einzunehmen, uns ihre Gunst zu verschaffen, oder ihren Haß von uns ab zu wenden; und diese Mittel werden hauptsächlich vermöge der Triebfedern, die den Menschen am geschwindesten und lebhaftesten in Bewegung setzen, thätig angewandt worden seyn. Solche Triebfedern sind nun gewiß weder die speculative Neugierde, noch die reine Wahrheitsliebe,

Be=

Bewegungsgründe, die viel zu geläutert für so grobe Geister und viel zu allgemein für so enge Köpfe sind. Die gewöhnlichen Leidenschaften des Menschen bringen ihn weit leichter bis dahin: es sey nun die Furcht, die Hofnung, oder kurz jede Beunruhigung über die Gegenstände seiner Bedürfnisse, oder irgend eine Aufregung des allen Menschen so natürlichen Verlangens auf irgend eine Weise einen Vorzug vor andern zu haben. Durch die Gedanken, die aus seinen innern Neigungen entstehn, in Bewegung gesetzt, fängt er sogleich an, mit furchtsamer Neugierde die Augen auf den Lauf der zukünftigen Ursachen zu richten und über den Ursprung der verschiedenen und widerstreitenden Begebenheiten des menschlichen Lebens gut oder schlecht zu raisonniren. Während ihn diese Leidenschaften in der Aengstlichkeit erhalten, die ihm die Ungewißheit der zukünftigen Begebenheiten verursacht, weil er sie weder voraus erfahren, noch regieren kann, ist seine Einbildungskraft beschäftigt, sich eine Idee von gewissen über die seinigen erhabnen Kräften zu machen, die, indem sie selbst die Ursachen kennen und regieren, deren Wirkungen zu bestimmen er unvermögend ist, das thun, was ihm nicht möglich ist. Man kennt den natürlichen Hang des Menschen, sich die Wesen als ihm selbst ähnlich zu erdenken, und bey Dingen, die auffer ihm sind, Eigenschaften,

die er bey sich selbst empfindet, voraus zu setzen. Gern und ohne Ueberlegung legt er sogar unbeseelten Dingen, die ihm angenehm oder schädlich sind, Güte oder Bösartigkeit bey. Die Gewohnheit, entweder solche physische, oder jede Art von moralischen Wesen zu personificiren, ist eine dem Menschen natürliche Metapher bey gesitteten Völkern so gut als bey wilden. Und obgleich diese sich so wenig wie jene, immer wirklich vorstellen, daß diese physischen Wesen, sie mögen nun gut oder böse für den Menschen seyn, in der That mit Neigung und Empfindung begabt sind, so beweiset doch dieser Gebrauch der Metaphern, daß in der menschlichen Einbildungskraft ein natürliches Bestreben ist, sich ein solches Bild von ihnen zu machen. Die Nymphen der Quellen und die Dryaden der Gehölze sind nicht für alle Menschen blos eingebildete Personen: in allen Ländern glaubt der unwissende Pöbel ganz treuherzig an das Daseyn der Genien, der Feen, der Kobolde, der Satyrn, der Gespenster u. s. w. Kann man denn etwas ausserordentliches darin finden, wenn unter unwissenden und rohen Völkern eben dieser Pöbel sich die Vorstellung gemacht, es wäre in gewissen materiellen Wesen, die er göttlich verehrt, eine Macht, irgend ein Genius, ein Fetisch, ein Manitu vorhanden? wenn er sich bey Erblikkung der leuchtenden Kugeln, die den Himmel

zieren

zieren, nicht ohne Ursache eingebildet, die Gestirne wären durch Genien beseelt? wenn er von der Furcht angetrieben, unsichtbare Kräfte voraus zu setzen, und von seinen Sinnen auf die sichtbaren Gegenstände aufmerksam gemacht, zween entgegengesetzte und gleichzeitige Wirkungen vereinigte, indem er die unsichtbare Kraft an den sichtbaren Gegenstand knüpfte, ohne nach seiner groben Denkart und unförmlichen Kunst zu schliessen den materiellen Gegenstand von der verständigen Kraft, die er darin annahm, zu unterscheiden, welches zu thun weniger unvernünftig würde gewesen seyn? wenn er endlich dieser verständigen Kraft eben die Neigungen der Liebe, des Hasses, des Zorns, der Eifersucht, der Rache, der Erbarmung u. s. w. geliehen hat, wodurch er selbst bewegt wird? Wenn diese Art zu denken einmal in Absicht auf gewisse Gegenstände angenommen ist, so macht sie sich ohne Schwierigkeit allgemein und erstreckt sich auf eine Menge anderer Gegenstände, besonders in Umständen wo das Ohngefähr, d. i. die unvorhergesehenen Zufälligkeiten vielen Einfluß haben; denn dies verschaft dem Aberglauben eine große Herrschaft über die Gemüther. Coriolan sagte, die Götter hätten in den Kriegsangelegenheiten einen besonders großen Einfluß, weil nämlich der Erfolg hier weit ungewisser ist, als anderswo. Unsere alten Franken überliessen die Ent-

scheidung verworrener Rechtssachen einer Art zu entscheiden, die sehr vieles von der Denkungsart der Wilden an sich hat, und die man sehr unschicklich Urtheile Gottes nante. Ein berühmter fremder Schriftsteller, dem ich zum Theil diese Betrachtungen schuldig bin, macht die Anmerkung, daß die Matrosen, Menschen, die eines ernsten Nachdenkens am wenigsten fähig sind, auch zugleich im gröbsten Aberglauben stecken. Eben so verhält es sich mit den Spielern, die sich ohne Mühe einbilden, daß das Glück oder Unglück im Spiel sich gleichsam mit Vorbedacht an hundert kleinen nichtsbedeutenden Umständen, die ihre Unruhe stets rege erhalten, anknüpfe und anhänge. Ehe die Staaten durch eine gute Sammlung von Gesetzen und durch eine ordentliche wolzusammengesetzte Regierungsform eingerichtet waren, verschaffete der Mangel der Vorsicht und guten Ordnung dem Ohngefähr eine so große Herrschaft, wie es nachmals nie gehabt hat. Da die ohngefähren Zufälle in barbarischen Regierungen und Zeiten also sehr gewöhnlich sind, so konte es nicht fehlen, daß der Aberglaube, ein Kind der Furcht vor ohngefähren Zufällen, zu solchen Zeiten stärker war und die unsichtbaren Mächte vervielfachete, von denen man glaubte, daß sie nach Gefallen mit dem Glücke oder Unglücke jedes einzelnen Menschen schalteten. So natürlich es bey dieser Denkart ist,

daß

daß man diesen Mächten blos eine eingeschränkte, wiewol übermenschliche Kraft zuschrieb, eben so natürlich wird es dadurch, daß man ihre Zahl hinlänglich vermehrte, damit dieselbe mit der so großen Mannigfaltigkeit der Begebenheiten in gutem Verhältnisse stünde, und zu so vielen Wirkungen hinreichte, für deren Ursachen man sie hielt. Dies ist der Ursprung so viel localer, oder gewissen besondern geringen Bedürfnissen zugeeigneten Gottheiten, so vieler Angehänge, Talismane und verschiedener Fetische. Es mußten deren allgemeine für jedes Land, oder für jede große physische Wirkung da seyn: es mußten ferner besondere für jede Person vorhanden seyn, selbst für jedes auch das kleinste Verlangen jeder Person und besonders, um solche vor jedem widrigen Zufalle zu bewahren, den sie etwa zu fürchten hätte. Denn die traurigen Empfindungen führen zum Aberglauben weit geschwinder, als die angenehmen. Diese erfüllen und begeistern die Seele mit Freude und flössen ihr eine gewisse muntere Lebhaftigkeit ein, die nicht zuläßt, daß sie sich mit etwas anderem, als mit dem gegenwärtigen Vergnügen beschäftige. Ueberdem sieht der Mensch das Gute, so ihm wiederfährt, gar zu gern als etwas an, das ihm mit Recht zukomt: das Unglück aber macht ihn unruhig und treibt ihn sogleich zu der Untersuchung, was doch die Quelle des

Uebels sey und durch welches Mittel man demselben vorbeugen könne. Je mehr Furcht und Melancholie zunehmen, desto mehr vervielfachen sie die schrecklichen Gegenstände, desto geneigter machen sie, die Uebel einer großen Menge schadenfroher Wesen, die man durch Demuthsbezeugungen besänftigen müsse, zu zuschreiben. Dies wird bey den Wilden durch Erfahrung bestättiget; man weiß, daß sie sich weit öfterer an ihre Fetische wenden, um sie zu verhindern, ihnen übels zu thun, als um ihnen für empfangene Wohlthaten zu danken: und selbst in allen Religionen bedient man sich glücklich der Widerwärtigkeiten, die jemand zustossen, um ihm wieder Empfindungen der wahren Frömmigkeit einzuflössen.

Zu der eben auseinander gesetzten Ursache gesellte sich eine zweite, und ohne Zweifel hat diese zur Fortpflanzung des falschen Glaubens, von dem hier die Rede ist, vieles beygetragen. Da Verlangen und Furcht ungewisse und schwankende Empfindungen sind, so ergreiffen sie gern die erste Stütze, die ihnen aufstößt, ohne darauf zu sehen, ob sie auch fest steht. Eine solche Gemüthsbeschaffenheit, die jede Furcht und ängstliche Bedenklichkeit so ungemein vergrößert, giebt betrügerischen Leuten stets gewonnenes Spiel, wenn sie es ihrem Interesse zuträglich finden, Nutzen daraus zu

ziehn.

ziehn. So barbarisch auch Menschen immer seyn mögen, so sind sie doch in diesem Stücke eben so schlau als begierig, sich die Leichtgläubigkeit anderer zu Nutzen zu machen. So machen es auch wirklich bey den Wilden ihre Jongleürs, indem sie dieselben zu überreden wissen, daß die kleinen Instrumente, die sie besitzen, mit einem lebendigem Geiste begabt seyn, der mächtig genug wäre, ihren Wünschen Wirksamkeit zu geben. Man darf nicht zweifeln, daß diese Gaukler von den ersten Zeiten an, da der närrische Wahn des Fetischismus unter den unwissenden Nationen etwas geläufig zu werden anfing, ihr Bestes gethan haben, um ein System der Leichtgläubigkeit, das sich mit ihrem persönlichen Interesse so wol vertrug, nach dem zuerst angenommenen Plane weiter auszudehnen; und daß es ihnen darin leicht glücken mußte. Der listige Betrug hat also hier so gut, als bey den heidnischen Orakeln statt gehabt und sich mit der menschlichen Thorheit und Schwachheit vereint, um eine Meinung recht tief einwurzeln zu lassen, die bey aller ihrer Ungereimtheit dennoch aus der Quelle der allgemeinen Neigungen der menschlichen Natur zuerst entsprungen ist.

Aber, wird man einwenden, wie kann ein so grober Gottesdienst so lange Zeit selbst bey

Wilden fortdauern? Wie war es insonderheit möglich, daß er sich in Egypten und in dem gesitteten Orient erhalten konte? Oder, da doch die Thatsache unstreitig ist, solte es nicht möglich seyn, dieser Nation besonders auf eine wahrscheinliche Art gesundere Ideen in diesem Stücke bey zu legen?

Mit dem ersten Punkte wird es nicht viel Schwierigkeit haben, weil hier von rohen Völkern die Rede ist, bey denen die Sitten keinem Wechsel unterworfen sind, bey denen ein paar tausend Jahre die Gebräuche nicht ändern können und von denen der, welcher nach den Grund ihrer Gebräuche forscht, keine andere Antwort erhält, als diese, daß solches von jeher so gewesen, daß ihre Väter es so gehalten hätten und ihre Kinder ein gleiches thun würden. Sie leben, wie bekant, in einer Unempfindlichkeit, die der Apathie gleich kömt, und von der geringen Zahl ihrer Ideen herrührt, die sich nicht über ihre gegenwärtigen Bedürfnisse hinaus erstrecken: sie wissen nichts und haben auch keine Wißbegierde: ihr Leben verfließt ihnen gedankenlos, und sie werden alt, ohne die Kinderjahre verlassen zu haben, deren Fehler sie auch alle beybehalten. Die Sitten einer Nation zu ändern bedarf es Eines jener höhern Genies, dergleichen kaum zehn Jahrhunderte eins auf der ganzen Erde hervorbringen,

gen,

gen, und was noch mehr ist, es wird auch erfordert, daß ein solches Genie sich in sehr günstigen Umständen befinde; dies nun aber sind bey den Wilden zween fast nie zusammentreffende Dinge: oder es müßte durch die langsame Wirkung des Beyspiels bewerkstelliget werden, da die Nachahmung gewöhnlich die menschlichen Handlungen leitet. Allein unter ihnen sind neue Beyspiele sehr wenig vermögend, über alte Gewohnheiten zu siegen. Ein Caraibe, der von einem Christen *) einige Unterweisung erhielt, gab ihm kalt zur Antwort: "Ihr seyd sehr spitzfindig, mein Freund; ich "mögte wol eben so gut, wie ihr zu reden wis"sen; allein unsere Nachbarn würden sich über "uns aufhalten, wenn wir thäten, was ihr "sagt. Ihr sagt, wir kommen in die Hölle, "wenn wir so fortfahren: weil aber unsere "Väter da sind, so wollen wir es nicht besser "haben, als sie, wir können auch wol dahin "gehn." Die Gewohnheit erhält also die Gebräuche, wie sie auch beschaffen sind, eine unendliche Zeit hindurch bey Völkern in Ansehen, die sich blos nach dem alten Herkommen richten und nicht nachdenken, ob der Ursprung der Gewohnheit einen richtigen Grund hat, ja sich nicht einmal darum bekümmern. Die Gewohnheit würde die alten Gebräuche bey

*) Geschichte d. Engl. Colonien.

ihnen noch lange erhalten, wenn sie auch bereits nebenher bessere angenommen hätten: dies ist eine zweite Bemerkung, die man hier in Ansehung der Egypter machen muß und die eben so gegründet als die vorhergehende ist. Laßt uns dies etwas weitläuftiger auseinander setzen.

Nach den von mir angenommenen Grundsätzen, wobey man aber die Einschränkung, womit ich sie verbunden habe, nie vergessen muß, nach diesen Grundsätzen, die durch die Erfahrung und eine beständige Tradition so oft als möglich bestättiget werden, giebt es fast keine einzige Nation die bey ihrem ersten Ursprunge nicht in Wildheit gelebt, nicht anfänglich sich in einem Zustande der Kindheit und Unvernunft befunden hat. Bey den Egyptern hat also eben so wenig eine Ausnahme hiervon statt gefunden: ja, sie sind erst spät gekommen, wenn es wahr ist, was Herodot sagt, daß ihr Land ein Geschenk des Nils sey; wenn gleich von den alten Nachrichten nichts mehr da ist, die über die Zeit hinaus gehn, da man sie schon erblickt, wie sie die Barbarey verlassen haben, worin die übrigen Afrikaner, ihre Nachbarn, noch stecken: und darum wird man es nun vieleicht für unglaublich halten, daß die so woleingerichtete Egyptische Nation, bey der man ausserdem einige so richtige Begriffe

griffe von der Gottheit antrift, als man nicht leicht bey andern Völkern findet, auf einen eben so groben Aberglauben, als man bey den Negern gewahr wird, habe verfallen können. Allein man setze voraus was man will, so kann doch dadurch eine Thatsache, deren Wahrheit so gut bewiesen ist, nicht über den Haufen gestossen werden. Man muß das einmüthige Zeugniß des Alterthums Lügen strafen, oder gestehn, daß die Egypter Hunde, Katzen, Eidexen und Zwiebeln göttlich verehrten und für ihre Gottheiten eben so große Ehrfurcht mit gleichen gottesdienstlichen Gebräuchen hegten, als die Negern für ihre Fetische hegen. Der Inhalt des mosaischen Gesetzes zeigt uns, wie alt die Verehrung der Thiere in Egypten war. Die Geschichte beweiset uns, daß eine Nation eben so viele Ungereimtheiten in ihrem Gottesdienste gehabt hat, als eine andre, wenn sie gleich unendlich gesitteter war. Die innere gute Einrichtung eines Staats schließt den Aberglauben nicht aus. Man kennt Völker, die sonst sehr sinnreich sind, wie z. B. die Chineser, und die doch in diesem Stücke seltsame Meinungen hegen. Wurden nicht die in den Jahrhunderten von Roms Kindheit bey den Römern eingeführten Augurn in den blühendsten Zeiten der Republik noch beybehalten? Selbst die angesehensten, die gelehrtesten, die geistreichsten Personen waren es, die das Amt

eines Augurn ernsthaft verwalteten, wiewol sie nach ihrem eignen Geständnisse die grösste Mühe hatten, sich des Lachens zu enthalten, wenn sie sich einander als Augurn begegneten. War ein Jahrhundert berühmter und aufgeklärter, als das Jahrhundert des August? War ein Mensch geistreicher und besser unterwiesen, als dieser Kaiser? Und doch wolte er nach Verlust seiner Flotte den Neptun zur Strafe ziehn, und sich an diesem Gotte rächen: ein augenscheinliches Merkmal, daß er ihn treuherzig für eine wirkliche Gottheit und für die freywillige Ursache seines Unglücks hielt. Aber, wieder auf der andern Seite, welch ein Unsinn war es von einem Menschen sich einzubilden, er bestrafe einen Gott! und welcher Widerspruch mit sich selbst, wenn man dessen Gottheit für wirklich hält, ein solches Vorhaben zu fassen! Wo ist ein stärkeres Beyspiel zu finden, daß es nichts so unvernünftiges giebt, dem der Geist eines vernünftigen Menschen allemal den Eingang versagen solte?

Niemand ist in Abrede, daß, wenn von alten Religionssagen heidnischer Völker die Rede ist, es weder ein richtiges Raisonnement, noch Menschenkunde verräth, wenn man schließt, weil etwas ungereimt ist, so könne die Thatsache nicht wahr seyn, oder wenn man behaupten will, daß eine solche Meinung bey einem

Volke,

Volke, wo sie alt und geläufig war, nur unter dem Pöbel Glauben gefunden, und von allen verständigen Leuten verworfen worden. Wenn diese auch im Grunde nichts daraus gemacht hätten, würden sie sich doch nicht wenigstens äusserlich das Ansehen gegeben haben, das sie dem öffentlichen Glauben folgten? Doch gewiß war dies nicht immer der Fall, denn ohne Zweifel pflichteten viele unter ihnen solchen Meinungen ganz aufrichtig bey; und man hat mit Recht die Bemerkung gemacht, daß, so wie es keine so strenge Sittenvorschrift giebt, die nicht von einigen dem sinnlichen Vergnügen völlig ergebenen Menschen angenommen worden, es auch keine noch so ungegründete Lehrmeinung giebt, die nicht von Personen von einem sonst fürtreflichen Geiste angenommen worden. Ausserdem ist es nicht zu leugnen, daß die Egypter von Natur zu einem ausschweifenden Aberglauben geneigt und ihre Philosophie in vielen Punkten sehr unförmlich und voll schlechter Vernunftschlüsse gewesen sey. Denjenigen, die eine so hohe Meinung davon haben, würde es doch etwas Mühe machen, diese hohe Meinung mit jener Lehre zu vereinigen, der zufolge zu Diodors Zeiten die Egyptischen Philosophen behaupteten, daß der Mensch und die Thiere völlig organisirt vom Schlamme der Moräste solten hervorgebracht seyn; daß der Mensch, weil er seinen ersten Ursprung diesem

feuchten

feuchten Orte zu danken hat, darum eine so glatte und ebene Haut habe und daß man zum sichern Beweise einer solchen Bildung der Thiere alle Tage zu Thebais halbgebildete Mäuse sähe, die nur halb aus dem Leibe eines Thiers und halb aus blossen Schlamm bestänben (*). Diese berühmte

(*) An demselben Orte, wo Diodor B. 1. erzählt, daß die Egypter behaupteten, das menschliche Geschlecht habe bey ihnen seinen Ursprung genommen, giebt er zugleich eine umständliche Nachricht von ihrem System über die erste Bildung der Menschen. „Die beständige Rotation der Erdkugel um ihre „Axe theilte, sagen sie, dieselbe vermittelst dieser „Bewegung in Land und Wasser: doch so, daß die „Erde weich und schlammig blieb. In diesem Zu„stande fielen die Sonnenstrahlen auf sie herab und „verursachten verschiedne Gährungen auf ihrer Ober„fläche. An den feuchtesten Orten bildeten sich „Auswüchse, die unter einer feinen Membrane ver„borgen lagen, wie man es an sumpfigen Plätzen „noch geschehen sieht, wenn heisse Sonnenstrahlen „unmittelbar auf eine kühle Luft folgen. Diese er„sten Keime erhielten ihre Nahrung von den gro„ben Dünsten, die während der Nacht die Erde „decken und durch die Tageswärme nahmen ihre „Kräfte unvermerkt zu. Da sie nun endlich den „Zeitpunkt ihre Reise erreicht hatten, warfen sie „die Häutgen, die sie umhüllten, ab und erschie„nen unter der Gestalt der Thiere von allen Gat„tungen. Diejenigen, in welchen die Wärme die „Oberhand hatte, erhoben sich in die Lüfte: dies „sind die Vögel. Diejenigen, die aus mehreren „Erdtheilchen bestanden, wie die Menschen, die „vierfüßigen und kriechenden Thiere, blieben auf „ihrer Oberfläche; und endlich diejenigen, deren Be„standtheile dem Wasser am nächsten kamen, wie „die Fische, suchten in den Gewässern den ihnen an„gemes-

berühmte Egyptische Philosophie, die aus einem Erdklumpen einen Menschen machte, hat gar wol aus einem vierfüßigen Thiere eine Gott-

„gemessenen Aufenthalt. Wie die Erde nicht lange nachher entweder durch Sonnenhitze oder durch „Winde völlig ausgetroknet war, ward sie unvermögend, die Thiere von sich selbst hervor zu „bringen, und wurden die bereits hervorgebrachten „Gattungen nachher blos durch die Zeugung erhalten. — — — — Wenn jedoch einige die Eigenschaft, die der Erde von diesen Naturkundigen „beygelegt wird, daß sie nämlich alles, was Odem „hat, von selbst hervorgebracht habe, in Zweifel „ziehn, so führt man ihnen zum Beyspiele an, was „die Natur noch itzt in Thebais thut: denn wenn sich „das Wasser nach der gewöhnlichen Ueberschwemmung des Nils zurück gezogen hat und die Sonne „durch Erwärmung der Erde hin und wieder Fäulniß verursacht, so sieht man daselbst eine unendliche Menge Ratzen hervor kriechen. Da also die „Erde, sagen diese Naturkundigen, durch die Bewegung der sie umgebenden Luft ausgetroknet ist, „so muß sie gleich beym Anfange der Welt verschiedene Gattungen von Thieren hervorgebracht haben. — — — Auf dieses besondere Beyspiel mit „den Ratzen, die, wie sie sagen, alle, die sie sehn, „in Erstaunen setzen, halten sie sehr viel: Denn „man erblickt diese Thiere bisweilen, wie sie die eine Hälfte ihres bereits gebildeten und lebenden Leibes ausserhalb der Erde zeigen, während die andere Hälfte noch die Natur des Schlamms an sich „hat, womit sie zusammen hängt. Dies zeigt es, „fahren sie fort, auf eine überzeugende Art, daß „Egypten, von der Entwickelung der Elemente an, „die ersten Menschen hervorgebracht hat, weil die „Erde Egyptens, selbst bey der itzigen Beschaffenheit des Ganzen, am Ende die einzige ist, die noch „von sich selbst einige Thiere hervorbringt.“ Noch

am

Gottheit machen können. Ich führe dies hier nicht an, um Egypten in allen Stücken herunter zu setzen. Die Egypter sind in vielen Dingen zuverläßig sehr klug gewesen, und haben viele Künste sehr wol gekant. Aber wer weiß nicht, wie voll von Widersprüchen der menschliche Geist ist? (*) Wie schwer es ihm wird, sich

am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde diese Erdichtung von den Ratzen unter die Fragen aufgenommen, die ein gewisser Gelehrter über die Naturgeschichte Egyptens that, ob man nämlich auf den Feldern daselbst Frösche und Mäuse anträfe, die halb Erde und halb Thier wären. Der Drogman von Cairo antwortete hierauf, niemand hätte jemals dergleichen gesehn oder auch nur davon gehört. Journal des Sçavant: Juillet. 1685.

(*) Ein Mann von einer sehr weitläuftigen Gelehrsamkeit und Mitglied einer der berühmtesten gelehrten Gesellschaften hat sich in weit stärkern Ausdrücken, als sie hier stehn, hierüber erklärt und zwar in einem Werke, das von seiner ganzen Gesellschaft ausdrücklich untersucht und gebilliget worden. „In der That," sagt der Abt **Fourmont** (Reflexions sur l'histoire des anciens peuples. L. II. Sect 4.) „man „mag auch sagen und thun, was man will, die „Egypter zu rechtfertigen, so wird doch dadurch zu „ihrem Besten nicht viel bewürckt werden: immer „wird man gestehn müssen, daß sie bey aller ihrer „hochgepriesnen Weisheit dennoch in dieser Absicht „in die verhaßtesten Ausschweifungen gerathen sind. „Niemand wage uns hier die Politik ihrer Beherrscher als einen Vorwand an zu führen. In der „Absicht, sagt man, um die verschiedenen Nomen „(Cantone) Egyptens so kräftig als möglich von einander zu trennen, hätten sie alle die verschiedenen „Götter-

sich von seinen falschen Ideen wieder los zu machen, wenn sie einmal durch lange Gewohnheit Wurzeln geschlagen haben? Man beobachte, wie es bey den Afrikanischen Mohren geht, die ursprünglich Araber sind, und denen die Mahomedanische Religion die Kenntniß eines alleinigen Gottes zugebracht hat. Des Mahomedismus ohngeachtet, wozu sie sich bekennen, ist doch der Gebrauch der Fetische eben so allgemein ausgebreitet und von ihren Priestern, oder Marabous, geheiligt: diese nennen die Fetische Grigris. Die einzige Wirkung der Religion Mahomeds ist bey ihnen diese gewesen, daß man die Fetische nun als untergeordnete Mächte, als Talismane, die-

wider

„Götterverehrungen daselbst eingeführt. Diese Ab„sicht, die mit des Jeroboams Verfahren Aehn„lichkeit hat, und vieleicht diesem zum Beyspiel „gedient hatte, könte man allenfals, ob gleich sie „nicht bewiesen worden, bey ihnen gelten lassen. „Doch grade zu und offenherzig zu reden, es hilft „nichts davor, man wird doch darauf wieder zurück „kommen müssen, daß die Egypter eins der aus„schweifendsten Völker waren, und hätten sie nur im „geringsten nachgedacht, würden sie sich selbst dafür „haben halten müssen. Es gehört allemal Narr„heit dazu, Zwiebeln und Spargel zu vergöttern. „Und was soll man von den Vögeln, Fischen, Schlan„gen und Crocodilen als eben so vielen Göttern den„ken?" Etwas weiter unten sagt er deutlich, die Egypter dachten in diesem Stücke nicht besser, als die Samojeden und die Americanischen Wilden.

wider alle Arten von Uebeln und widrigen Begebenheiten zu Verwahrungsmitteln dienen, ansieht. Jeder Grigris hat seine Eigenschaft: die Mohren haben deren so viele, daß sie oft vom Kopfe bis zu den Füssen damit behangen sind: was die Fetische bey ihnen an Macht verlohren, haben sie an der Zahl wieder gewonnen. Es ist kein Zweifel, daß auch die Egypter ihre talismansartigen Fetische bey sich trugen. Man findet sehr alte Mumien, die auf dem Unterleibe eine goldene Platte mit der darauf gegrabenen Gestalt eines Thiers liegen haben, die an einer ebenfals goldenen Kette hängt. Peter della Valle *) hat dergleichen in den Begräbnissen nahe bey Cairo gesehn.

Aus diesen zween bemerkten Thatsachen, nämlich erstlich, daß die alten Völker wild und ungesittet waren, wie die Schwarzen und Caraiben, zweitens daß die Gegenstände der göttlichen Verehrung, bey jenen eben dieselben, wie bey diesen gewesen sind, folgt dieser untrügliche Schluß, daß die Religion und Denkungsart in dieser Absicht bey beyden in nichts von einander unterschieden war, weder die ehemalige Egyptische von der heutigen in Nigritien, noch diese von jener. So ungereimt und grob auch der Fetischismus seyn mag, so muß

*) Pietro della Valle lettr. IX.

muß man doch nicht glauben, er habe nach dem Verhältniß und so geschwinde abgeschaft werden müssen, als die Köpfe der Eingebohrnen sich verfeinert haben. Die Dinge, die mit der Religion verwandt sind, behalten noch lange nach der Zeit, da man ihre Nichtigkeit bereits erkannt hat als heilige Dinge ihre Existenz, wenigstens beym gemeinen Volke, das den grösesten Theil einer Nation ausmacht und, wie man weiß, immer sehr an alte Gebräuche, besonders in der Religion, hängt. So muß man das verstehn, was Synesius sagt. "Die "Egyptischen Priester wissen das Volk vermit"telst der vor den Tempeln eingehauenen Sper"ber- und Ibisschnäbel recht gut zu täuschen, "während sie sich in die Heiligthümer hinein"begeben, um den Augen der Welt die Myste"rien zu entziehn, die sie vor den Kugeln feyern, "die von ihnen mit großer Sorgfalt in Maschie"nen, genant κωμαστήρια, verborgen wer"den. Die Sorgfalt, womit sie diese Ku"geln verbergen, dient, das Volk ruhig zu "erhalten, denn es würde alles, woben nicht "etwas auffallendes ist, verachten: um es zu "amüsiren, sind Sinnerührende und Verwun"derung erregende Gegenstände nöthig, sonst "kann man bey demselben nichts ausrichten: "Dies ist sein Character." *) Der Vollkom-

 menheit

*) Synesius in encom. Calvit.

menheit ungeachtet, wozu Sitten und Künste in Egypten gelangten, hat keine der Egyptischen Städte von ihrem besondern Fetisch, den sie ehemals gewählt, sich getrennet. Blos dem Veralten ist es zu zu schreiben, daß diese so grobe Abgötterey sich endlich daselbst verlohren hat, und daß die Spuren davon endlich vom Christenthum und Mahomedismus ausgelöscht sind: denn diese beiden Religionen schicken sich am besten dazu, andere umzustossen, so wol wegen der Reinheit, womit sie den herrlichen Lehrsatz von der Einheit Gottes behaupten, und alles was der Vielgötterey ähnlich sieht, verbannen, als auch wegen des Geistes der Unduldsamkeit, der ihnen beiden von ihrer Mutter, der Jüdischen Religion, angeerbt ist.

Laßt uns indessen doch mit wenigem versuchen, ob es ohne ganz falsch zu raisonniren, thunlich ist, diesem Egyptischen Gottesdienste eine andere Grundlage, als die blosse Narrheit des Volks zu geben; wiewol die vormals darüber gemachten Spöttereyen zur genüge zeigen, daß man davon gleich anfangs keine bessere Meinung gehabt hat. Noch mehr, wenn es öffentlich bekant gewesen wäre, daß dieser Gottesdienst einen vernünftigen Grund habe, weil nämlich die dem Thiere bewiesene Ehrerbietung sich nicht gradezu auf dasselbe bezöge,

sondern

sondern vielmehr auf die wirkliche Gottheit, wovon das Thier blos ein Bild seyn solte, warum würden denn die Schriftsteller, die hiervon reden *), so vorsichtig gewesen seyn, gleich anfangs zu melden, daß sie von ganz unglaublichen Dingen redeten, die ein mit vielen Schwierigkeiten verknüpftes Problem wären, παραδοξον το γινόμενον και ζητήσεος ἄξιον: daß die Ursachen, die man von diesen Gebräuchen angäbe, sehr zweifelhaft und ungenugthuend schienen, πολλην ἀπορίαν παρέχουται τοῖς τὰς αἰτιας τούτων ζητοῦσι: daß die Priester über diese Art von Materien sorgfältig ein tiefes Stillschweigen beobachteten: daß das, was die Nation davon wüßte, größtentheils etwas vom fabelhaften und von der Einfalt der ersten Jahrhunderte an sich hätte, της ἀρχαικης ἀπλοτητος. Warum mußte Plutarch bey allem seinem Eifer hier ein Geheimniß zu finden, er, der sich bey Aufsuchung aller auch der unerdenklichsten und ungereimtesten Allegorien über jeden Punkt erschöpfte, sogar über die verschiedenen Farben des Gewandes der Isis und über die verschiedenen Harze, die man in ihrem Tempel verbrannte — warum

*) Diodor.

mußte er, sage ich, doch am Ende gestehn, die Egypter hätten sich dadurch, daß sie die Thiere für Götter ansähen in aller Welt Augen lächerlich und ihre Ceremonien zum Gegenstande der Spöttereyen gemacht? Warum behauptete Cicero *), daß der Egypter auf seinen Glauben an die Gottheit der Thiere standhafter halte, als der Römer auf den Seinigen beym Eintritt in den heiligsten Tempel? Warum brachten Plutarch und Diodor über eben diesen Punkt so viele verschiedene Erklärungs-Systeme vor, die doch gar keine Beziehung auf einander haben, sich sogar ausschliessen und sich also untereinander der Falschheit beschuldigen? Denn um es mit Wenigem zu sagen, wenn in Egypten blos das gemeine Volk, das immer und allenthalben unwissend und leichtgläubig ist, die Gegenstände des Aberglaubens buchstäblich nahm, und alle verständige Leute der Nation diese verschiedenen Gegenstände für nichts als Sinnbilder der Gottheit ansahen, so war ja der Sinn, worin man sie nehmen mußte, nicht schwankend, sondern weltkundig und weder dem Streit noch der Ungewißheit unterworfen: Die Egyptischen Priester, diese so geheimnißvollen Leute, konten auch den ihrer Nation allgemein gemachten Vorwurf genugthuend beantworten und waren weit entfernt,

*) Cicero de Nat. Deor. L. I.

fernt, still zu schweigen, vielmehr so sehr als irgend jemand dabey interessirt, sich hierüber frey zu erklären. Hat man aber nichts, womit man sich gehörig rechtfertigen kann, so ist es der Fall, daß man sich das Ansehn giebt, als beobachte man ein Geheimniß, daß man sich stellt, verborgene Dinge zu wissen, und sich nur halb und gegen sehr wenige Leute erklärt. Herodot, der mit den Priestern vielen Umgang gehabt, ist, wie man sieht, sehr zurückhaltend, wenn bey ihm die Rede von den Bewegungsgründen des Egyptischen Gottesdienstes ist. Zwar thut er sein Bestes, ihn von der vernünftigsten Seite sehn zu lassen, indem er zu verstehn giebt, daß jedes Thier einem Gotte geheiligt sey, welches denn auch zu seinen Zeiten wol so seyn konte; allein man merkt leicht, daß er sich über das, was er weiß, nicht erklären will. "Die Egypter, sagt er *), sind, "was die göttlichen Dinge betrift, ausschwei- "fend abergläubisch. Wilde und Hausthiere "sind bey ihnen heilig. Wolte ich die Ursache "davon angeben, so würde mich dies in Reli- "gionsmaterien hineinziehen, wovon ich so viel "als möglich zu reden vermeide, und wovon ich, "wie man sieht, nichts gesagt, als wozu mich "die Nothwendigkeit und die von mir abgehan- "delte Sache veranlaßt, und dies auch blos im

 "Vor-

*) Herodot. II. 65.

"Vorbeygehen." Da er an einem andern Orte von einem Religionsgebrauche beym Opfern der Schweine redet, sagt er: "Die Egypter "geben eine Ursache hieroon an; allein obgleich "ich sie weiß, so glaube ich doch, daß es an- "ständiger sey, sie nicht anzuführen." *) Da er weiter oben gesagt hatte, daß die Mendesier den Bock mit Ehrfurcht betrachteten, weil man den Gott Pan mit einem Ziegenkopf und Bocksfüssen vorstellt; setzt er hinzu: "Nicht "etwa darum, weil man glaubt, Pan sey "wirklich so gestaltet. Er hat kein Abzeichen "vor den übrigen Göttern. Wenn man ihn "so vorstellt, so weiß ich zwar wol warum; "ich mögte es aber nicht gerne sagen." Dieses Stillschweigen bezieht sich auf keine Unflätigkeiten; denn Herodot ist in diesem Stücke, wie man weiß, nicht zurückhaltend. An einer andern Stelle, wo er die Geschichte des Herkules erzählt, endigt er mit der Bitte an die Götter und Helden, ihm das, was er gesagt, nicht übel auszulegen. Kurz, man sieht leicht, daß er diese Materie vom Egyptischen Glauben nicht anders als mit vieler Bedenklichkeit und Behutsamkeit berührt: denn wenn er in seinen Reden gleich nicht immer züchtig ist, so ist er doch sehr fromm und andächtig. Die auf ihn folgenden Schriftsteller, wie Diodor, Plutarch

*) Herodot II. 47.

tarch, Porphyr, Jamblichus u. s. w. suchen die Bewegungsgründe, worauf dieser Gottesdienst ruhen soll, auf eine sehr sonderbare Art auf; und es ist merkwürdig, daß je neuer ein Schriftsteller ist, desto mehr ist er zu mystischen Erklärungen geneigt, die in dem Maaße, als man immer mehr einsah, wie nöthig dem Egyptianismus ein Deckmantel von Allegorien sey, von einem Jahrhunderte zum andern mehr Mode wurden. Wir wollen die verschiedenen figürlichen Systeme, die man in Gang bringen wollen, mit möglichster Kürze durchgehn.

Zuerst glaube ich, daß diejenigen, die die Ehre des Egyptischen Glaubens gern aufrecht erhalten mögten, es mir gern schenken werden, daß ich zu seiner Beschönigung weder die Fabel vom Jupiter anführe, der sich dem Herkules nicht eher sehen lassen wolte, als bis er einem Hammel das Fell abgezogen und sich darin gewickelt hatte, (weswegen der Widder vergöttert worden) noch die *) Verwandlung der Götter in Thiere, nachdem sie von den Giganten waren in die Flucht gejagt worden. Denn diese Fabel würde bey dem Volke das sie annähme, eine eben so große Narrheit voraussetzen, als die ist, der man eine vernünftigere Wendung dadurch zu geben sucht. Ist sie jedoch

*) Ovid. Metamorph. Lib. V.

in Egypten wirklich gangbar gewesen, so zeigt sie uns vermöge dessen, was Diodor davon berichtet, was für eine seltsame und erbärmliche Meinung die Egypter von ihren Göttern und von der Vermehrung und Macht derselben gehabt haben. "Sie sagen," nach dem Diodor, "daß die Götter ehemals nur in sehr ge"ringer Anzahl vorhanden gewesen wären und "sich also aus Furcht, von der Menge der gott"losen und lasterhaften Menschen unterdrückt "zu werden unter der Gestalt verschiedener "Thiere verborgen hätten, um den Nachstel"lungen und der Wuth jener zu entrinnen. "Diese nämlichen Götter aber, die sich endlich "zu Herren der Welt gemacht, hätten aus Er"kenntlichkeit, daß sie durch die Aehnlichkeit "mit den Thieren gerettet worden, sich solche "geheiliget und den Menschen selber aufgetra"gen, sie sorgfältig zu ernähren, und anstän"dig zu begraben." Plutarch ruft mit Recht aus, es sey ein ungeheures Hirngespinnst, welches die gröbsten Erdichtungen hinter sich lasse, wenn man sich unterstünde zu behaupten, daß die Götter sich vor Schrecken in die Leiber der Hunde und Störche verborgen hätten: weiter hin erklärt er auch die Meinung von der Metempsychose, die man für die Ursache der Ehrfurcht gegen die Thiere ausgab, für verwerflich und unwürdig, angeführt zu werden. Mit Widerlegung folgender Fabel werde ich

mich

mich eben so wenig aufhalten. Typhon ermordete seinen Bruder Osiris, und zerschnitt den todten Cörper in sechs und zwanzig Stücke, die er zerstreuete. Isis bekriegte ihn desfals, rächte den Mord ihres Gemahls und suchte dessen zerstreuete Glieder nach ihrer Thronbesteigung auf, die sie auch fand. Um nun solchen ein auf immer berühmtes Begräbniß zu verschaffen, ließ sie sechs und zwanzig Mumien verfertigen, in deren jede sie ein Stück von dem Cörper des Osiris verwahrte: hierauf ließ sie jede Priesterzunft besonders zu sich rufen, versicherte jeder der Gesellschaften im Geheim, sie hätte ihr bey Aufbewahrung des ganzen Cörpers des Osiris den Vorzug vor den andern gegeben. Jede dieser Zünfte verpflichtete sie, ein Thier, nach eignem Belieben zu wählen, dem man, so lange es lebte, dieselbe Ehrerbietung wie dem Osiris bezeugen und es, wenn es gestorben wäre, mit nicht mindern Ehren begraben solte. Daher rühmte sich jede Priestergesellschaft, sie besässe allein den Cörper des Osiris, ernährte ein heiliges Thier zu seinem Andenken und erneuerte das Leichenbegängniß dieses Gottes, so oft das Thier starb. Wirklich ist diese Erzählung nicht übel erfunden, um eine Ursache von dem besonderen Gottesdienste jeder Provinz anzugeben. Kann aber eine in ihren mehrsten Umständen so sichtlich fabelhafte Erzählung irgend einem wahrschein-

scheinlichen Raisonnement zum Grunde dienen? Ohnedem ist hier blos von den Thieren die Rede; und doch haben wir gesehn, daß auch leblose Dinge Gegenstände der göttlichen Verehrung waren. Wäre diese Fabel auch für Egypten von Nutzen, so würde sie doch für die übrigen Gegenden des Morgenlandes, wo auch der Fetischismus im Schwange gewesen ist, zu nichts dienen. Die Ursachen die demselben in einem Lande den Eingang verschaft, sind die nämlichen, die ihn in einem anderen Lande aufgebracht haben. Der Sage nach trugen ehemals die fürstlichen Nachfolger des Osiris *), wie auch die Generale der Armee, um sich ansehnlicher oder fürchterlicher zu machen, auf ihren Helmen Figuren von Thierköpfen: welches denn verursacht hat, daß man sie nach ihrem Tode unter der Figur, die sie sich zum Helmzierrath gewählt hatten, vorstellte. So hat man unter der Gestalt eines Hundes den Anubis, **) einen der vornehmsten Bedienten des Osiris vorgestellt. Diese Auflösung ist freylich sinnreich. Man könte zu ihrem Vortheile auch noch anführen, daß sie mit der großen Menge Egyptischer Figuren, die man in menschlicher Gestalt mit Thierköpfen erblickt, Verwandschaft zu haben scheint.

Indes-

*) Plutarch in Isid.
**) Euf. Præp. II. 1

Indessen setzt sie voraus, erstlich, daß der öffentliche Gottesdienst allein an die geschnitzte Figur eines Thiers, oder an ein menschliches Bild mit erwähntem Kopfstücke geziert, gerichtet worden; da sich doch derselbe auf ein lebendes Thier selbst bezog und die Schwarzen, die ganz nackt gehen und weder Bediente des Osiris noch Menschenvergötterungen bey sich haben, ihn an ihre Fetische richten. Denn es würde eine zweite Ungereimtheit seyn, wenn man sagte, daß alle lebende Thiere irgend einer Gattung durch die Verehrung gegen das Andenken einer berühmten Person heilig geworden; weil nämlich diese sich mit dem Felle eines solchen Thieres geschmückt habe. Die Löwenhaut, womit Herkules sich bedeckte, hat in Griechenland die lebende Gattung der Löwen nicht vergöttert: ausserdem komt es mir sehr zweifelhaft vor, daß die Egyptischen Hauptleute jemals Zwiebeln als eine Verzierung auf dem Helme getragen haben; und diese gehörten doch auch zu den Egyptischen Gottheiten. Plinius sagt gleichfals: *) "Der Knoblauch und "die Zwiebel sind die Götter, bey denen der "Egypter schwört." Zweitens setzt diese Auflösung voraus, daß der Fetischismus blos eine Abänderung der eigentlich sogenanten Abgötterey ist, von der er in der Folge abgeleitet worden;

*) Plinius. L. XIX.

worden; da vielmehr grade umgekehrt die göttliche Verehrung der Thiere in Egypten augenscheinlich älter, als die Anbetung der Götzenbilder gewesen, welche leztere auch nie so gangbar daselbst geworden, als in Griechenland und im übrigen Morgenlande. Strabo sagt ausdrücklich, daß die Egypter in den ersten Zeiten keine Götzenbilder, oder doch keine in menschlicher Gestalt, sondern, wie Thiere geformt, hatten. *) Isis, Osiris und seine Familie, Gottheiten, die bey den Egyptern ein so hohes Alterthum haben, sind Götter, die sich auf den Sabäismus, oder Verehrung der Gestirne, und auf den alten Zustand der Erdkugel beziehen. Wie die Perser Egypten erobert hatten, fand Cambyses in dem ungeheuren großen Tempel des Vulcan nichts, als kleine Gegenstände, worüber er in ein Gelächter ausbrach: Jupiter Serapis und einige andere Gottheiten sind in Vergleichung mit den Fetischen neu. Unter den Egyptischen Bildsäulen, die uns noch übrig sind und die größtentheils keine Götterfiguren vorstellen, sind die mehrsten glaublich nicht älter, als die Griechische Herrschaft zu Alexandrien, die den eigentlichen Götzendienst ohne Zweifel sehr in Aufnahme brachte. Die Egyptische Religion war sehr vermischt. Von den ersten Jahrhun-

derten

*) Strab. L. XVII.

derten an machte der Sabäismus einen beträchtlichen Theil derselben aus. Hätte die Nation nicht mehr als zwölf Fetischengötter gehabt, so mögte man glauben, daß die Eintheilung des Thierkreises in zwölf Zeichen, denen man die Nahmen von zwölf Thieren gegeben, den Thierdienst hervorgebracht habe, indem nämlich die Egypter, als Anbeter der Gestirne und Urheber dieser astronomischen Eintheilung, die Verehrung eines Widders oder Stiers an die Stelle der Anbetung der Sternbilder, die den Nahmen dieser Thiere führten, gesetzt hätten. Lucian *) (wenn anders die Abhandlung über die Sterndeuterkunst, die man in seinen Werken findet, würklich von ihm ist), drückt sich darüber in diesen sonderbaren Worten aus: "Die Egypter haben diese Wissenschaft nach "den Ethiopiern bearbeitet: sie haben den "Lauf jedes Sterns ausgemessen und das Jahr "in Monathe und Jahreszeiten eingetheilet; "das Jahr richteten sie nach dem Laufe der "Sonne und den Monath nach dem Monden"lauf ein. Sie haben noch mehr gethan: denn "nachdem sie den Himmel in zwölf Theile ein"getheilt, stellten sie jedes Gestirn durch die "Figur eines Thiers vor; daher komt die Ver"schiedenheit ihrer Religion. Denn die Egyp"ter bedienten sich nicht durchgehends aller

"Theile

*) Lucian. de Astrolog.

"Theile des Himmels zum Wahrsagen; son-
"dern einige dieses Theils, andere jenes. Die-
"jenigen, die die Eigenschaften des Widders
"(als Sternbild) beobachteten, beteten auch
"den Widder (als Thier) an; und so die übri-
"gen." Zum Unglück würde dieser Uebergang vom Sabäismus zum Fetischismus, der sonst sehr natürlich scheint, mit der Anwendung, die man davon auf das vollständige Detail des Gottesdiensts, wovon ich rede, machen wolte, schlecht bestehn. Doch muß ich bekennen, daß von allen Meinungen mir diese noch als die wahrscheinlichste nächst derjenigen vorkomt, deren Festsetzung ich in dieser Abhandlung zum Zweck habe.

Nach Plutarchs und Diodors Bericht, wies man, wie Egypten in Nomen (Cantone) eingetheilet ward, jedem derselben einen beson-deren Gottesdienst an, um zu verhindern, daß die Einwohner keinen Aufstand machten und sich vereinigten, das Joch abzuwerfen; in-dem nichts die Menschen mehr trennt und wei-ter von einander hält, als die Verschiedenheit der Religion. Man sorgte weislich dafür, daß den aneinander gränzenden Nomen solche Thiere angewiesen wurden, die sich natürlicher Weise hassen, um dadurch den Haß zwischen den Ein-wohnern zu vermehren, wenn jeder sähe, daß seine Gottheit von den Angränzenden gemiß-

handelt,

handelt, oder der Feind seines Gottes von ihnen verehrt würde. — Dies würde in der That eine sehr feine und auf einen sehr richtigen Grund gebauete Politik gewesen seyn. Wer aber sieht nicht, daß dies ein Mittel wählen hieß, alle mit einander aufsäßig zu machen, da die Köpfe des Volks sich schwerer unter Religionszwang, als sonst unter irgend einem andern halten lassen; und daß es unendlich mehr Mühe wird gekostet haben, sie zu einer solchen Neuerung zu gewöhnen, als sie in der Unterwürfigkeit unter einer weltlichen Herrschaft zu erhalten? Die wunderliche Manier, wie dies Project soll entworfen seyn, machte die Ausführung desselben vollends unmöglich, wenn der Fetischismus ein neuer Glaube war, den man erst damals einführen wolte. Würde man nicht mit mehrerer Wahrscheinlichkeit sagen, daß die geographische und politische Eintheilung, da man dieselbe festsetzen wolte, nach der Eintheilung der in den verschiednen Gegenden schon vorhandnen, unterschiednen Gottesdienste sey eingerichtet worden?

Andere haben gesagt, daß jedes Thier die Vorstellung von einer erhabenern Gottheit, von der es das sichtbare Bild war, mit sich herum trug; dergestalt, daß man demzufolge das Thier auch als die Gottheit selber betrachten müsse. Zu Bubastis würde also der Mond

durch die Katze vorgestellt worden seyn. Die Einwohner von Bubastis werden aber dadurch schlecht gerechtfertigt: denn es leuchtet eben so viel Schwachheit daraus hervor, wenn man eine Katze für den Mond nimt, als wenn man sie selbst anbetet. Und dann, wie viel einfacher war es, diese Verehrung gradezu an den Mond zu richten, als sich damit an die sublunarischen Katzen zu wenden! Selden bemüht sich, diese Sache von einer weniger lächerlichen Seite zu zeigen: *) er glaubt, daß die Thiere nichts anders, als Sinnbilder der Götter des Landes waren und daß der sinnbildliche Gottesdienst die göttliche Verehrung der Thiere und anderer einzelner Gegenstände hervorgebracht, als man die sichtbare Verehrung des vorstellenden Gegenstandes an die Stelle der Verehrung des vorgestellten Wesens gesetzt, wie z. B. den Stier in Egypten und das Feuer in Persien: der erste war anfänglich blos das Sinnbild des Gottes Apis, so wie das andere der Sonne gewesen. Weil man aber das vorstellende Ding beständig vor Augen hatte, verlohr sich bey dem rohen Pöbel die Idee des dadurch vorgestellten Wesens, daher wandte er seine Verehrung von dem abwesenden Gegenstand weg und richtete sie gradezu an den gegenwärtigen. In Beziehung auf die göttliche

*) Selden Prolegom. C. III.

liche Verehrung des Feuers kann dies einigermassen von den Guebern wahr seyn, die das irdische Feuer ihrer Rauchfässer anbeteten. Daß man den Ochsen, das nützlichste Thier, durchgehends als das schickliche Sinnbild der günstigsten Gottheit angenommen hat, würde nicht unglaublich seyn: will man aber diese Hypothese auf das unendliche Detail des Egyptischen Fetischismus anwenden, so wird man das System bald verlassen müssen, weil es unmöglich ist, es allenthalben an zu nehmen. Wer wird mit dem Plutarch *) sagen, daß der Crocodil, weil er gar keine Zunge habe, als das Sinnbild der Gottheit müsse betrachtet werden, die ohne Hervorbringung eines einzigen Wortes die ewigen Gesetze der Weisheit in das Innere unserer Herzen drückt? Oder, wird man nicht vielmehr erstaunen, wenn man sieht, daß ein so fürtreflicher Kopf in erhabnen Ausdrücken Dinge vorbringt, die so ungereimt und vom gesunden Menschenverstande so weit entfernt sind? Vollends erstaunt man, wenn er sagt, daß der Wiesel, der durch das Ohr empfängt und durch den Mund gebiert, das Sinnbild der Rede sey, die eben so verfährt: daß die des Gesichts beraubte Spitzmaus angebetet werde, weil die ursprünglichen Finsternisse vor dem Lichte vorhergegangen sind: **)

*) Plutarch in Isid. & Osir. **) Plut. in Symposiac. IV.

daß die Katze das geheiligte Sinnbild des Mondes sey, weil dieser, so wie jene, Flecken hat und beide des Nachts laufen: daß die Natter und der Käfer Sinnbilder der Sonne sind, der Käfer, weil er rückwärts geht gleich der Sonne, die von Morgen gegen Abend und also der Bewegung des neunten Himmels grade entgegen geht, der sich von Abend gegen Morgen bewegt; die Natter, weil sie gleich der Sonne nicht alt wird und ohne Füsse mit vieler Geschmeidigkeit und Fertigkeit marschiert: daß in der Egyptischen Sprache der Magnetstein Bein drs Horus und das Eisen Bein des Typhon genant wird, und daß dies, da Horus die Welt, oder die menschliche Natur und Typhon das böse Urwesen ist, die Bedeutung hat, daß die menschliche Natur bald ihrer Neigung zum Bösen unterliegt, bald sie überwindet, wie der Magnetstein durch den einen seiner Pole das Eisen an sich zieht, durch den andern aber es von sich stößt. War dies, was Plutarch uns hier erzählt zu seiner Zeit die Denkungsart der Egypter, so macht sie dem Verstande dieser Nation gewiß schlechte Ehre. Die rohe Einfalt der wilden Jahrhunderte, die ich für den Grund und die erste Quelle ihres Gottesdienstes halte, hat, ohne vernünftiger zu seyn, doch wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit.

Eben so verlegen ist man bey der Anwendung der Meinung derer *), die da wollen, man habe bey Verehrung der Thiere blos den mannigfaltigen Nutzen, den sie den Menschen verschaffen, wie auch die guten Eigenschaften, wodurch sie sich auszeichnen, vor Augen gehabt. Der Ochse bearbeitet das Feld: die Kuh gebiert den Ochsen: das Schaf reicht Wolle und Milch dar: der Hund dient zum Hüter und zur Jagd; hat überdem den Leichnam des Osiris aufgespürt: der Wolf hat Aehnlichkeit mit dem Hunde, und hat eine Armee von Ethiopiern, die einen Einfall thun wolten, in die Flucht gejagt: die Katze entfernt die Nattern; das Ichneumon vertilgt die Crocodil-Eyer: der Ibis verzehret die giftigen Schlangen und die Insecten: der Falke brachte den Priestern zu Theben ein mit Purpur bedecktes Buch, welches die Gesetze und Religionsceremonien enthielt: der Storch hat eine gewisse Art Heilungsmittel zu sich zu nehmen gezeigt: der Adler ist König der Vögel: der Crocodil jagt den Arabischen Räubern Furcht ein, daß sie es nicht wagen, dem Nil sich zu nähern; trug auch überdem den König Menes, der sich am Ufer des Sees Möris in Gefahr befand, auf dem Rücken von einem Gestade desselben zum andern hinüber: die

*) Cicero de Nat. Deor. Lib. I. Euseb. ibid.

Zwiebel wächst beym abnehmenden Monde; und was endlich die Hülsenfrüchte betrift, so muß man Ehrerbietung für sie haben; denn wenn durchgehends alles gegessen würde, so würde nichts zureichen können. Dies sind nun freilich überwiegende Ursachen und Bewegungsgründe zur Anbetung, die man für vernünftig, oder wenigstens doch für scheinbar ausgeben will. Man verehrte also beym Hunde die Treue. Beym Bocke, einem sehr geilen Thiere, verehrte man die Zeugungskraft, worüber sich Diodor *) in ein sehr umständliches Detail einläßt; geschahe es vieleicht aus dieser Ursache, daß die Frauenspersonen ihre Geschlechtstheile dem heiligen Thiere entdeckten und bisweilen noch weiter gingen, wovon Herodot **) eine Erzählung giebt, die nicht gut zu wiederholen ist, und wobey Vossius einen ganz besondern Gedanken hat, den ich eben so wenig anführen will, obgleich dieser historische Zug unwidersprechlich beweist, daß hier gar nichts Sinnbildliches statt fand. Man muß in der That gestehn, daß dies die Bewunderung der Tugenden etwas weit treiben, oder sie wenigstens auf eine seltsame Art an den Tag legen heißt. Auch ging der Philosoph Persius ***), ein Schüler des Zeno, der diese

Idee

*) Diodor. Pind. ap. Aelian.
**) Herodot L. II. C. 42. & Voss. Idol. L. III. C. 74.
***) Pers. ap. Cic. N. D. Lib. I. C. 15.

Idee hatte, so weit, daß er zu verstehn gab, man müsse die dem Menschen nützliche und heilsame Dinge nicht als bloße Geschenke Gottes betrachten, sondern als solche, die ihrer eignen Natur nach göttlich wären. So weit geht Plutarch nicht. "Da aber," sagt er, "die "lobenswürdigsten Philosophen in den leblosen "Dingen ein gewisses verborgenes Bild der "Gottheit gewahr wurden, so hielten sie es "fürs Beste, nichts von dem zu unterlassen, "was sie ehrwürdiger machen könne. Ich bin "jedoch der Meinung, daß beseelte, gefühlvolle "und der Leidenschaften und Sitten fähige We"sen weit geschickter sind, Ehrfurcht für den, "der sie hervorgebracht, ein zu flössen. Ich "gebe denen meinen Beyfall, die nicht die Thie"re verehren, sondern in ihnen die Gottheit, "die sich, wie in einem natürlichen Spiegel, "in ihnen sehen läßt und sich ihrer als wolge"machter Werkzeuge bedient, das Ganze damit "zu verzieren. Eine leblose Sache, wäre sie "auch noch so reichhaltig, bestände sie auch "ganz aus Edelsteinen, ist doch einem mit Em"pfindung begabtem Wesen nicht zu vergleichen. "Dieser Theil der Natur, der ein Leben hat, "empfindet und in sich einen Ursprung der Be"wegung und der Erkenntniß hat, hat gewisse "Theilchen jener Vorsicht, die die Welt regiert, "an sich gezogen. Die göttliche Natur wird "also wenigstens eben so gut durch lebendige

"Thiere vorgestellt, als durch Bildsäulen von "Erz, oder Marmor, die eben so vergänglich "und ausserdem unempfindlich sind. Dies ist, "wie ich finde, die annehmlichste Meinung von "allen, die man von der Thieranbetung ange- "geben hat." Ich führe mit Vergnügen diese Stelle des Plutarch an, da ihr Zweck sehr lobenswürdig und sie die beste in seinem ganzen Buche ist. Allein ausserdem, daß dies ein Raisonnement ist, das ein nachdenkender Philosoph, nicht aber eine Nation macht, deren Gebräuche zeigen, daß ihr Gottesdienst grade zu und nicht beziehend war, so hält dasselbe im Grunde auch nicht recht Stich und hat den Fehler, daß es mehr beweiset, als es beweisen soll. Denn kann ich die wirkliche Anbetung aller Arten lebendiger und lebloser Wesen dadurch rechtfertigen, daß ich, so sehr der Anschein auch dawider seyn mag, sage, es geschähe blos, weil jene Dinge Bilder und Werke Gottes wären, so erkläre ich zugleich das unsinnigste Heidenthum für vernünftig.

Diese Meinung hat Zusammenhang mit der Meinung einiger andern Philosophen, die hier blos Naturalismus finden, und diese ganze seltsame Theologie als eine lautere, der Natur, der Hervorbringerinn aller Wesen, bewiesene Ehrerbietung ansehen. Nichts kann gezwungener seyn, als diese Behauptung. Der Pö-

bel

bel versteht nichts von allen diesen Spitzfindigkeiten und Künsteleyen: weiß von nichts, als von dem, was er sieht: seine Religion ist niemals allegorisch. Weit natürlicher ist es also, zu denken, daß die Egyptische Götterverehrung weder von der bey den Negern herrschenden unterschieden, noch vernünftiger als diese war, als spitzfindige und philosophische Ursachen auf zu suchen, um dadurch die Anbetung der Sperber und Hülsenfrüchte bey den Egyptern zu rechtfertigen. Aber ausserdem hat diese Erklärung mit fast allen vorhergehenden einen Fehler gemein, der allein hinlänglich wäre, sie umzustossen: und dies ist der, daß keine Erklärung eine Ursache angiebt, warum jede Gegend ein Thier, als ihre besondere Gottheit annahm. Diese einfache Beobachtung widerlegt auch das, was Diodor sonst behauptet, da er die Metempsychose und den Uebergang der Seele des Osiris in den Leib eines Ochsen und Wolfes als Bewegungsgründe der Ehrfurcht für die Thiere angiebt. Denn schätzte man die Thiere um ihrer guten Eigenschaften willen; waren sie das Bild solcher Menschen, denen Egypten vieles zu danken hatte; waren sie die Bilder der Götter und Sinnbilder der Natur; wurden sie durch den Gleichlaut der Nahmen an die Stelle der Zeichen des Thierkreises gesetzt; und waren sie endlich ein Aufenthalt der menschlichen Seelen nach ihrem

Tode, so mußten sie in allen Ländern in gleichen Ehren stehn; wie es doch nicht war, sondern man achtete in einer Provinz ein Thier gar nicht, das in der angränzenden eine Gottheit vorstellte. Da, wohin seine Gottheit sich nicht mehr erstreckte, wurde es getödtet und ohne Barmherzigkeit gegessen: so wie auch bey den Africanern der Fetisch einer Gegend bey den benachbarten Völkerschaften ein gemeines Thier ist. Herodot sagt ausdrücklich, daß der Crocodil blos zu Theben und am See Möris heilig sey, und das Flußpferd blos zu Papremis: sonst wurden diese Thiere von den Einwohnern verfolgt, unter andern auch in der Gegend von Elephantine, und als Feinde der Menschen getödtet. Andere, die auf diesen besondern Umstand des Egyptischen Gottesdienstes bestunden und eine Ursache davon angeben wollten, daß blos einem gewissen Thiere in jeder Provinz eine ausschliessende Ehrerbietung bewiesen wurde, haben gesagt, das Thier sey ein Gegenstand der Anbetung, weil das Volck der Provinz dessen Bild in Gestalt einer Standarte im Kriege führte und sich um dasselbe herum versammelte, wie die Legion bey den Römern um ihren Adler, und unsere Regimenter um ihre Fahnen. „Kurz „nachher, sagt man, als die Menschen die „wilde Lebensart verlassen hatten, um verschiedene Gesellschaften unter sich zu errichten,

„grif-

„griffen sie sich einander beständig an, metzel-
„ten sich unter einander und kannten kein an-
„deres Gesetz, als das Gesetz des Stärkern.
„Die Noth lehrte also bald die Schwächern
„sich unter einander beyzustehn; und zum Zei-
„chen, daß man zusammen kommen sollte, be-
„stimmten sie unter sich die Figur irgend eines
„Thiers, welches man nachmahls heiligte.
„Auf dieses Zeichen rotteten sie sich zusammen,
„und machten einen Haufen aus, der denen,
„die ihnen sonst so schrecklich waren, Furcht
„einjagte. Nach dem ersten dieser Haufen
„richteten sich, als nach einem Muster, noch
„andere; und da sie alle verschiedene Thiere
„zum Feldzeichen gewählt hatten, so ist dies
„die Ursache, warum einige derselben in dieser
„Gegend, andere in jener verehrt werden,
„und zwar als besondere Urheber der Erret-
„tung der verschiedenen Haufen, die sich in
„mehreren Städten niedergelassen haben."
Dies Raisonnement des Diodor ist das natür-
lichste und vernünftigste, das man über diese
Materie gemacht hat. Es setzt den Ursprung
der Dinge dahin, wohin er gesetzt werden muß,
nämlich in die Jahrhunderte der Barbarey.
Es giebt eine gute Ursache an, warum jedem
Nomen ein besonderer Gottesdienst beygelegt
wurde und läßt sich zugleich auf jedes andere
Volk im Allgemeinen anwenden. Demun-
geachtet wird man schwerlich zugeben können,

daß

hierin die allgemeine Ursache des ältern und neuern Fetischismus stecke. Es gab selbst in Egypten Gegenstände der Verehrung, auf die sich diese Ursache nicht anwenden läßt. Man sieht nicht, daß sie bey den neuern Völkern irgend einen Einfluß in die Wahl ihrer materiellen Gottheiten gehabt hat. Endlich hat diese Meinung den Fehler, daß sie die Dinge umkehrt, und das für die Ursache annimmt, was doch blos die Wirkung ist. So ausserordentlich es seyn würde, wenn man ein Wesen darum anbetete, weil man es als ein Feldzeichen trägt, eben so natürlich ist es, daß man sich eines Dinges zum Feldzeichen bedient, weil man es anbetet. Nicht darum wird das Bild eines Heiligen bey den Catholiken verehrt, weil man es bey Proceßionen in den Fahnen vorträgt, sondern weil man es verehrt, trägt man es vor.

Endlich haben die Liebhaber der figürlichen Erklärung, nicht zufrieden mit dem allgemeinen Naturalismus, der, wie man sich eingebildet hatte, der Egyptischen Religion zum Deckmantel diente, sich in das Detail der Allegorien eingelassen und auf jeden Religions-Gebrauch eine davon sehr schicklich angewandt. Ich will diese Abhandlung durch die umständliche Erörterung dessen, was sie vorgebracht haben, keineswegs verlängern,

(dies

(dies würde Materie genug zu einem ganzem Buche seyn) und noch weniger durch eine Widerlegung von tausend grundlosen Träumereyen, die mir dieses Geschäft selber abnehmen. Nicht, als wenn mir die Absicht derer nicht lobenswürdig vorkäme, die durch solche Umwege die Vorurtheile des unvermischten Fetischismus, die eben so kindisch und ein gut Theil gefährlicher waren, zu vertilgen suchten. In dieser Absicht sage ich gern eben das, was Dionys von Halicarnaß von den Griechischen Meinungen über diese Materie sagte. „Zu „Rom halten wir alles für Erdichtung und „eiteln Aberglauben, was weder vernünftig „noch anständig ist. Doch stelle man sich nicht „vor, als wenn ich nicht wüßte, daß es einige Fabeln der Griechen giebt, die dem Menschen nützlich seyn konnten, indem sie entweder die Werke und Wirkungen der Natur „allegorisch darstellen, oder erfunden sind, „um die Menschen im Unglück zu trösten, ihren Geist zu erheitern, von thörigten Hoffnungen sie zu heilen, oder alte noch ausschweifendere Meinungen aus zu rotten. Alles „dies weiß ich zwar so gut wie ein anderer, „doch entferne ich mich gern von diesen Fabeln „und zwar mit derjenigen Mäßigung, die bey „einer kitzlichen und religiösen Materie nöthig „ist.“*). Man kann das schöne Werk des Eusebius

*) Dionys. Halicarnass. Lib. II. p. 91.

sebius, der dieser ganzen mystagogischen Lehre Schritt vor Schritt gefolgt ist und keinem Einwurf weiter Raum gelassen hat, hierüber nachsehen. Philo von Biblos hatte bereits bey der auszugsweise gemachten Griechischen Uebersetzung der alten Phönicischen Geschichte des Sanchoniaton eben die Absicht gehabt. Sein Zweck war, wie er uns selbst berichtet, den Griechen zu zeigen, wie sehr sie zu tadeln wären, daß sie wirckliche Dinge in kalte Allegorien eingekleidet, oder abstrackte Erklärungen davon machen wollen: daß sie in den Göttergeschichten Geheimnisse erdichtet und dadurch eine verborgene Lehre hervorgebracht hätten, die ganz ohne wircklichen Grund sey und die sie doch, sagt er, auf eine pomphafte Weise und so, daß die Wahrheit der Geschichte dabey unterdrückt wird, bekannt machen. Er setzt hinzu, er habe dieses System bereits in den drey Büchern unter dem Titel, περι παραδοξου ἱστορίας, de historia incredibili, wiederlegt, *) wo er die Griechischen Allegorien umstößt, die, wie er sagt, gar nicht unter einander übereinstimmen, weil man dadurch verschiedene auf wahrhaftige Thatsachen gegründete Religionspunckte erklären wollte. Er giebt uns zu verstehen, daß

sein

*) S. Tournemine Journ. de Trev. 1714. Janv.

sein Vorsatz bey Uebersetzung der Bücher seines alten Landesmannes dieser sey, dasjenige immer mehr zu befestigen, was er bereits wider die Griechen behauptet hätte. „Diese, sagt er, „haben es vermöge der Schönheit ihrer „Sprache allen andern Völkern zuvorgethan: „sie haben sich alle alte Geschichten zugeeignet, „haben sie verändert, ausgeschmückt, vergröf„sert, und dabey blos gesucht, angenehme „Erzählungen zu machen, ... wodurch „sie dann, indem sie von einer Stadt zur an„dern giengen, die Wahrheit gleichsam erstickt „haben. Unsere von Kindheit auf an ihre „Fabeln gewöhnten Ohren werden von Mei„nungen eingenommen, die seit vielen Jahr„hunderten in Ansehen gebracht sind, und de„nen die Zeit unvermerckt die Kraft gegeben „hat, sich unserer Gemüther zu bemächtigen; „und zwar sind sie so sehr im Besitze derselben, „daß es uns schwer wird, sie zu verwerfen. „Daher kommt es sogar, daß die Wahrheit, „wenn man sie den Menschen enthüllt, zur „Zeit das Ansehen einer neuen Meinung hat; „da unterdessen die fabelhaften Erzählungen, „so unvernünftig sie auch seyn mögen, für un„zweifelhafte Dinge gelten". Eusebius macht seinerseits von dieser Uebersetzung des Phöniciers einen vortheilhaften Gebrauch, um das von den Heiden zur Rechtfertigung ihres Gottesdienstes erfundene System des allegorischen

Sinns

Sinns völlig umzustossen. Er macht die Bemerkung, daß die Phönicische Götterlehre an Alterthum die poetischen Erdichtungen, mit denen sie auch gar keine Aehnlichkeit hat, weit übertrift; und er beruft sich dabey auf das Zeugniß mehrerer hochgeachteter Ausleger, die erklärt haben, daß die Alten bey Einführung der Götterverehrung keineswegs zur Absicht gehabt, Dinge aus der Natur zu bezeichnen, noch das, was sie von ihren Göttern bekannt machten, durch Allegorien aus zu drücken; sondern, daß sie wollten, man solle sich darin an den Buchstaben der Geschichte halten. Ich würde viele Seiten seines Buches ausschreiben, wenn ich alles anführen sollte, was er über diesen Punkt Richtiges sagt: es wird genug seyn, wenn ich mir von seinen Betrachtungen, die er über das ganze Buch verbreitet hat, einige zu Nutze mache. Da die Dinge, sagt er, so die Alten ganz ehrlich und treuherzig von ihren Göttern erzählten, wirklich lächerlich waren, so wollte man ihnen, vielleicht etwas klüger, durch Anwendung auf die Naturwirkungen einen anständigen und sehr versteckten Sinn geben. Jedoch gestehen mehrere heidnische Götterlehrer, man müsse diese scheinbare Methode nicht annehmen; ja einige von ihnen haben sich darüber beschwert, und gesagt daß die Religion aus Grundsätzen der Philosophie unterdrückt würde,

wenn

wenn man die Götter für die verschiedenen Theile der Natur nähme. Alle sind gezwungen, zu gestehn, daß man anfänglich nichts, als die nackte Thatsache erzählt, und daß sich das Ceremoniel auf diese einfache Thatsache, so wie die alte Tradition sie überliefert hat, bezogen habe: dieses Ceremoniel straft allen den Prunk aus abstracten Grübeleyen, oder Naturwirkungen hergeholter Deuteleyen Lügen, widerlegt diese von Sophisten erfundene und mit einer siegreichen Miene in prächtigen Reden aufgestutzte figürliche Erklärungsart. Auch können sie aus jenen entfernten Zeiten, denen dieser Gottesdienst sein Daseyn zu danken hat, keine Tradition beybringen, die es sichtbar machte, daß das Alterthum, so wie sie vorgeben, die Absicht gehabt, seine Physik unter Räthseln vorzutragen: wozu noch dieses komt, daß diese Punkte der Physik, welche man auf eine so geheimnißvolle Art soll vorgetragen haben, ganz gemeine Dinge sind, die jeder weiß und durch seine Sinne erfährt, und deren Sinnbilder zu weit hergeholt sind, als daß sie den Stiftern dieses Gottesdiensts hätten in den Sinn kommen können. Man höre, was Porphyr, dieser große mystische Götterlehrer des Heidenthums, sagt: nachdem er in emphatischem Tone angefangen und alle Profanen weggewiesen, will er uns belehren, daß die Anbetung eines schwarzen Steines die

Bedeutung habe, daß die göttliche Natur nicht in den Sinn des Gesichts falle: daß ein pyramidenförmiger Stein ein Stral der göttlichen Flamme sey: daß ein aufgerichteter Pfal, oder ein Dreyeck, die, wie er meint, die beiden Geschlechter vorstellen, die Wiederhervorbringung der Keime und eine Huldigung der fruchtbaren Natur seyn solle. Will man ihm über den Grund dieser irdischen Götterlehre Glauben beymessen, so ist es eine geheimnißvolle Einrichtung entweder der verschiedenen sinnbildlich dargestellten Attributen der höchsten Gottheit und ihrer geoffenbarten Gewalt über alle Dinge, oder der Welt-Seele und der natürlichen Ursachen; gleichsam, als wenn man wirklich zu diesem lächerlichen Kunstgriff seine Zuflucht hätte nehmen müssen, um den Menschen Dinge zu erklären, die ganz einfach und Niemanden unbekant sind. Unter andern Erklärungen sagte man auch, es wären dieses Abbildungen von der Art, wie man die Erdfrüchte anbauen müsse, von den Jahrszeiten, die dazu geschickt wären und von andern zur Erhaltung des menschlichen Lebens nöthigen Dingen. *) Da es aus Furcht vor den Gesetzen Niemand wagte, die Religionslehre öffentlich zu leugnen, noch sich der Leichtgläubigkeit des großen Haufens zu widersetzen, so sieht

*) Eusеb. Præp. Ev. II. 6. III. 7. & 11. &c.

sieht man wol, daß jeder sie nach seinem eigenen Kopfe auslegte und leicht darin fand, was er wolte. Zu willkührlichen Erklärungen stand ein weites Feld offen: jeder weigerte sich indessen ungescheut, diejenigen an zu nehmen, die ein anderer vortrug, ohne es deswegen zu wagen, die Dinge selbst gründlich zu untersuchen, die noch weit weniger Schonung verdienten. Kein Wunder ist es, daß man so viele Ungereimtheiten in dem Commentar findet, wenn man sich für verbunden hält, einen so abgeschmackten Text bey zu behalten. Eusebius hat auch Diodors Meinung über diese Materie widerlegt, wie auch die physiologischen Räthsel des Plutarch, und zeigt dabey, daß er mit sich selbst nicht übereinstimmt, und kein Zusammenhang in allen dem ist, was er sagt. *) Ist man nun nicht einmal mit sich selbst einig, wie ist es denn möglich, daß man andern nicht widersprechen solte? In der That haben auch die Eifrigsten dieser figürlichen Ausleger unter den Neuern das verworfen, was ihre Vorgänger behauptet hatten. Will man sich, sagt einer von ihnen, von dem unterrichten, was von dieser Egyptischen Religion, die durch ihre so sonderbaren Lehrsätze die Neugierde rege macht, zu wissen möglich ist, so macht man sich sogleich über den Diodor, Plato, Plu-

*) Euseb. Lib. III. in proœm. & Cap. 2 & 3.

tarch und Porphyr mit vielem Eifer her. Hat man sie aber gelesen, so findet man mit Befremdung nichts darin, als Volksmährchen, oder abgeschmackte Allegorien ohne Zusammenhang, ohne Würde, ohne Nutzen, oder endlich eine hochtrabende Metaphysik, deren Kentniß man ohne sich lächerlich zu machen, den Alten nicht zu schreiben kann. "Die grobe "Einfalt des Egyptiers, der einen Stier für "einen Stier hält, war kaum halb so beleidi"gend, als der erhabne Schnickschnack eines "Platonikers, der durchgehends Monaden und "Triaden sieht; der das Gemählde der ganzen "Natur in den Füssen eines Bocks sucht; der "in einer Isis den Urentwurf der Welt (mun"dus archetypus), die intelligible und die in "die Sinne fallende Welt findet. Alles, was "man bey diesem Lesen, dessen Ueberdruß durch "keine auch nur einigermassen genugthuende "Entdeckung gut gemacht wird, genau begreift, "sind die Irrthümer und die platten Ideen der "Egypter." Wahr ist es, man findet, daß sie, was die Astronomie, Baukunst, Künste, Handwerker, Regierung und Policey betrift, klüger, als andere Völker sind: sonst aber wird man eben so viel Kindisches bey ihnen gewahr: und in Absicht der tiefen Kentniß der Religion und Natur, die sie sich beylegten, bemerkt man so wenig einige Spuren davon in den Werken der obbenanten Schriftsteller, daß

man

man vielmehr allenthalben auf Beweise der seltsamsten Verirrungen in der alten Götterlehre und der elendesten Vernunftlehre in der neuern stößt: denn diese war wirklich beynahe das geworden, was uns die Platoniker davon sagen. Sie sind wahrscheinlich nicht die Erfinder dieses allegorischen Wörtergenistes, wiewol sie vieleicht aus ihrem eigenen Vorrath vieles zu einer Sache, die so sehr nach ihrem Geschmack war, mögen hinzugesetzt haben: sie waren in Egypten gereiset und hatten häufigen Umgang mit den Priestern des Landes gehabt, die als die geheimnißvollesten Leute von der Welt bekant waren. Was aber diese Priester den Fremden auch immer mögen gesagt haben, so glaube ich doch daß ich ihnen mit den Worten des Plutarch *), wenn gleich in einem andern Sinne, antworten kann; die Vergleichung die ich über ihren Gottesdienst angestellt, die Aehnlichkeiten die ich dabey gezeigt habe, beweisen besser, was daran war, als ihr eigenes Zeugniß. Ohne Zweifel glaubte man diesen alten irdischen Gebräuchen ein besseres Ansehen zu geben, wenn man sie, es koste was es wolle, auf das Intellectuelle deutete; und dies mogte vieleicht damals wirklich die Theologie der Leute von Kopf seyn, während der große Haufen fortfuhr, an den

*) Plutarch in Iside.

Dingen nichts zu sehen, als was wirklich darin war. Findet man aber in diesen hohlen Grübeleyen einige Metaphysik über die Absicht und Nothwendigkeit der Naturwirkungen, so findet man doch noch weit mehr Chimären und Armseligkeiten darin, daß man also, wenn die Egyprer hierüber wirklich so dachten, wie Porphyr vorgiebt, gestehen muß, daß ihr Verstand nicht richtiger war, als wenn sie wirklich Thiere und Hundsköpfe anbeteten. Dieses ganze hintenher erfundene allegorisch-physische und metaphysische System, das an sich selbst falsch und unhaltbar ist, ist also auch zugleich ohne Nutzen, weil es den Egyptischen Fetischismus nicht vernünftiger macht, als er war. Gäben aber auch alle diese angeführten und von den erforderlichen Beweisen entblößten Hypothesen einen mehr genugthuenden Aufschluß, würden sie desfals nach den Grundsätzen einer richtigen Critik eher an zu nehmen seyn? Nicht in Möglichkeiten, sondern im Menschen selbst muß man den Menschen studiren: hier komts nicht darauf an, sich ein zu bilden, was er hätte thun können und sollen, sondern zu bemerken, was er wirklich thut.

Ende.

Zuſäzze.

O 4 611

Einleitungsversuch

über

Aberglauben, Zauberey und Abgötterey.

Die Fähigkeit und Neigung zur Religion ist unstreitig ein Vorzug des Menschen, der sich auf Vernunft gründet, und das ihm eigenthümliche Vermögen voraussetzt, in den Gegenständen und Begebenheiten, womit er sich beschäftiget, Ursachen und Wirkungen zu bemerken und seine Aufmerksamkeit auch auf abwesende und unsichtbare Gegenstände zu richten. Indessen muß man doch gestehn, daß fast auf keinem Zweige, den die Vernunft getrieben hat, mehr ausgeartete Früchte hervorgewachsen sind, oder, daß die Menschen nicht leicht in irgend einer Absicht der Vernunft ungetreuer geworden sind, als eben hierin. Die Abweichungen von

derselben, deren sie sich durch Aberglauben und Abgötterey schuldig gemacht, sind in der That so ungeheuer und stellen sich in einer so großen und verworrenen Mannigfaltigkeit dar, daß es dem ersten Anschein nach eine verwegne und vergebliche Unternehmung ist, das Chaos mannigfaltiger und so sehr von einander abweichender Gottesdienste aller Zeiten und Völker, in eine Art von System bringen zu wollen. Wer indessen dies mit einigem Erfolge thun wolte, der müßte die ersten Principien und Bestandtheile der Religion in der menschlichen Natur aufsuchen, hienächst zeigen, wie und wodurch das, was noch nicht Religion war, Religion ward und werden mußte; er müßte bemerken, wie jene Principien durch die ganze Lage, worin der Mensch sich befindet, entwikkelt, abgeändert, und auf gewisse besondere Erscheinungen bestimmt werden; er müßte ferner diese Erscheinungen unter gewisse Classen ordnen und deren richtige und vollständige Aufzählung darthun; er müßte zeigen, wie die Menschen aus der einen in die andre übergehen, mehrere derselben untereinander mischen und daraus wieder neue und künstliche Classen oder Arten der Religion ausbilden und dies alles endlich, damit es nicht auf blosses Raisonnement und bodenlose Muthmassungen hinausliefe, durch Geschichte und Erfahrungen bewähren, und bestättigen.

Versuche dieser Art mögen bereits manche gemacht seyn, mir ist indessen keiner bekant, wobey der Gegenstand in seiner ganzen Allgemeinheit gefaßt, scharfsinniges, bündiges Raisonnement und Geschichte gehörig verbunden und zugleich die hier so nöthige und schwere Unpartheiligkeit, (denn wer wird sich hier vor aller Hypothesensucht hüten können?) bewie-

sen wäre. Die hier übersetzt gelieferte Abhandlung die einem berühmten französischen Gelehrten zugeschrieben wird, handelt einen sehr merkwürdigen in diese Untersuchung einschlagenden Gegenstand ab und scheint mir einen so wichtigen Beytrag zur Religionsgeschichte der heidnischen Welt zu liefern, daß ich es der Mühe werth hielt, sie durch eine Uebersetzung unter uns bekanter zu machen und vieleicht dadurch neue Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu erregen, der unter dem ganzen Stoff, den die Geschichte zur Erkentniß des Menschen und der Natur seines Geistes dem Psychologen darbietet, unstreitig einer der erheblichsten ist. Bey mir hat diese Abhandlung einige Gedanken über Aberglauben, Zauberey und Abgötterey veranlaßt, wodurch sich mir theils das, was der Verfasser von der Egyptischen Abgötterey behauptet, bestättiget, theils Muthmassungen über die Entstehung, die Mannigfaltigkeit, die Zusammenschmelzung und Modification der Abgötterey überhaupt eröfnet, die ich hier als Zusätze dieser Abhandlung, oder vielmehr als eine Art von Einleitung in dieselbe hersetze und die ich ohne im geringsten Anspruch auf das eben gezeichnete Ideal einer natürlichen Geschichte der Religion zu machen, für nichts weiter als Bruchstücke und Muthmassungen ausgebe.

Wenn wir den Grundstof der Religion in der menschlichen Natur aufsuchen wollen, müssen wir erst ausmachen, worin wir das Wesen der Religion zu setzen haben, oder welches diejenige allgemeine Beschaffenheit sey, die jede Religion, wahre oder falsche, vernünftige oder sinnliche hat. Ich müßte mich sehr irren, oder diese wesentliche und allgemeine Beschaffenheit, die jeder Religion zukomt, ist nichts

anders

anders als geglaubte Abhängigkeit von unsichtbaren und unbekanten Wesen oder von geheimen und verborgnen Kräften in sichtbaren und bekanten Dingen. Zuverläßig liegt der Glaube an eine solche Abhängigkeit bey jeder derselben zum Grunde, findet bey jeder derselben Statt uud macht ihr Wesen aus. — Der Glaube an Abhängigkeit macht das Allgemeine dieses Begriffes aus, da aber ein solcher Glaube, wenn man sich blos den Menschen abhängig glaubt, noch an und für sich nichts Religiöses ist, so muß ihm eigentlich die besondere Natur des Gegenstandes, von dem man sich abhängig glaubt, die charakteristische Bestimmung geben und ihn zum Religiösen erheben. Wenn der Gegenstand, der dies bewirken soll, meiner Einsicht nach zwiefach ist, nämlich entweder unsichtbare und unbekante menschenähnliche Wesen, oder geheime und unbegreifliche Kräfte in sichtbaren Gegenständen, so leugne ich deswegen nicht, daß der Glaube an beide oft in eins fällt und sich vermischt; indessen lassen sich doch diese beiden Gegenstände sehr wohl unterscheiden und wenn man genau verfahren will, muß man sie unterscheiden. Eins von beiden muß man aber, wie mich deucht, immer annehmen, wenn man religiöse Furcht und Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Verehrung von blos menschlichen Empfindungen und Gesinnungen dieser Art unterscheiden will. Wolte man sagen, daß der Unterschied blos in der Voraussetzung des Höhern, das man dem Gegenstande der Religion zuschreibt, gegründet sey, so dürfte sich dieser Begrif in den von mir angebenen auflösen lassen: denn Glaube an Abhängigkeit von einem Dinge setzt schon voraus, daß man dasselbe für höher und mächtiger, als sich selbst hält, nur würde dann immer noch

das=

dasjenige Merkmahl fehlen, welches religiöse Furcht und Hofnung von jeder andern unterscheidet. Der niedrigste, der ärmste, der schwächste Unterthan hält gewiß seinen König für weit höher und mächtiger, als sich selbst, indessen kann er nur dann in Versuchung kommen, ihn zu vergöttern, wenn er ihm ein gewisses geheimes unbegreifliches Vermögen und gleichsam Zauberkräfte beyleget. Vorläufig merke ich an, daß unbekante unsichtbare und menschenähnliche Wesen mehr Gegenstände der eigentlichen Abgötterey, verborgne und unbegreifliche Kräfte aber in sichtbaren und bekanten Dingen mehr Gegenstände des Aberglaubens und der Zauberey zu seyn scheinen. Wenn indessen auch diese lezteren göttlich verehrt werden, so setzt unstreitig dieser Götzendienst noch eine gröbere Unwissenheit, eine noch kindischere Denkungsart und noch unausgewickeltere Ideen voraus, als die göttliche Verehrung der Ersten.

Läßt es sich nun zeigen, daß der Mensch, insonderheit der rohe und unwissende, dergleichen die ersten Erfinder der Abgötterey waren, wirklich geneigt ist, sich von unsichtbaren Gegenständen und verborgnen Kräften abhängig zu achten, so wäre ein allgemeiner Grund der Religion in der menschlichen Natur angegeben. Wäre der Mensch mit seinen Bedürfnissen, Begierden, Leidenschaften, Wünschen, Hofnungen und Befahrungen vermögend durch eigne Kräfte sich selbst hinreichend zu versorgen, zu befriedigen und zu beschützen, so würde er nur von sich selbst abhängen, so wäre er sich selbst genug und gewissermassen sich selbst ein Gott. Wäre er aber auch von der ihn umgebenden sichtbaren Natur, ihren leblosen Theilen und Elementen, von den Thieren

und seinen Mitmenschen nicht ganz unabhängig, hätte aber zugleich die Geschicklichkeit und das Vermögen, den Einfluß, den alle diese sichtbaren Gegenstände auf sein Wol oder Wehe haben können, nach seiner Willkühr zu lenken und einzurichten, könte er jeden Fall voraus sehen, jeden Erfolg berechnen und so richtig und genau vorherbestimmen, daß kein Ohngefähr, kein Zufall über seine Unternehmungen und Schicksale herrschte; so würde er auch alsdann wenig oder gar keine Versuchung haben, unsichtbare menschenähnliche Wesen zu erdenken, oder verborgene und geheime Kräfte in sichtbaren Dingen anzunehmen, wenigstens würde es ihm nicht einfallen, sich davon abhängig zu glauben und religiöse Furcht oder Hofnung daran zu knüpfen. Solte er ja in diesen Umständen vermuthen, daß es ausser den sichtbaren noch unsichtbare Wesen und ausser den von ihm gekanten und genutzten Kräften der Menschennatur noch geheime und verborgne gäbe, so würde dies nur ein Gegenstand seiner Wiß- und Forschbegierde seyn. Aber eben darum, weil diese Untersuchung für ihn kein anderes Interesse, als für uns die Frage hat, ob der Mond und die übrigen Planeten vernünftige Einwohner haben; oder als für einen Epicuräer die Untersuchung über die Natur der Götter hatte; so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß der rohe und äusserst dürftige Mensch, dessen ganze Seele mit der Sorge für seine Erhaltung und Sicherheit beschäftigt ist, die Fragen der blossen Wißbegierde die weder neue und ungewöhnliche Gegenstände betreffen, noch mit seiner hauptsächlichen und einzigen Beschäftigung in einiger Verbindung stehen, sich aufwerfen, oder beantworten solte.

Nun aber findet von allen dem was wir angenommen haben, grade das Gegentheil statt. Der Mensch insonderheit der rohe und unwissende ist nicht vermögend, sich seine Bedürfnisse so zu verschaffen und zu sichern, daß er nicht dabey von vielen und mannigfaltigen Dingen ausser sich abhängen solte, die er eben wegen seiner Rohheit und Unwissenheit weit weniger in seiner Gewalt hat, als der aufgeklärte und cultivirte. Was ihn umgiebt hat einen Einfluß auf ihn und wirkt auf eine vortheilhafte oder nachtheilige Weise auf seine Erhaltung, seine Sicherheit und sein Vergnügen. Je weniger er die Natur, ihre Gesezze und ihre Wirkungen kennt, je weniger er aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige zu errathen oder zu folgern weiß und den Lauf der Begebenheiten berechnen und bestimmen kann, oder je weniger er sich selbst zu rathen und zu helfen weiß, desto geneigter muß er bey dem Gefühle seiner Schwäche, Hülfsbedürftigkeit und Abhängigkeit seyn, sich an allem was ihn umgiebt an zu halten, die ganze übrige Natur zu vergöttern, oder sich von dem was in ihr, ohne daß er es kennt und für sich zu benutzen weiß, so mächtig auf ihn wirkt, ganz abhängig zu achten. Dies Resultat scheint seine Unwissenheit und Hülfsbedürftigkeit zugleich herzugeben. Vermöge der Natur seines Geistes kann und muß er in den Vorfällen und Begebenheiten die seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, zwar überhaupt Ursachen und Wirkungen bemerken, aber die Lage, worin wir ihn hier annehmen, bringt es mit sich, daß er beide nicht anders als nach dem Gesetze der Ideenassociation, das sich auf dem Beysammenseyn und Aufeinanderfolgen gründet, annimt und unterscheidet. Dies macht die ganze Logik des unwissenden und rohen Menschen aus; nach dieser kann

er

er nichts anders thun, als da, wo er eine Wirkung sieht, die er sich nicht erklären, oder (welches bey ihm auf eins hinaus läuft) die er weder sich noch andern Menschen zuschreiben kann, die zunächst wirkenden und einfliessenden Dinge für die wahren Ursachen zu erkennen und, vermöge gleichen Spiels seiner Einbildungskraft, das was ihm bey der Wirkung gegenwärtig ist, was ihm eben dabey aufstößt oder nur einfält für das einwirkende Ding zu halten. Wenn er also den Einfluß der Sonne, der Erde, des Feuers u. s. w auf die Erfüllung oder Nichterfüllung seiner Wünsche bemerkt, so wird er in ihnen, ohne nach höheren oder weitern Ursachen zu forschen, die eigentliche Ursache oder das Wesen setzen von dem er abhängt. Da aber bey ihm der Verstand über die Verbindung zwischen Ursachen und Wirkungen noch nicht zu gebieten hat, sondern die Einbildungskraft nur beysammen angetroffene Begebenheiten als Ursachen und Wirkungen associirt und zwar gewöhnlich das Vorhergehende für die Ursache und das Folgende, oder was er sich wenigstens so gedenkt, für die Wirkung hält, so kann bey ihm die lockerste Verbindung, die nur möglich ist, ein einzigmahliges Beysammen seyn eines glücklichen oder unglücklichen Erfolges mit irgend einem Vorwurfe oder Umstande entweder in der Wirklichkeit, oder in seiner Einbildung, schon hinreichend seyn, diesen Vorwurf oder Umstand für die Ursache seines Glücks oder Unglücks zu halten. Dies findet insonderheit alsdann statt, wenn auch bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit sich nichts einer natürlichen oder gewohnten Ursache ähnliches zu richtigen Erfolgen entdecken läßt. Das Interesse feuert dann die Einbildungskraft an, auf Entdeckungen von Ursachen auszugehen und diese ergreift

greift alles was ihr vorkommt oder einfält, und schreibt dem ersten dem besten Gegenstande, der ihr aufstößt, den Erfolg zu, den man sich nur darum gern erklären will, um ihn einigermassen in seiner Gewalt zu haben. Denn nicht Wißbegierde, die so lange das stärkere Interesse nicht befriedigt ist, wenig oder gar keinen Einfluß auf den menschlichen Geist hat, sondern die stärkere Sorge, seine dringenden Bedürfnisse zu befriedigen, treibt den unwissenden und rohen Menschen an, Ursachen aufzufinden und leitet ihn bey diesem ganzen Verfahren. Auch ist eine Auseinandersetzung und fortgesetzte Verfolgung dessen, was man auf diese Weise als Ursache ergriffen hat, keineswegs die Sache solcher rohen Vernünftler, sie bleiben gerne bey dem, was sie selbst ausgesonnen haben, oder was ihnen von andern angegeben wird, mit einer dem forschenden und geübten Denker ganz unbegreiflichen Stupidität stehen, nehmen, wenn sie nur etwas einer Antwort oder Erklärung ähnliches aufgegriffen haben, auch die unächteste Münze zur Bezahlung an und glauben dann so steif und fest daran, daß es oft durch entgegengesetzte noch so häufige Erfahrungen nicht möglich ist, sie in ihrem kindischen Glauben irre zu machen.

An Beyspielen, die das was ich von diesem abergläubischen Leichtsinne roher und unwissender Menschen gesagt habe, erläutern und bestättigen fehlt es nicht. Wenn man einigermassen sich mit den Meinungen und dem darauf gegründeten Verfahren des gemeinen Mannes bekant gemacht und solche Menschen beobachtet hat, denen es an aller Gelegenheit mangelt, sich von den Naturbegebenheiten einigermassen erträgliche Begriffe zu machen, die ohne alle

Hülfe eines vernünftigen Unterrichts und Umgangs sich die vorkommenden neuen ungewöhnlichen und ausserordentlichen Erscheinungen und die ihnen durch den Zusammenhang mit ihren Bedürfnissen und Verlegenheiten interessant gewordenen Fälle blos nach den Einfällen ihrer wilden Phantasie erklären, wird man bemerken, wie äusserst kindisch ihr Raisonnement über Ursachen und Wirkungen sey, wie so ganz auch noch unter unsern christlichen Pöbel der Geist und die Denkungsart herrschet, wodurch Aberglauben aller Art und, unter günstigen und befördernden Umständen, Abgötterey in die Welt eingeführt werden mußte. Man bedenke nur die ungeheure Menge der widersinnigsten Heilmittel, die wider alle Arten von Krankheiten, insonderheit wider das Fieber geglaubt und angewendet werden, die oft auf solche Ideenassociationen gebaut werden, die sich schlechterdings nicht errathen lassen, wofern man nicht annehmen will, daß sie durch ein ungefähres Zusammentreffen, durch ein einzigmahliges Beysammenseyn geknüpft worden sind. Wie soll man es sonst erklären wenn z. B. Leute, sogar von feinerer Erziehung, es als ein unfehlbares Mittel wider Zahnschmerzen anpreisen, (wie wirklich geschehen ist) daß man sich alle Freitage die Nägel beschneidet? Eben dahin gehören die verschiedenen Amulete, sie bestehen nun in Steinen, Angebinden und beschriebenen Zettuln, oder in Theilen thierischer Cörper, wodurch man sich, indem man sie aufbewahrt und bey sich trägt, für Krankheiten oder sonstige Unfälle in Sicherheit setzen, oder sich Glück im Spiel, oder in andern Unternehmungen verschaffen will. Was insonderheit das Spiel anbetrift, so läßt sich bemerken, daß, je mehr das Ohngefähr darin herrscht und das Glück der Spieler entscheidet,

scheidet, desto mehr phantastische Ursachen des Glücks und Unglücks auch von sonst vernünftigen Leuten aufgesucht und die unbedeutendsten Umstände, z. B. ob die Charten mit der linken oder rechten Hand abgenommen werden u. dergl. m. für wichtig geachtet werden. Doch ich halte mich nicht länger hiebey auf, da ich es als gewiß annehmen darf, daß meinen Lesern aus eigner Erfahrung eine Menge Beyspiele dieser Art beyfallen werden, und daß ihnen, insonderheit wenn sie mit unwissenden und einfältigen Landleuten ein zeitlang umgegangen sind, viele sogenante Zaubermittel bekant seyn werden, wodurch der Landmann seinem Viehe Gedeihen zu verschaffen sucht, und es vor Unfällen, besonders Beherungen, deren in so manchen Gegenden noch immer geglaubte Wirklichkeit der auffallendste Beweis meiner Behauptungen ist, sichern zu können. Grössestentheils sind dies ganz gleichgültige und unbedeutende Dinge, welchen aber geheime und verborgene Kräfte durch Association einer wilden Einbildungskraft beygelegt werden. Bisweilen habe ich in Verwechselung der Wörter und in Homonymien einigermassen die Veranlassung solcher seltsamen Verknüpfungen entdeckt, oft aber läßt sie sich gar nicht auffinden.

Wie weit man nun in dieser Erdichtung phantastischer Ursachen interessanter Fälle und Begebenheiten und in dem Glauben an diese Geschöpfe der Einbildungskraft gehen wird, ob man es beym abergläubischen Wahn und den daraus herrührenden Verfahrungsarten bewenden läßt, oder ob eigentlich sogenante Zauberey oder gar Abgötterey daraus entsteht, dies scheint mir lediglich auf die ganze Lage, auf die innern und äussern Umstände, worin sich ein Mensch

oder ein Volk befindet, an zu kommen. Denn in der Hauptsache sind alle diese Answüchse des menschlichen Geistes nicht verschieden, sondern unterscheiden sich blos durch Abstuffungen und in Nebendingen. Der Glaube an verborgene und unbegreifliche Kräfte ist einmal da, und wenn der Mensch die Erfüllung seiner wichtigsten Wünsche, die weder er selbst, noch andere Menschen befriedigen können, hauptsächlich von der Wirksamkeit solcher Kräfte erwartet, so wird er immer darauf ausgehen, dergleichen aus zu finden und geschäftig seyn, sich zum Herrn über dieselben zu machen und ihren Einfluß für sich wohlthätig einzurichten.

Ist die Denkungsart eines Volkes ganz kindisch und die Unwissenheit in Ansehung des natürlichen Zusammenhangs der Dinge und der Erscheinungen so allgemein, daß es unter demselben gar keine aufgeklärtere Köpfe, keine mit richtigerer Naturwissenschaft und Gottesgelahrtheit begabte Weisen giebt, durch deren mitgetheilte Einsichten der Aberglaube in der Theorie und Ausübung eingeschränkt wird; oder behalten die Klügern und Einsichtsvollern ihre bessern Kentnisse für sich, um die Unwissenheit und Dummheit des Pöbels zum Behuf ihres Eigennutzes und Ehrgeitzes zu lenken und zu benutzen: so ist nicht ein zu sehen, daß, (wofern die Gottheit nicht ausserordentlich durch ein Wunder ins Mittel tritt), dies Volk eine andere Religion, als die fetischistische haben und mit etwas anders als mit der Vergötterung der Natur anfangen solte, wenn es sich überall bis zu etwas erhebt, das Religion genant zu werden verdient und nicht bey abergläubischen Gebräuchen und Zauberkünsten stehen bleibt. Indem ich dies behaupte

wider-

widerspreche ich denjenigen nicht, welche der Meinung sind, daß bey einigen, vieleicht bey den meisten Völkern, der Sabäismus oder die Verehrung der Gestirne der erste und ursprüngliche Gottesdienst gewesen, weil ich den gewöhnlichen Unterschied, den man unter Fetischendienst und Sabäismus oder Vergötterung der Gestirne macht, hier nicht annehme. Dieser leztere Götzendienst ist im Grunde weder seiner Natur noch seinem Ursprunge nach, sondern blos durch seinen Gegenstand und durch gewisse Modificationen, die dieser mit sich brachte, von dem eigentlich sogenanten Fetischismus unterschieden. Man mogte den Glanz, die Pracht und den regelmäßigen Lauf der Sonne noch so sehr bewundern, so würde doch diese Bewunderung nie bis zur Anbetung gestiegen seyn, wenn der Mensch nicht geglaubt hätte, daß sein Schicksal vom Einfluß derselben abhinge. Und nie hätte er die Gestirne vergöttert, wenn er nicht der Sonne, dem Mond und den Sternen gewisse unbegreifliche Kräfte zugeschrieben, vermöge deren sie auf die Erde und ihre Bewohner wirkten. Die Verehrung derselben hatte auch keinen andern Zweck, als diese geheimen Kräfte zum Vortheil des Anbeters zu lenken und sie sich gewissermassen dienstbar zu machen. Ebendies ist die Beschaffenheit des Fetischismus überhaupt, der übrigens durch die besondere Beschaffenheit des Gegenstandes, je nachdem er groß oder klein, edel oder unedel, vernunftmäßig oder kindisch ist, ein mehr oder weniger edles oder unedles, großes oder läppisches, vernunftmäßiges oder kindisches Ansehen hat. Aber in der Hauptsache wird nichts verändert, man mag seine Fetische auf der Erde, im Meer, oder am Himmel suchen. Denn er ist nicht nur über alle Reiche der Natur ausgedehnt, sondern er erstreckt

sich noch weiter, indem er auch die Werke der Kunst annimt. Es gehören also dahin die Elemente, Erde, Luft, Wasser und Feuer, Berge, Steine aller Art, Seen, Flüsse, Bäume, Stauden, Pflanzen, alle mögliche Thiere und insonderheit der Himmel mit seinem ganzen Heere. Nichts ist davon ausgenommen, denn es ist schlechterdings kein sichtbarer Gegenstand vorhanden, er mag auch noch so geringfügig und unbedeutend seyn, dem die wilde und aufgeregte Phantasie solcher Menschen, als wir hier immer vor Augen haben, nicht geheime Kräfte und einen unbegreiflichen Einfluß zuschreiben kann *). Nur der Mensch

*) Nichts dient so sehr, uns den Glauben an geheime Kräfte in solchen oft verächtlichen Dingen, als sich der kindische Wilde nicht selten zu Fetischen wählt, nach seiner Möglichkeit und Beschaffenheit begreiflich zu machen, als der unter so vielen und sonst verständigen Christen herrschende Glaube an Reliquien. Es kann auch in der That nichts sich ähnlicher seyn, als eine heilige Reliquie und ein Fetisch. Beides sind Gegenstände, die an sich die geringfügigsten unbedeutendsten Dinge von der Welt seyn können, ein Fetzen von einem abgeschabten Tuche, ein Holzsplittergen, ein Dorn, ein Stückgen vom Nagel u. s. w. oder ein runder Stein, ein Pferdehuf, ein Chartenblatt u. s. w. und doch wohnt beiden nach dem Wahn ihrer Verehrer eine Heiligkeit und eine geheime unbegreifliche Kraft bey. Auch in der Art, wie beide diese geheime Kraft erlangt haben, sind sie sich nicht so unähnlich als man denken solte. Die Reliquien erhalten ihre geheimen Kräfte durch irgend eine Verbindnng, worin sie mit einem Heiligen oder Wunderthäter gestanden, entweder als Theile seines Cörpers oder seiner Kleidung, seines Geräthes u. s. w. Ausserdem giebts auch unter den Christlichen Reliquienverehrern noch manche heilige mit geheimen

Mensch selber scheint davon ausgenommen zu seyn, wenigstens dürften die Fälle selten seyn, daß Men-

 schen

heimen Kräften versehene Dinge z. B. Rosenkränze, Skapuliere u. s. w. die diese Kräfte bloß einer Einweihung und Heiligsprechung verdanken — Nun auf ähnliche Weise erhalten auch die Fetische ihre Kräfte gewöhnlich durch die Einweihung eines Priesters oder Zauberers, der seine Formeln über sie her murmelt, oder einige Ceremonien dabey verrichtet. Das von dem Verfasser angeführte Beyspiel einer Negersclavinn, die sich ein Chartenblatt zum Fetisch gewählt, zeigt an, daß auch blos die Meinung, daß es einem Europäer (einem Wundermann und Zauberer in den Augen eines Negers) zugehört oder von ihm gemacht und gebrauchet worden, schon hinreichend sey, demselben geheime Kräfte zu gebeu, ohne daß es einer weitern Weihung bedurft habe.

Wenn also die Reliquien-Verehrung in einem großen Theile des aufgeklärten Europa so ausgebreitet ist, daß man sich noch in unsern Tagen zu Rom um die Lumpen eines verstorbenen Bettlers fast zerreißt, wenn ein großer Theil Siciliens es dem Schleier der heiligen Agatha, der Vorzeigung und Verehrung desselben verdankt, daß es nicht schon längst durch die fürchterlichen Ausbrüche des Aetna in den Abgrund begraben worden, wenn ein so gelehrter und tiefdenkender Mann, ein so mächtiges Genie, als **Pascal** unstreitig war, bey einer Prozeßion, die einem heiligen Dorn zu Ehren angestellt wurde, mit gläubiger Einfalt einer mit einem Augenfistel behafteten Verwandtinn als ein Heilungsmittel anrathen konnte: **Empfehlt euch dem heiligen Dorn**; dann, denke ich, dürfen wir uns wol nicht verwundern, wenn die schwarzen Bewohner der Africanischen Küste noch immer heilige Thiere und ihre Fetischen verehren, und müssen es dem armen Negerweibe verzeihen, wenn es vor einem schönen bunten Herzenkönig seine Andachten verrichtete.

schen sich Menschen zu Fetischen gewählt haben *). Wahrscheinlich rührt dies daher, daß ein Mensch einem andern Menschen, dem er sich in Bedürfniß, Schwäche und Abhängigkeit ganz gleich sahe, geheime Wunderkräfte, um derentwillen man einen Gegenstand vergöttert, nicht leicht zutrauete. Menschliche Kräfte aber, wenn sie nichts ungewöhnliches hatten waren zu bekant, und hatten daher das Geheimnißvolle und Unbegreifliche nicht, wovor man die Knie beugte **). Insofern muß ich also dem Herrn

*) Der Dalailama in Tibet und gewissermassen auch der Dairo in Japan machen indessen hier eine Ausnahme und auch nach Herrn Hofrath Schlötzers Eintheilung der Perioden der päbstlichen Hierarchie, der römische Pabst auf dem höchsten Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit.

) Man wird überhaupt finden, daß **kennen und **verstehen**, **bekant** und **begreiflich** seyn häufig mit einander verwechselt wird, oder, daß man einen Gegenstand oder ein Phänomen, weil man jene oft gesehen und dieses oft erfahren hat, oder überhaupt daran gewöhnt ist, auch zu verstehen und zu begreifen glaubt und sich nicht weiter Mühe giebt, die Ursachen oder das Warum es ist, oder so ist, zu erforschen. Es ist eine bekante Bemerkung, daß der unnachdenkendste Theil der Zuhörer christlicher Predigten grade den Vortrag, der einem aufmerksamen nachdenkendem Zuhörer der schwerste und unverständlichste ist, oft für den verständlichsten und erbaulichsten, hingegen denjenigen, den auch der gemeinste Verstand bey einiger Achtsamkeit fassen könte für ganz unverständlich erklärt, wahrscheinlich aus keiner andern Ursache, als weil der erste aus Ausdrücken besteht, die der Zuhörer von Jugend auf oft bey Religions Handlungen gehört, die ihm geläufig geworden und mit denen er eine Art

von

Herrn Prof. Meiners Recht geben, der in seinem Versuche über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, insonderheit der Egypter, behauptet, daß die Religion originaler oder roher von Fremden nicht unterrichteter Völker nie im Griechischen Verstande mythisch sey, daß sie keine Apotheosen, keine Gott-

 menschen,

von Bekantschaft gemacht hat, die derjenigen nicht unähnlich ist, vermöge der wir manche Gesichter und Personen, ohne uns jemahls nach ihren Umständen und Nahmen näher erkundiget zu haben, schon darum zu kennen glauben, weil wir sie an einem gewissen Orte oft gesehen haben. Wenn nun unter uns dem philosophischen Layen bekannt, verständlich und begreiflich oft dergestallt einerley ist, daß es ihm nicht leicht einfält, bey bekanten und gewöhnlichen Dingen nach den Ursachen, warum sie sind, oder wenn er die Sache nur immer von einer Seite und in ebenderselben Gestalt sieht, zu fragen, warum sie grade so ist; so muß dies noch vielmehr der Fall bey Wilden und bey Halbwilden seyn. Es muß ihnen, wenn ihre Wißbegierde nicht durch Unterricht, durch dringendes Bedürfniß oder durch irgend eine besondere Veranlassung aufgeweckt wird, der gewöhnliche und regelmäßige Lauf der Natur, die festgesetzte Ordnung der Veränderungen z. B. der tägliche Aufgang und Untergang der Sonne, der Lauf des Mondes, sein Ab- und Zunehmen, die regelmäßige Abwechselung der Jahrszeiten u. s w. ganz verständlich dünken, es muß ihnen vorkommen, daß alles dies so seyn müsse und nicht anders seyn könne Nur das ausserordentliche, Ungewöhnliche, Seltene und Veränderliche, nur Sonn- und Mondfinsternisse oder Erdbeben u. s w. erwecken sie zum Nachdenken und nöthigen ihnen die Frage ab, woher das komme und wie das zugehe und hierüber ersinnen sie sich dann allerhand phantastische Ursachen.

menschen, keine in Dämonen verwandelte Menschenseelen haben, wie die Griechen und Römer sie glaubten. *) Ich kann aber diesem gelehrten Manne nur insofern

*) Vieleicht wird es nicht undienlich seyn, folgende Stelle aus einer Recension des obgedachten Buches des Herrn Prof. Meiners in der allg. d. Bibl. hier ein zu rücken, da sie über diese Materie einiges Licht geben kann: „Alle Nationen (behauptet Herr P Meiners) „gründen, so lange sie original „sind, ihre Religion auf Physik und Natur„geschichte. Alle ihre Götter und Gegenstände „der Anbetung sind entweder himmlische Kör„per, oder andere Gegenstände der Körper„welt; sie beten die verworfensten Thiere, die „schädlichsten Geschöpfe, selbst leblose Dinge „weit eher, als Individua ihres Geschlechts „an. Die Religion der originalen Völker ist „niemals im Griechischen Verstande mythisch „u. s. w. — Das glaube ich, nach Anleitung „der übereinstimmenden Geschichte aller Na„tionen ohne Einschränkung behaupten zu „können, daß die Nation nicht mehr origi„nal sey, sich nicht mehr alles selbst zu dan„ken habe, deren Religion sich auf Vergöt„terungen gründet, die an Geschlechterzeu„gung und Rangordnung der aus ihrem Mit„tel erschaffenen Götter glaubt.“ — „In so „fern der Verfasser diesen seinen Hauptsatz, wie er „es hier verspricht, von den Egyptern und andern „originalen Völkern historisch beweisen wird, daß „nämlich die Egypter vor ihrer ersten Bekantschaft „mit ihren erwachsenen Schülern, den Griechen, „in ihrer Religion nicht die geringste Mischung von „Mythologien, nicht die kleinste Spur von Vergöt„terung, keinen Schatten menschenähnlicher Zeu„gungen gehabt, lassen wir seine Gründe gelten; „aber das Raisonnement, worauf er seinen Satz „bauet, so viele Wahrscheinlichkeit dasselbe auch hat,

„erweist

insofern beypflichten, daß ich den Fall, daß ein sol-
ches Volk, das er original nennt, ein Volk nämlich,
das ohne Hülfe von Fremden durch sich selbst die Stuffe
der

„erweist doch nicht, wie uns dünkt, die Unmög-
„lichkeit der Vergötterung bey originalen Völkern.“
„Keine einzige, behauptet H. M. von den Em-
„pfindungen, die den originalen Menschen zur
„Verehrung höherer Wesen anreizten, kon-
„ten ihn veranlassen, Individua aus unserm
„eigenen Geschlechte so sehr über sich selbst zu
„erheben, daß sie Gegenstände seiner Anbe-
„tung werden konten. Er selbst war der Mit-
„telpunkt worauf sich alles bezog. Wenn
„es also Gegenstände gab deren Größe er
„nicht fassen konte, deren Wirksamkeit seine
„schwachen Kräfte überstieg und die zu glei-
„cherzeit einen wichtigen Einfluß auf sein
„glückliches oder unglückliches Schicksal, auf
„den glücklichen oder unglücklichen Ausgang
„seiner Arbeiten und Unternehmungen äusser-
„ten: so wurde er entweder durch staunende
„Bewunderung, gerührte Dankbarkeit, oder
„Furcht so unendlich über ihn erhabener und
„ihm unbegreiflicher Wesen fortgerissen. Es war
„unmöglich, daß in der ersten, ursprünglichen
„Gesellschaft der Mensch sich so sehr über den
„Menschen erheben und einzelne Individua sich
„so ausserordentliche Vorzüge vor dem gan-
„zen Geschlechte sich erwerben konten, daß
„sie mehr als bloß menschliche Hochachtung
„und Dankbarkeit zu verdienen im Stande
„waren. — Wie gesagt, dies und das was der
„Verf. weiter anführt, hat vielen Schein; aber
„der Aberglaube ist so widersinnig, kann so frucht-
„bar an ganz unwahrscheinlichen Erfolgen seyn; er
„kann durch irgend einen ohngefähren Zufall eine
„so wunderbare Wendung nehmen, daß sich unmög-
„lich durch das scharfsinnigste Raisonnement sein

„Gang

der Gesittung und des Religionswesens, worauf es steht, erreicht hat, lebendige Menschen insonderheit aus seiner eigenen Mitte zu seinen Fetischen wählt, nur

„Gang genau bestimmen und seine Laufbahn be-
„rechnen läßt. Nur etwas an zu führen — Das
„originale Volk mag anfangs nichts als Sonne
„und Mond verehren — Aber was verehrt der An-
„beter der Sonne und des Mondes in der Sonne
„und dem Monde anders, als einen verständigen
„Geist, der die Himmelskörper so bewohnt und re-
„giert, wie seine Seele ihren Körper regiert? Nun
„komts darauf an, zu bestimmen in wiefern diese
„Geister oder Manitus der Sonne und des Mon-
„des einem menschlichen Geiste ähnlich sind oder nicht.
„Vermuthlich wird der Wilde, der keine andere, als
„menschliche Geister, kennet, sich den Sonnen- und
„Mondgeist als mächtigere Menschen gedenken, und
„wenn er sie abbildet, so wird er ihnen ein mensch-
„lich Gesicht mit einigen symbolischen Abzeichen ge-
„ben. Nun bekommen diese Geister auch mensch-
„liche Namen — Was hinderts, daß Sonne und
„Mond als Mann und Weib vorgestellt und aus
„diesen ein Geschlecht von Söhnen und Töchtern
„von der spielenden und einmal im Gang gebrach-
„ten Phantasie gedichtet wird, und wenn diese gleich
„ursprünglich keine Menschen seyn solten, so kön-
„nen sie es doch nach und nach werden und zu einer
„eben so menschlichen Mythologie, als die Griechi-
„sche war, Veranlassung geben — Es sey so wie
„der Verf. angiebt, daß ein originales Volk seine
„Religion auf Physik und Naturgeschichte bauen
„müsse — Wir wollen annehmen, daß das Volk
„Berg- Fluß- Waldgötter, Dryaden, Najaden,
„Dreaden u. d. m. verehrt. Es wird sich diese Ge-
„nii oder Seelen, die es den Bäumen, den Flüssen
„u. s. w. giebt, nach dem Hange aller Wilden und
„unwissenden Menschen die ganze Natur zu besee-
„len, und alles, worin sich eine wirksame Kraft
„äussert,

nur selten sey, aber für unmöglich getraue ich mich nicht, ihn aus zu geben. Es ist ja nicht unmöglich, daß unter einem wilden Volke ein großes Genie, das einige

„äussert, mit einem dem menschlichen Geiste ähnlichem „Wesen belebt vorzustellen, diese blos physischen Gott„heiten als Menschen, mit menschlichen Gestalten, Em„pfindungen und Leidenschaften gedenken und allen„falls abbilden. Wie leicht ist nun der Schritt, diese ver„schiedenen Gottheiten unter sich und allenfals mit „Menschen zu paaren und durch dergleichen feinere „oder gröbere Fictionen, ist der Stoff zur Mytho„logie bereitet. — Die Einwohner der Halbinsel „Kamschatka standen auf einem sehr niedrigen Grade „der Cultur und hatten aller Wahrscheinlichkeit nach „von Fremden noch keine verfeinerte Religionsbe„griffe erhalten, als die Russen zuerst zu ihnen ka„men. doch war ihr Gott Kutka ein blos mensch„liches Wesen, nicht gesitteter — denn er prügelte „dann und wann sein Weib — nicht viel klü„ger — denn er ließ sich nach ihrer Fabellehre von „den Mäusen betrügen — aber stärker und mächti„ger als ein Kamtschadale. Da dieser Gott ein Weib, „Söhne und Töchter hatte, so mußte auch seine „Geschichte zu Mythologien Anlaß geben, die frey„lich um so viel gröber und roher als der Griechen „ihre waren, um so viel der Kamschadale unter dem „Griechen ist — Wenn endlich der Verf. behaup„tet, daß irgend ein klügeres und wolthätigeres In„dividuum eines originalen Volks, durch alle die „Verbesserungen und Vortheile, die es als Lehrer, „Gesetzgeber oder Sieger seinem Volke verschaffete, „doch nichts als menschliche Hochachtung und Dank„barkeit erwerben könne: so mag sich vielleicht ein „solches hervorragendes Genie bey seinem Leben „hiemit begnügen müssen; allein kann der ausseror„dentliche Mann nicht eine Secte von Anhängern „und Schülern stiften, die nach seinem Tode ihn „über Sterbliche zu erheben suchten und entweder aus„fana-

einige Verbesserungen und eine Art von Cultur einführte, gebohren wird, oder daß ein herzhafter und kluger Krieger, wie Herrmann unter den Deutschen durch seine Siege seinem Volke wichtige Vortheile verschaffe. Wenn ein solcher ausserordentlicher Mensch Zauberkünste, die man auch unter den wildesten Völkern findet, zu Hülfe nähme und dabey ein geheimes Verständniß mit den Volksgottheiten vorgäbe, könte er es dann nicht dahin bringen, daß er noch bey seinem Leben für einen Günstling und Vertrauten *) der Götter gehalten würde? Und wenn ihm auch so lange er lebte, keine Altäre errichtet wurden, so wird man doch sein Grabmahl ehren, bey demselben Opfermahle geben, Spiele und Feyerlichkeiten anstellen, grade so wie man es bey den Grabmählern berühmter und verdienter Helden der Vorwelt gethan hat. Wie wenig fehlt dann noch an der wirklichen Vergötterung, zumahl wenn der Held, der Patriot, oder der Weise, dessen Andenken aus Dankbarkeit oder

„fanatischer Bewunderung, oder weil sie durch „seine Vergötterung selbst zu gewinnen und sich zu „heben hoften, ihm Altäre und Opfer zu verschaf„fen wissen und zu dem Ende ihm Wunder zu schrei„ben, Erscheinungen und Offenbarungen vorgeben „werden? — Und könnte dann nicht eine wirkliche „Apotheose erfolgen und er die Gottheit seiner be„trogenen Landesleute werden?“ Alg. deutsch. Bibl. „Anhang zu XXV — XXXVI. Band. Dritt. Abth. „S. 1595 u. f. f.

*) Cui viro (Scipioni Africano) divinum quiddam inesse existimabatur, adeo ut putaretur etiam cum numinibus habere sermonem. Eutr L. III. C. 11. Man sehe auch was Livius Libr. XXVI. C. 19. von eben diesem Mann erzählt.

oder Bewunderung verehrt wird, Freunde, Clienten oder Schüler zurückläßt, die Ehre und Vortheil darin suchen, den ausserordentlichen Mann dem Volke als einen Gegenstand der Anbetung zu empfehlen. Mir scheint dies der ganz natürliche Weg zu seyn, auf welchem die vergötterten Helden der Vorwelt in den Himmel hinaufgestiegen sind. Zwar glaubt Hr. Meiners, daß nur Ausländer, nicht aber die Eingebornen eines Volks, von demselben hätten vergöttert werden können, weil von diesen lezteren keiner vor seinen Landesleuten durch irgend ein so seltnes Verdienst oder durch einen so ausnehmenden Vorzug hervorragen könne, daß er dieser Ehre gewürdiget würde. Aber waren nicht Castor und Pollux, war nicht Herkules, die das dankbare Grächen, wie Horaz sagt, unter die Götter versetzte, eingeborne Griechen und Landesleute derer, die sie vergötterten? Und was dem Romulus nach seinem Tode widerfuhr, konte das nicht Mehreren und öfterer geschehn? Zwar wird Hr. Meiners sagen, diese Griechen, welche Menschen vergötterten, waren kein originales Volk, waren ihrer Unwissenheit und Wildheit längst durch klügere Ausländer entrissen worden, aber ich sehe nicht, was dieser Umstand zur Sache thut, wenn es nicht diese klügern Ausländer, sondern Eingeborne des Volks waren, die man ihres Ruhms oder ihrer Verdienste wegen in den Rang untergeordneter Gottheiten versetzte. Denn dieser Umstand, daß diese Heroen nur eine niedrigere Classe von Göttern ausmachten, die den ewigen Göttern nie völlig gleich geachtet wurden, muß, wenn man über solche Vergötterungen richtig urtheilen will, keineswegs übersehen werden, auch müssen die vergötterten Heroen, die wirklich Menschen gewesen mit menschenähnlichen blos

ideali-

idealischen Wesen welche, wie es sich in der Folge zeigen wird, blos personificirte Elemente und Theile der sichtbaren Natur oder ursprüngliche Fetische waren und die die erste Classe der ewigen Götter ausmachten, nicht verwechselt werden *). Daß aber auch bey einem originalen Volke, wofür Hr. Meiners die ältesten Egypter hält, dergleichen Menschenvergötterungen wenigstens müssen möglich gewesen seyn, muthmasse ich aus der Vorsicht Mosis, womit er in seinen Schriften die Lehre von einem Leben nach dem Tode, die ihm und seinem Volke unmöglich unbekant seyn konte, so geflissentlich überging und so viel möglich ins Dunkle stellte. Diese sonst so anstößige Verheimlichung einer der Sittenlehre so wichtig scheinenden Lehre von einem so weisen und patriotischen Manne weiß ich mir nicht wohl anders zu erklären, als daß Moses befurchtete, der Volksglaube an ein Leben nach dem Tode würde, wenn er ihn in Erinnerung brächte und durch seinen Beyfall bestättigte und heiligte, zu mannigfaltigem Aberglauben, zu dem damals gewöhnlichen Geisterbeschwören, zum Todtenbefragen und endlich zu wirklichen Vergötterungen gemißbraucht werden. Er opferte also die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen dem großen Grundgesetze des Staats, den er stiften wolte, nämlich

*) Homer unterscheidet die Heroen sorgfältig von den ewigen Göttern. Im achten Buche der Odyssee läßt er den Odysseus sagen: er begehre nicht sich mit den ehemaligen Helden zu vergleichen, mit einem Herkules oder mit einem Eurytos von Orchalia, die im Bogenschiessen es auch mit den Unsterblichen aufnahmen und darauf führt er den unglücklichen Wettstreit des Eurytos mit Apollo an.

lich der Lehre von der Einheit Gottes weislich auf *). Daß man aber wirklich Vergötterungen verstorbener Menschen auch unter einem in Egypten gebildeten Volke

*) Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist nicht zu allen Zeiten und für alle Menschen weder für ihre Beruhigung noch für ihre sittliche Tugend von gleicher Wichtigkeit und von gleichem Einfluß. Für aufgeklärte Zeiten und für solche Menschen, die den Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen der Gottheit und zwischen natürlichen und wunderbaren Begebenheiten einsehen, die in ihren Begegnissen, so wie überhaupt in dem Laufe menschlicher Geschäfte und Schicksale keine Wunder glauben, keine evidente übernatürliche Erfüllungen ihrer Wünsche erwarten und zu der Erkentniß gekommen sind, daß die verschiedenen Vortheile und Güter und überhaupt das was man das Glück des Lebens nennt nicht nach dem moralischen Werthe der Menschen vertheilt werden, daß hier nicht jede Tugend belohnt und jedes Laster bestraft wird, sondern alles nach eben den unveränderlichen Gesetzen wie das Reich der Natur regieret wird, für solche Menschen ist allerdings der Glaube an ein künftiges Leben nöthig und unentbehrlich, wenn sie sich von einer gerechten, weisen und gütigen Vorsehung überzeugen und ihre Selbstliebe, Antriebe und Bewegungsgründe zur Tugend behalten sollen. Allein in Zeiten, wo man von jenem Unterschied noch nichts weiß, wo man von der Gunst der Gottheit, wenn man sie durch Befolgung ihrer Gebote sich zu erwerben weiß, alles Gute und jedes Glück des Lebens erwarten kann, wo dies durchgängiger Volksglaube ist, daß Frömmigkeit hier in der Welt durch Glück und Wolstand belohnt, und Gottlosigkeit mit Elend und Unsegen aller Art bestraft werde und wo die ganze Denkungsart der Menschen noch ganz sinnlich, ihre Aussichten und Hofnungen noch eingeschränkt sind und

Volke für möglich und besorglich hielt erhellet, wie mich dünkt, noch deutlicher aus der Fürsorge, die er,

und eine entfernte Zukunft nach dem Tode für sie so wenig Interesse hat, daß sie selten über die Gränze dieses Lebens hinausgehen, sind die höhern Bewegungsgründe zur Tugend, die von einer im künftigen Leben zu erwartenden Glückseligkeit hergenommen werden, entbehrlich und größtentheils unnütz. Und dies leztere war der Fall bey den Israeliten, denen Moses Gesetze gab, deren Sanction nicht künftige und ewige, sondern gegenwärtige und zeitliche Belohnungen und Strafen waren, und in Betracht der Denkungsart des Volks und der niedern Stuffe der Aufklärung, worauf es stand, nicht anders seyn konten.

Die Stoiker, die bey ihrer strengen Moral nie, so viel man weiß, aus einer Glückseligkeit, die in einem Leben nach dem Tode für den Tugendhaften zu erwarten wäre, Bewegungsgründe zur Tugend hernahmen, machen hievon wie es scheint, eine Ausnahme, aber sie ist nur scheinbar und stößt das obige nicht um, denn die Stoiker gestanden jene Ungleichheiten und Anomalien in der Regierung der Vorsehung, in Betracht derer der Glaube an künftige Belohnung so nöthig ist, keineswegs zu, sondern es war einer der Hauptsätze ihres Systems, daß die Tugend ihr eigener Lohn sey, daß der Weise und Tugendhafte immer, also auch in diesem Leben nach dem Masse seiner Weisheit und Tugend glückselig ist. In diesem Satze stimmten sie also gleichermassen mit dem Glauben roher Völker überein. Aber dadurch unterscheiden sie sich unendlich weit von ihnen, daß sie nicht im irdischen zeitlichen Wolleben, sondern in der möglichen Verbesserung, Ausbildung und Vervollkommung des Geistes das höchste Gut, oder die wahre Glückseligkeit setzten und so konten auch sie der Bewegungsgründe zur Tugend entbehren, welche ein Leben nach dem Tode darreicht.

er, oder, wie uns in der Schrift vorgestellt wird, Gott selbst dafür trug, daß Niemand sein Grab erfahren konte: Und Er, heißt es (nämlich Gott) begrub ihn im Thal im Lande der Moabiter gegen dem Hause Peor und hat Niemand bis auf den heutigen Tag sein Grab erfahren. 5 B. M. 34 C. Zeigt dies nicht deutlich, daß, wenn von diesem ausserordentlichen Manne ein Grabmahl oder irgend ein Rest übrig geblieben wäre, man befürchtet habe, dem Volke Stoff zum Aberglauben und zur Abgötterey zu geben? Hätte das Volk nicht einen Hang dazu gehabt, so wäre diese Vorsichtigkeit, die keinen andern Zweck haben konte, als demselben Einhalt zu thun, unnöthig gewesen.

Nach dieser Ausschweifung lenke ich wieder ein, um einem Einwurfe zu begegnen, den man gegen meine Vorstellung von dem Ursprung der Religion machen könte. Wenn ich das Wesen und den Grundstoff der Religion in dem Gefühle der Abhängigkeit von geheimen Kräften in sichtbaren Dingen, oder von unsichtbaren menschenähnlichen Wesen gesetzt habe, so könte es scheinen, daß ich mit Ausschliessung der edlern Empfindungen, der Bewunderung und der Dankbarkeit, die Furcht zur alleinigen Triebfeder der Religion machen wollen. Dies ist meine Absicht nicht. Gefühl von Abhängigkeit, Bewundrung, Dankbarkeit und Liebe, sind sich einander nicht so entgegengesetzt, daß sie sich ausschliessen müssen, sondern können füglich in ebendemselben Subjecte und gegen den nämlichen Gegenstand beysammen seyn. Aber wenn ich gerne zugestehe, daß Bewunderung einer größern Macht und Vortreflichkeit, der wir uns nicht vergleichen dürfen, Ehrfurcht und

Staunen hervorbringt und Dankbarkeit das menschliche Herz bis zu einer der Anbetung sich nähernden Verehrung unter einem erhabenen Wohlthäter erniedrigen könne, so bin ich doch der Meinung, daß jene Ehrfurcht und Dankbarkeit nie im eigentlichen Verstande religiös seyn und bis zur Anbetung des bewunderten wolthätigen Gegenstandes gehen werde, wofern nicht das Gefühl von Abhängigkeit, und der Glaube an verborgne und geheime Kräfte in sichtbaren Dingen hinzu komt, oder wofern nicht der Gegenstand von dem man sich abhängig glaubt ein unsichtbares unbekantes Wesen ist, oder dafür angenommen wird. Noch einmal, das Gefühl der Abhängigkeit, und der Glaube an verborgene und unsichtbare Wesen scheint mir ein nothwendiges Erforderniß der Religion und das eigentliche Kennzeichen zu seyn, wodurch sich jede andere Verehrung, sie rühre nun aus Bewundrung oder dankbarer Liebe, oder aus Furcht und Hofnung her, von religiöser Verehrung, die alle diese verschiedenen Triebfedern zuläßt, unterscheidet. Ich zweifle auch nicht daran, daß man mit einiger Aufmerksamkeit ebendiese Merkmale bey jeder gottesdienstlichen Verehrung antreffen und die Beziehung, die die Ausübung einer Religionshandlung hierauf hat, immer wahrnehmen wird.

Aber wenn nun geheime Kräfte in sichtbaren Dingen oder unsichtbare menschenähnliche Wesen, von denen man sein Wohl oder Wehe abhängig glaubt, die eigentlichen Gegenstände religiöser Empfindungen sind, so kann man fragen, in welcher Verbindung und in welchem Verhältnisse gegen einander stehen diese Vorwürfe, die doch nicht völlig einerley sind, welcher von beiden zieht am ersten die Aufmerksamkeit

roher

roher und unwissender Menschen an sich? Um diese Frage einigermassen zu beantworten, muß ich mich auf die oben abgezielte Unterscheidung beziehen, vermöge der man beym Fortschritt zur Abgötterey Aberglauben, Zauberey und Abgötterey, als drey verschiedene Stuffen, bemerken kann. Unter Aberglauben verstehe ich den Glauben an geheime Kräfte in die Sinne fallender Gegenstände, Handlungen und Worte, welchen der rohe unwissende Mensch Einflüsse auf sein Wohl oder Wehe zuschreibt, und eine diesem Glauben gemässe Bemühung, dieser Kräfte sich zu bemeistern und ihre Einflüsse auf sich selbst oder auf andere herab zu leiten. Wenn es hiebey bleibt und der Abergläubige bey den sinnlichen Gegenständen seines Glaubens stille steht, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wie diese Dinge solche geheime und unbegreifliche Kräfte, als man ihnen zuschreibt, besitzen oder erlangen können, so mögen die Bemühungen, die er anwendet, sie in seine Gewalt zu bekommen noch so seltsam und wunderbar, seine Anstalten und Vorkehrungen noch so geheimnißvoll seyn, so steht er immer nur noch auf der ersten Stuffe und ist blos als ein Abergläubiger an zu sehen. Suchet man unter Völkern Beyspiele von solchen, die auf dieser ersten Stuffe stehen geblieben sind, so könte man die Patagonen, die Grönländer, die Hottentotten als blos abergläubige Völker anführen, wofern man die beiden lezten nicht schon zu den Zaubervölkern rechnen wolte. In die Classe der lezteren nämlich solcher, die nur Zauberey haben trit ein Volk oder ein Mensch, wenn er beym Vernünfteln über den Ursprung dieser geheimen Kräfte und Einflüsse auf den Einfall geräth, alles was er von interessanten insonderheit ungewöhnlichen Wirkungen sieht und

hört, als das Wirken unsichtbarer menschenähnlicher Wesen an zu sehen, die mit jenen sichtbaren Gegenständen seines Aberglaubens auf irgend eine Weise verknüpft sind. Wenn er nämlich anfängt zu wähnen, daß solche Wesen als die eigentlichen Urheber oder Agenten, jener Gegenstände sich nur als Mittel oder Werkzeuge bedienen, wenn er sie vervielfältiget, ihnen Nahmen giebt und sich eine Art von Theorie darüber macht, so nähert sich der Aberglaube der Zauberey und verwandelt sich wirklich in dieselbe, wenn der Abergläubige sich nun wirklich bemühet, durch mannigfaltige Verfahrungsarten, Gebräuche, Gaukeleyen und gewaltsame Verzuckungen des Körpers *) jene unsichtbare Wesen zu bewegen und zu zwingen, daß sie

*) Wenn es darauf ankomt, sich Eingebungen oder Begeisterung von den Göttern oder Geistern zu verschaffen, um wahrsagen und das Geheime oder Zukünftige entdecken zu können, so findet man unter allen unaufgeklärten Menschen nicht nur eine gleiche Begierde, das Zukünftige zu erforschen, (die bey Wilden nach Maasgabe ihrer Unwissenheit und ihres Unvermögens, durch wahrscheinliche Vermuthungsgründe den Erfolg oder Ausgang einer Unternehmung vorher zu bestimmen, immer größer seyn muß und daher bey ihnen immer eins der wichtigsten Bedürfnisse war, warum sie Religion haben mußten und wozu sie Religion gebrauchten,) eine gleiche Leichtgläubigkeit gegen jeden noch so groben Betrüger, der es sich anmaßt, einen Wahrsager oder Propheten vorzustellen, sondern auch fast durchgehends ein gleiches Verfahren dieser entweder ehrlichen oder listigen Betrüger, um sich der Einflüsse und Eingebungen der Geister empfänglich und theilhaftig zu machen. Durchgehends und zwar bey den entferntesten Völkern sieht man sie sich als Wahnsinnige geberden, solche gewaltsame Bewegungen

und

sie seine Wünsche und Absichten erfüllen und ihre Kräfte und Einflüsse nach seinem Willen äussern mögen. So schwer es auch seyn mag von der Zauberey, einem blossen Hirngespinnste, eine genaue und richtige Beschreibung zu geben, so bin ich doch der Meinung, daß jene Gränzlinie zwischen blossem Aberglauben und Zauberey dem gemeinen Sprachgebrauche gemäß gezogen wird. Wir finden unter uns manche Unwissende und Einfältige, die sich zur Erreichung ihrer theils guten, theils bösen Absichten abergläubischer Mittel bedienen d. i. solche, denen man Kräfte zuschreibt und von denen man Wirkungen erwartet, die beide nur nach einer solchen Schlußart, die den Aberglauben charakterisirt, können geglaubt werden, und dennoch wird kein Vernünftiger solche Abergläubige einer Zauberey beschuldigen und sie für Hexenmeister halten und wenn der Pöbel sie dafür ausgiebt, so setzt er immer voraus, daß sie mit bösen Geistern oder mit unsichtbaren Wesen in Verbindung stehen und durch deren Hülfe und Unterstützung ihre wunderbaren und unbegreiflichen Künste treiben. Dies leztere wird also nach dem Sprachgebrauche immer erfordert, wenn der Zauberey irgend eine unbegreifliche Wirkung soll zugeschrieben und derjenige, der sie hervor zu bringen weiß, für einen Zauberer oder

und Verzuckungen machen, daß sie zulezt in eine Art von Betäubung und Ohnmacht hinsinken und nur in diesem Zustande der Selbstvernichtigung werden sie des höhern Lichts gewürdigt. Durchgehends glaubt man, daß nur in dem Masse, wie man eignes Nachdenken und Vernunft unterdrückt und bey Seite schaft, dem höheren Lichte Eingang in die Seele und den Belehrungen der Gottheit Platz gemacht würde.

Schwarzkünstler soll gehalten werden. Wer von dem berüchtigten Schröpfer glaubt, daß er seine vorgeblichen Geisterbeschwörungen und Darstellungen blos durch electrische Vorkehrungen, durch einen Magnetismus oder durch sonst irgend eine Anwendung natürlicher Kräfte zu Stande gebracht, wird, wenn er auch alle die wunderbaren Dinge, die Schröpfers Anhänger und Verehrer vorgeben, für wirkliche Thatsachen hält, nie in die Versuchung kommen, Schröpfern für einen Meister in der Zauberey zu halten, sondern er wird die Ansprüche, die dieser auf den Titel und die Würde eines Geisterbeschwörers macht, für absichtlichen Betrug erkennen. Nur derjenige, der sich einbilden kann, daß Schröpfer mit bösen Geistern in Verbindung stand, daß er ihnen ihre Schwäche abgemerkt hatte und sie theils mit theils wider ihren Willen zur Erfüllung seiner Wünsche und Forderungen zu vermögen wußte, der jene schauerlichen Schauspiele, die dieser Leipziger Caffeeschenk auf seiner Billiardtafel aufzuführen pflegte, für ein Werk unsichtbarer Wesen erkennet, wird den Beschwörer für den deutschen Magus und für den Theurgen neuerer Zeiten halten.

Der Uebergang vom Aberglauben zur Zauberey in dem Sinn, worin wir dies Wort hier nehmen, ist sehr leicht und bald geschehen. Er scheint beynahe unvermeidlich zu seyn, sobald der rohe Mensch über die Beschaffenheit und den Ursprung der von ihm geglaubten geheimen Kräfte und verborgenen Einflüsse sinnlicher Gegenstände zu vernünfteln anfängt. Wenn er darüber nachdenkt und mit diesem Nachdenken einen unbefangenen Beobachtungsgeist verbinden könte, so würde die grillenhafte Ideenassociation die seine

wilde

wilde Phantasie geknüpft hat, bald zerstört und sein Aberglaube bald in Unglauben verwandelt werden. Aber ruhige, unpartheiische Beobachtung ist des rohen Wilden Sache nicht, daher bleibt sein Glaube unerschüttert, nur mögte er diese Kräfte und Einflüsse noch näher kennen lernen, hauptsächlich um mehrere Gewalt über sie zu erlangen und zu dem Ende noch einen Schritt weiter in der Aufsuchung der Ursachen gehen. Nun kennt er keine mechanische Ursachen, hat auch nicht einmal einen Begrif davon, es bleibt ihm also, wenn er sich einen Grund dieser Kräfte in sichtbaren Gegenständen angeben will, nichts anders übrig, als daß er bey ihnen eben einen solchen Geist und ein solches thätiges unsichtbares Wesen voraussetzt, als er in sich selbst wahrnimt. Indem er nun der Geschäftigkeit eines solchen Geistes alle ihm sonst unbegreifliche Wirkungen zuschreibt, so hat er sich das Problem zu seiner völligen Genugthuung aufgelöst. Vermöge dieser Erklärungsart, die nicht nur bey wilden Völkern die einzige ist, worauf sie verfallen können, sondern die auch bey aufgeklärten Völkern den Pöbel alles Ungewöhnliche und Ausserordentliche dem Teufel und bösen Geistern beymessen lehrt, belebt und beseelt der rohe und unwissende Mensch die ganze Natur und bevölkert sie mit unsichtbaren menschenähnlichen Wesen. Er ist in dieser Absicht von Natur ein Dichter, indem bey seinem rohen bald befriedigten Forschungsgeiste und bey seiner Unwissenheit ihm das statt Philosophie dient, was der Dichter unter aufgeklärten Völkern seine Leser zu interessiren und zu ergötzen erdichtet; der eine philosophirt weil er nichts bessers weiß, der andere beschreibt und mahlt, um zu gefallen, für die Einbildungskraft.

Vieleicht werde ich mich von meinem Hauptzwecke nicht zu weit entfernen, wenn ich mich bey dieser Philosophie des rohen Menschen noch etwas aufhalte, und sie mit der Philosophie des aufgeklärten einigermassen zu vergleichen suche. Wenn die Vorstellung oder Denkkraft die erste wesentliche und substanzielle Kraft ist, hingegen die Bewegungskraft dieser untergeordnet und von ihr abhängig und vieleicht nur eine Erscheinung und Modification derselben ist, oder wenn sich das Daseyn, die Anordnung, Einrichtung und Regierung des Weltalls nicht anders als durch die Voraussetzung einer schaffenden, einrichtenden und regierenden Vernunft oder eines höchsten Geistes erklären und begreifen läßt, so ist diese Erklärungsart des rohen und unwissenden Menschen, der alles durch Einwirkung menschenähnlicher Wesen erklären will, nicht an und für sich selbst, sondern nur dadurch fehlerhaft und unrichtig, daß sie zu früh angebracht wird und daß sie die Ursachen, die sie angiebt, ohne Noth vervielfältiget. Zu früh wird sie angebracht, wenn man das auffallende Phänomen nur noch im Groben von allem andern abgetrennt blos nach dem ersten Sinnenschein betrachtet und beurtheilt. Im Groben wird das Phänomen betrachtet, wenn man das Mannigfaltige, das sich darin unterscheiden läßt, es mag darin zugleich beysammen seyn oder aufeinander folgen, nicht bemerkt, den Zusammenhang, den die so entdeckten einzelnen Bestandtheile untereinander haben, den Beytrag, den jedes zur Hervorbringung der ganzen Erscheinung thut, nicht wahrnimt und nicht nach allen diesen Gesichtspunkten darüber urtheilt. So zu früh und im Groben wird nun nach dieser Erklärungsart durch Geister der jedesmahlige Gegenstand betrachtet und beurtheilt. Sie weiset

den Forscher gleich bey der Thüre ab, und verhindert ihn, nicht selbst in das Gebäude hinein zu gehen und dessen innere Einrichtung und Anordnung kennen zu lernen. Das, was aber nach dieser Erklärungsart, die wir mit Recht die Philosophie der Einbildungskraft nennen können, unterbleibt und unterbleiben muß, das beobachtet die ihr entgegengesetzte Philosophie der Vernunft, wofern sie anders diesen Namen verdienen soll. Nach dieser sucht man zuförderst in dem Gegenstande selbst die nächsten Ursachen, d. h. einen oder mehrere in dem Hauptphänomen zu unterscheidende Objecte, ihre Verbindung untereinander und ihren Zusammenhang mit derjenigen Wirkung, die man sich eigentlich erklären will; man sucht also den Gegenstand genauer und inniger kennen zu lernen und seinen Begrif von demselben durch das Mehrere, so man darin wahrnimt, ordnet und zusammenknüpft, reichhaltiger oder vollständiger, deutlicher und brauchbarer zu machen. Dies und nichts anders heißt die mechanischen oder physischen Ursachen einer Erscheinung oder überhaupt eines Objects in demselben aufsuchen und angeben.

Die Philosophie des Wilden betrachtet ihre Gegenstände isolirt und ausser dem Zusammenhange mit der übrigen Natur, eben darum ordnet sie jedem einzelnen Gegenstande einen eignen Urheber der Thätigkeit oder des Einflusses zu. Die Philosophie des aufgeklärten Beobachters bemerkt nicht nur die Uebereinstimmung und Verschiedenheit, die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit ihres Gegenstandes mit andern Dingen und schafft Gattungen, Geschlechter und Arten, sondern setzt sie auch mit denselben in einen Zusammenhang, der nicht wie der Zusammenhang, den

sich

sich die Phantasie des rohen Menschen zwischen mehreren Gegenständen und Eräugnissen erdichtet, nur auf dem lockern Boden des einmahligen, seltnen und zufälligen Beysammenseyns oder Aufeinanderfolgens ruhet, sondern auf dem festern Grunde einer beständigen Erfahrung nach unwandelbaren Gesetzen und nach Zahl, Maaß und Gewicht erbauet ist. Sie bemerkt dann auch in den Dingen, womit ihr Gegenstand zusammenhängt, das Mannigfaltige und Unterscheidbare, und sucht darin denjenigen Umstand auf, worauf der Zusammenhang mehr oder weniger beruhet, vergleicht, sucht eins durch das andere sich deutlich zu machen, setzt die verglichenen Gegenstände in neue Lagen und Verhältnisse gegeneinander, bemerkt darnach den jedesmahligen Erfolg und indem sie so ihre Erkentnisse erweitert und ihre Urtheile berichtigt, findet sie auf diesem Wege und nach dieser Methode die Ursachen des Gegenstandes und der Eräugnisse auch ausser denselben in andern mit ihnen mehr oder weniger verbundenen Gegenständen und Eräugnissen. Wie weit sie in dieser Verfolgung und Aufsuchung natürlicher Ursachen gehen könne und müsse, oder wie weit es ihr erlaubt sey, in die Natur hinein zu dringen, ihre Erkentnisse zu erweitern und ihre Urtheile zu berichtigen, läßt sich gar nicht bestimmen. Eine Gränze ist freylich da, nämlich, da wo sich die mechanischen oder Bewegungskräfte in die Denkkraft verlieren und mit derselben zunächst zusammenhängen und vieleicht als eins und ebendasselbe erscheinen. Aber dieser helle Anblick, der alle Räthsel des Philosophen auflösen und ihm den Grund der Gründe entdecken würde, wird ihm nie gewährt werden, so lange seine Philosophie noch in die Sphäre der Erfahrung eingeschlossen bleibt und ihm der Stoff

seines

seines Nachdenkens nur von den Sinnen dargereicht wird. Es bleibt ihm also nichts übrig, als sich dieser Gränze, ohne sie je erreichen zu können, immer zu nähern, nie stille zu stehen und nie zu wähnen, daß er mit der Erweiterung und Berichtigung seiner Erkentnisse je zu Ende kommen könne. Bey diesem rastlosen Bestreben nach Wahrheit, diesen nie völlig gestillten Durste nach Wissenschaft muß ihn das beruhigen, daß er weiß, daß ein Ruhepunkt vorhanden ist, oder daß es eine höchste Vernunft gebe und geben müsse, die der Urquell von allem Vernunftmäßigen in der ganzen Natur ist, einen vollkommensten Geist, der alles umfaßt, in alles eindringt, in dem wir leben weben und sind.

Endlich betrachtet die Philosophie der Einbildungskraft alles was ihr auffstößt, nach dem ersten Anblick und urtheilt nach dem Sinnenschein. Auf den ersten Bericht der Sinne ein Mißtrauen zu setzen und zu befürchten, daß der Gegenstand oder die Phänomene etwas anders seyn könten als sie scheinen, fällt ihr nie ein. Daher gilt dem rohen Menschen jedes Phantom für Wirklichkeit und dem Wilden sind seine Träume und seine Gesichte in seinen Verzuckungen so zuverläßig, als das, was er wachend sieht und bey ruhiger Besonnenheit erfährt. Hiemit hängt es zusammen, daß seiner ungezügelten Phantasie Wunder und Ungeheuer so geläufig und wahrscheinlich sind, als natürliche Eräugnisse, daß sie sich durch keine unveränderlichen Gesetze und durch keinen einförmigen Lauf der Natur einschränken läßt, denn die Welt, worin diese Schwärmerin lebt und sich gefällt, ist eine Feenwelt. Der Philosophie der Vernunft hingegen kann die Bemerkung nicht entwischen, wie

leicht

leicht der Sinnenschein trügt; daher ist sie auf gleiche Weise vor den Täuschungen der Sinne und der Phantasie auf ihrer Hut, unterwirft die Träume der leztern dem Richterstuhl der Vernunft und sucht die Aussprüche der Sinne zu berichtigen, und indem sie in diesen Läuterungen und Berichtigungen immer weiter geht, ist sie in Gefahr in das entgegengesetzte Aeusserste zu verfallen und alle Wirklichkeit für Träumerey zu halten. In ihrer Welt geht alles einen einförmigen Lauf, der sich berechnen läßt, geschieht alles nach ewigen unveränderlichen Gesetzen. Sie ist eine fast unversöhnliche Feindinn von Wundern und ob sie sich gleich nicht getraut, neue und ungewöhnliche Gegenstände und Eräugnisse schlechterdings abzuleugnen, so zweifelt sie doch so lange als es möglich ist und wenn sie es nicht mehr kann so ruhet sie nicht, bis sie das anomalische Phänomen in den Lauf der Natur berechnet, das unbekante auf das bekante reducirt und mit gewöhnlichen Phänomenen in Analogie gebracht hat. Sie scheint aber alsdann nichts anders zu thun, als Brüche, die verschiedene Nenner hatten und nicht zusammen gerechnet werden konten, unter eine Benennung zu bringen um sie so zu der allgemeinen Summe ihrer Erkentnisse addiren und zum Behuf des menschlichen Lebens, der Geschäfte und Bedürfnisse desselben damit rechnen und wirthschaften zu können.

Wie so ganz verschiedene Resultate diese beiden Arten zu philosophiren in Ansehung der Religion und des gesellschaftlichen Lebens geben, wie sehr insonderheit die Philosophie der Einbildungskraft die Vielgötterey begünstigen und befördern, ja, wie sie die eigentliche Schöpferinn derselben werden mußte, dies

liesse

lieſſe ſich vieleicht an keinem Gegenſtande, womit ſie ſich beſchäftigte, deutlicher zeigen, als an dem Phänomen des Donners und Blitzes. Dieſe ſchreckliche und zugleich prächtigmajeſtätiſche Naturerſcheinung mußte den rohen Beobachter ſolcher Gegenden die häufigen und heftigen Gewittern ausgeſetzt ſind, ausnehmend bemerkenswürdig und intereſſant ſeyn und bald ihre Phantaſie in Gang bringen um es ſich so zu erklären, daß ſie über die Wirkungen deſſelben einige Gewalt bekommen könten. Man erdichtete also einen Vorſteher und Regierer der Gewitter, es ſey nun, daß man einen eignen Geiſt dazu erſchuf, oder daß man den Himmel ſelbſt perſonificirte, in deſſen Bezirk und Provinz die Gewitter gehörten. Genug, der Donnergott ward von ſolchen Völkern geſchaffen und mit ſolchen Attributen und Werkzeugen verſehen, wie es den Sinnen und der Phantaſie von den Phänomenen ſelbſt angegeben ward. Ein Donnerwagen, womit er über das feſte Gewölbe des Himmels mit Krachen daher rollete, und Blitze, gleich Feuerbränden, die er mit ſeiner Rechte ſchleuderte. — Je wichtiger und ſchrecklicher die Erſcheinung den Völkern war, deſto höher und furchtbarer war ihnen der Gott des Donners. So war er es den Griechen und ihren Schülern, den Römern, bey denen er unter allen Gottheiten die Oberſtelle einnahm und der Vater der Götter und Menſchen ward, unde nil generatur majus ipſo, nec quicquam viget ſimile aut ſecundum. So iſt er es bey gewiſſen Völkern Braſiliens, von denen Robertſon in ſeiner Geſchichte von Amerika anführt, daß ſie in ihrer Sprache gar keinen andern Nahmen für die Gottheit haben, als den Donner, vermuthlich, weil ihr Wohnſitz beſonders häufige und ſchwere Gewitter aus zu ſtehen hat.

hat. Hingegen in andern Ländern z. B. in Egypten, das wenig oder gar keine Gewitter hat, ist der Donnergott nicht nur von keinem so großen Ansehen, sondern fehlt auch als Donnergott ganz und gar in dem Verzeichnisse der zwölf ältesten Götter, die Herodot anführt. Dagegen nahm dort und bey einigen andern Völkern die wohlthätige, aber auch furchtbare und majestätische Sonne die Oberstelle ein. — Indessen nun die Verehrer des Donnergottes durch Gebete, Gelübde und Opfer die schädliche und verheerende Wirkung des Blitzes von sich ab zu wenden suchten; fand der Philosoph der Vernunft zuförderst Beruhigungsgründe gegen die abergläubische und ängstliche Furcht vor Gewittern, nahm hierauf die Aehnlichkeit derselben mit der Electricität wahr und erfand endlich die wohlthätigen Blitzableitungen.

Alles erhielte also nach der Philosophie der Einbildungskraft Leben und Seele, nicht nur den Gestirnen, der Sonne, und dem Monde, sondern auch irdischen Gegenständen, den Bergen, Bäumen, Wäldern und Flüssen wurden ihre Seelen, Dämonen oder Geister zugeordnet. Auch hierauf schränkte sich die Erdichtung beseelter Wesen nicht ein, sondern, wenn der Mensch einmal auf diese so bequeme Erklärungsart der Phänomene, die seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, gerathen ist, so macht er sich auch kein Bedenkrn, den durch Kunst der Menschen hervorgebrachten und gebildeten Dingen eine Seele oder einen Schutzgeist bey zu legen. So glaubte ein Indianer, daß in dem Briefe, den er einem Europäer überbrachte, ein Geist seyn müsse, der ihm den Inhalt desselben angezeigt hätte, und als der Spanische Priester dem Inca, Atahualpa, eine Bibel überreichte,

reichte, als das Buch, woraus er die wahre Religion lernen solte, sagte dieser, nachdem er das Buch ein zeitlang ans Ohr gehalten: es sagt mir nichts. Es giebt sogar noch christliche Schiffer und darunter nicht so ganz unvernünftige, die in der Meinung stehen, daß ihre Schiffe einen eignen Schutzgeist haben, dem sie eine gewisse ehrerbietige Achtung schuldig zu seyn glauben.

Ob nun gleich diese unsichtbaren Wesen alle einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, indem sie insgesamt ihr Daseyn der Einbildungskraft verdanken, die sich bemühet, interessante Erscheinungen und auffallende Naturbegebenheiten auf eine den Erfahrungen die der Mensch von sich selbst, seinen Kräften und Handlungen hat, gemässe und analogische Weise zu erklären, so haben sie doch nicht nur bey verschiedenen Völkern verschiedene Nahmen, sondern man war sich auch in Ansehung ihrer Eigenschaften, ihrer Verrichtung und ihrer Verbindung mit sichtbaren Gegenständen uneinig. Man glaubte zwar durchgehends, daß sie ihrer Natur nach unsichtbar wären, daß sie aber das Vermögen hätten, sich, wenn sie wolten, sichtbar darzustellen, oder auch ihre Stimme hören zu lassen. Man nahm sie als gutthätig oder als bösartig, bald auch von mittlerer Art an, durchgehends aber wurden sie mit den Bedürfnissen, Neigungen, Leidenschaften, Fehlern und Tugenden des Menschen, nur mächtiger, als er, gedacht. Von einigen derselben glaubte man, daß, so wie das thätige Principium im Menschen auf seinen Leib eingeschränkt ist, sie gleichfals in einen gewissen Gegenstand oder Ort eingeschlossen wären. Diese Vorstellung schien man sich von den Berg- Fluß- und Waldgöttern oder

Geistern, insonderheit auch von denen, die man in die Gestirne setzte, zu machen. Von andern glaubte man hingegen, daß sie an keinen besondern Gegenstand gebunden freyer umherschweifeten und nur durch allerhand Einweihungsgebräuche könten gezwungen oder bewogen werden, irgend einen sichtbaren Gegenstand, etwa einen Stein, oder ein Kunstwerk, so man ihnen geweihet, zu ihrem Sitze *) wenigstens insofern zu wählen, daß man sie bey diesem Fetisch antreffen, ihnen seine Wünsche vortragen und vermittelst desselben ihres günstigen Einflusses theilhaftig werden könne.

Dies, was ich so eben angeführt habe, dient nun dazu, den oben festgesetzten Unterschied zwischen blos abergläubigen und Zaubervölkern noch näher zu bestimmen. Jene scheinen sich blos an die geheimen Kräfte und Ausflüsse der körperlichen Gegenstände, die ihr Vertrauen gewonnen haben, zu halten; diese nehmen geistige Kräfte zu Hülfe und wollen vermittelst menschenähnlicher Wesen ihre Absichten erreichen, bey jenen findet man gar keine Spuren eines Religionsdienstes, keines Begriffes von unsichtbaren Wesen, sondern nur einige Gebräuche, die eben so seltsam und kindisch sind, als ihr Glaube selber; diese aber,

*) Sonnerat erzählt, daß bey gewissen gottesdienstlichen Feyerlichkeiten, welche die Bramanen in den Häusern der Indoos anstellen, sie ein paar ledige Töpfe hinsetzen und dann durch ihre Gebete und Ceremonien die Götter in diese Töpfe hineinbringen. Wenn aber die Feyerlichkeit vorbey ist und man die Götter nicht mehr nöthig hat, werden sie ordentlich wieder entlassen.

aber, nämlich die Zaubervölker, leiten die verborgnen Kräfte in sichtbaren Gegenständen aus unsichtbaren entweder auf immer oder nur gelegentlich mit denselben verbundenen menschenähnlichen Wesen her, und diese sinds dann eigentlich, worauf sie ihr Vertrauen setzen, oder die sie eigentlich verehren, wiewohl sie die Fetische selbst immer noch heilig halten.

Bemerkt man ferner die verschiedene Art und Weise, wie der Abergläubige mit diesen Geistern und den Fetischen, die man ihnen als eigentliche Wohnungen oder Werkzeuge zugeeignet, umgeht und sie behandelt, so ergiebt sich auch der weitere Unterschied zwischen Zaubervölkern und eigentlichen Abgöttern. Braucht man dieselben blos zu eigennützigen Absichten ohne irgend eine Ehrerbietung oder Bewunderung gegen dieselben zu äussern und zu hegen, ohne ihnen eine Art von religiösen Dienst zu leisten, nur als Zaubermittel, wie diejenigen Nordamerikanischen Völker, unter denen der Engl. Hauptmann Carrer sich aufhielte, sich ihrer Hausgötter, welches Otter- und Marderfelle waren, bedienten *), so ist das mehr

*) Ein lächerliches Stück bey diesem Tanze, das einer Art von Zauberey ähnlich sah, war mir vorzüglich auffallend. Die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marder- oder Otternfell in der Hand, das, wenn man darauf drückte, ein pfeifendes Geräusch durch eine hölzerne Röhre machte. So wie dies Instrument jemand vor das Gesicht gehalten ward und seinen Laut von sich gab, so fiel er auf der Stelle allem Anschein nach todt nieder. Zuweilen lagen drey oder mehrere Mannspersonen zugleich auf der Erde; allein sie erholten sich gleich wieder und traten von neuem wieder in den Tanz ein. Dies

schien

Znuberey, als eigentliche Abgötterey und solche Völker mögte ich Zaubervölker nennen, wenigstens sind sie es in Absicht auf ihre Fetische, wie jene Mahomedaner auf der Afrikanischen Küste, deren unser Verfasser erwähnt und die nachdem sie den Islamismus angenommen hatten sich von den abgöttischen Negern dadurch unterscheiden, daß sie sich der Fetische, welche diese anbeten, nur zur Zauberey bedienen. Genau kann freylich die Gränze, welche die abergläubigen Völker von blossen Zaubervölkern absondert, nicht bezeichnet werden, aber auf den Umstand, ob man mit dem Glauben an das Wirken und den Einfluß unsichtbarer Wesen auch zugleich Ehrfurcht und Bewunderung, Anbetung und Unterwürfigkeit gegen dieselben verbindet und wie viel oder wie wenig hievon bewiesen wird, beruhet zulezt diese Unterscheidung, die sich durch manche Beyspiele erweisen und erläutern läßt. Reisebeschreiber, selbst solche, die sich lange unter den Nordamerikanischen Völkern aufgehalten haben, wie obgedachter Carrer, melden nichts von öffentlichen und besondern Religionsfeyerlichkeiten, die diese Wilden bey wichtigen und schicklichen Gelegenheiten ihren Hausgöttern zu Ehren angestellet hätten, wenn sie etwa auf einen Kriegszug ausgingen, oder siegreich zurückkehrten, oder wenn sie einen Frieden oder Bündniß schlossen; sie erwähnen keiner feierlichen und öffentlichen Gebete oder Anrufungen ihrer Götter, keiner eigentlichen Opfer *), keiner Altäre, keiner

schien selbst den Vornehmern viel Vergnügen zu machen. Ich hörete nachher, daß diese Schläuche ihre Dii penates, oder Hausgötter wären. Carrers Reisen. S. 240.

*) Denn bey besondern Veranlassungen und ausseror-

dent-

keiner Priester, denn diejenigen, die man etwa dafür halten mögte, sind nichts als Wahrsager, Zeichendeuter und Zauberer. Auch sind ihre Hausgötter

 nicht

dentlichen Fällen bezeugen sie dem großen Geiste und auch den Untergeistern ihre Ehrerbietung, wovon folgendes Beyspiel merkwürdig ist. „Wir konten, sagt Carver S. 47, schon in einer Entfernung von „funfzehn Meilen das Geräusch des Wassers (von „einem berühmten Wasserfall) deutlich hören und „mein Vergnügen und Erstaunen wuchsen immer, „je näher ich diesem Wunderwerke der Natur kam. „Allein ich konte diesen Regungen nicht lange nachhängen, da das Betragen meines Gefährten meine „ganze Aufmerksamkeit an sich zog.

„Der Prinz hatte kaum die Spitze erreicht, von „der man diesen bewundernswürdigen Wasserfall „übersehen kann, als er anfing, mit vernehmlicher „Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er „glaubte daß dies einer von seinen Wohnplätzen wäre. Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg „gereist wäre, um ihn hier anzubeten, und daß er „ihm itzt das beste Opfer, das er in seiner Macht „hätte, darbringen wolle. Er warf darauf zuerst „seine Pfeife in den Strom und das Futteral, worin „er seinen Toback aufbewahrte; darauf folgten die „Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, sein Halsband, das aus Draht und „Rosenkränzen bestand und zulezt seine Ohrringe; „kurz, er schenkte seinem Gotte alles, was sich nur „von einigem Werthe in seinem Anzuge befand. „Während der Zeit schlug er sich oft auf die Brust, „schleuderte seine Arme umher und schien überhaupt „in heftiger Bewegung zu seyn.

„Er setzte zugleich sein Gebet immer fort und endigte es damit, daß er den großen Geist um seinen „Schutz auf unserer Reise, um eine glänzende Son-

„ne

nicht so beschaffen, daß diese Wilden bey ihrem ernsthaften, männlichen, herzhaften und kriegrischen Character große Ehrfurcht für sie hegen und sich ihrer rühmen könten. Sie scheinen vielmehr den Zaubergebrauch, den sie von denselben machen und diese Götter selbst nicht anders, als wenn sie sich ihrer schämten, ganz geheim zu halten. Indessen bekennen sie ihren Glauben an ein Leben nach dem Tode und an ein Reich der Geister öffentlich und freymüthig. Dieses Land der Seelen, wohin sie die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren versetzen und wohin sie ihnen nachzufolgen gedenken, scheint mehr, als irgend ein anderer Gegenstand mit religiöser Achtung und Bewundrung von ihnen betrachtet zu werden.

Es mag vieleicht von der Materie, die ich behandle, nicht zu entfernt seyn, wenn ich bey dieser Gelegenheit einen Umstand berühre, der mir und vieleicht noch andern Lesern der Gedichte Ossians, als sehr befremdend aufgefallen ist. Es ist dieser, daß fast

„ne und helles heitres Wetter hat. Er ging auch „nicht von der Stelle weg bis wir dem großen Geiste „zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatten.

„Ich wunderte mich ungemein, ein Beyspiel von „so erhabener Andacht bey einem jungen Indier zu „sehen, und anstatt mich über seine Ceremonien da„bey aufzuhalten, wie mein katholischer Bediente „heimlich that, so vermehrten vielmehr diese aufrich„tigen Beweise von Frömmigkeit meine Hochachtung „für ihn, und ich zweifele nicht, daß sein Opfer und „Gebet dem allgemeinen Vater der Menschen eben „so angenehm waren, als wenn sie mit grösserm Ge„präge und an einem geweihten Orte dargebracht „worden wären.

fast gar keine Spur von Religion und Göttern in diesen Gedichten vorkomt. Weder der Dichter selbst, noch die Helden, die er besingt, äussern irgend bey einer schicklichen Gelegenheit Empfindungen, Gesinnungen und Gedanken, woraus wir abnehmen könten, daß sie an Eine Gottheit, oder an mehrere Götter geglaubt noch daß sie andere Gegenstände religiöser Achtung und Andacht gehabt haben, als die Geister ihrer Vorfahren. Die Seelen verstorbener Helden, die in Wolken um sie schwebten, ihnen in Träumen erschienen, ihnen Rath und Warnung ertheilten, scheinen bey ihnen die Stelle jeder andern Gottheit vertreten zu haben. Nimt man nun an, wie es mir wenigstens, nachdem ich dasjenige, was für und wider die Aechtheit dieser merkwürdigen Gedichte vorgebracht wird, gegen einander gehalten habe, überwiegend wahrscheinlich ist, daß sie ächt sind, und wenn sie von der Hand des Englischen Herausgebers gleich einige Veränderungen und Ausschmückungen empfangen, doch die Ausmerzung aller Religionsbegriffe unmöglich dahin gerechnet werden könne; so muß diese Irreligion und Ohngötterey bey Menschen die bereits einen solchen Grad der Geistescultur erreicht hatten, daß unter ihnen, oder bald nach ihnen ein Dichter, wie Ossian auftreten konte, äusserst seltsam und befremdend dünken. Diese unsere Befremdung und Verwunderung muß noch höher steigen, wenn wir die übrige Gesinnung und die Sitten dieser Helden betrachten. Diese hatten von dem Rauhen und Wilden, welches sonst die Heldenzeit bezeichnet, schon viel abgelegt und waren schon so verfeinert und menschlich geworden, daß Ossians Helden ein Mitleiden, eine Schonung und Großmuth gegen überwundene Feinde bewiesen, die Homers Zeiten nicht kanten

und seine Helden nie ausübten. Man hat dies ausserordentliche Phänomen verschiedentlich zu erklären gesucht, aber so viel mir von den Ursachen, die man davon angeben wollen, bekant geworden ist, haben sie mir kein Genüge gethan, noch diesen in der That dunkeln Punkt in der Geschichte der Menschheit gehörig aufgehellt. Man hat als eine Ursache angegeben die beynahe völlige Ausrottung und Vertreibung der Druiden, die kurz vor Ossians Zeiten unter den Caledoniern geschehen seyn soll. Wenn auch diese Ausrottung und Vertreibung der Druiden blos aus politischen Ursachen und daher rührt, daß man müde und unwillig war, das Joch ihrer Hierarchie länger zu tragen, so bewies sie doch, daß schon eine Art von Freygeisterey und Verachtung gegen die Feyerlichkeiten und Gebräuche derjenigen Religion, deren Vorsteher sie waren, bey den Regenten und den Großen des Volks eingerissen war, sonst würde man es nie gewagt haben, sich an den heiligen Orden zu vergreifen. Diese Begebenheit setzt also vielmehr die Sache, die wie erklärt haben wollen, zum voraus, als daß sie zur Erklärung derselben dienen könte, sonst hätte man die Druiden immer als politische Tyrannen und Unterdrücker hassen und verfolgen können, ohne darum die Religion selbst deren Gebräuche jene nur verwalteten, zu hassen und zu verleugnen. Man sagt ferner, die alten Schottischen Barden hätten ihre Begriffe von Kriegrischer Ehre zu einer so ausschweifenden Höhe getrieben, daß nach ihrem Urtheil jede Helden in der Schlacht geleistete Hülfe ihre Ehre geschmälert und ihren Ruhm verdunkelt haben würde, indem der größeste Theil der Ehre und des Ruhms dem Helfer zufalle. Hätte Ossian, sagt man, die Götter so oft vom Himmel herabgebracht, seinen

Helden

Helden beyzustehen, als Homer die Seinigen in dieser Absicht vom Olymp herunterbemühet hat, so würde sein Gedicht nicht aus Lobgesängen auf seine Freunde, sondern aus Hymnen auf die Götter bestanden haben. Diese Erklärung hat eben den Fehler, als die erste, sie nimt das schon an, was wir uns gern erklären mögten, nämlich eine solche Geringschätzung der Gottheit, daß man sich nicht nur einbildete, ihres Beystandes und Schutzes entbehren zu können, sondern, daß der Held und der Dichter sogar glauben durften, sie würden durch die Gunst und Unterstüzzung ihrer Götter erniedrigt und verunehrt werden. Warum dachten Homer und seine Helden nicht eben so? Waren Achill, Diomed, Ajax nicht eben so berühmt, eben so kriegrisch und tapfer als Fingal und seine Helden? Wenn den Griechischen Kriegern die Zwischenkunft und Unterstützung der Götter nichts von dem ihnen gebührenden Ruhme der Weisheit und Tapferkeit nach dem Urtheile des Dichters und seiner Landesleute entzog, so müssen diese über die Religion ganz anders gedacht haben und gegen die Götter ganz anders gesinnt gewesen seyn, als der Schottische Barde und seine Zeitgenossen und Landesleute. Solten sich aber auch Ossians Helden einen solchen Schutz und Beystand in den Schlachten, als Homer seinen Helden von den Göttern leisten läßt, für unrühmlich gehalten haben, so giebt es dennoch so manche andere ihrem Kriegesruhme weniger nachtheilige Unterstüzzung der Götter, die weder sie noch ihr Dichter hätten verheimlichen oder gar verleugnen dürfen oder können, wenn sie überall an Götter geglaubt, oder ihre Götter bey ihnen in einiger Achtung gestanden hätten. Warum schämten sie sich nicht zu bekennen, daß ihnen die Geister ihrer tapfern Vorfahren bey

wichtigen Unternehmungen Muth einflösseten, belehrende Zeichen und warnende Winke gaben, wenn sie schlechterdings Niemandem ausser sich verbindlich seyn, lediglich ihrer eigenen Tapferkeit und Weisheit alles verdanken wollten? — Ich weiß nicht, ob eine andere Ursache, die mir bey Vergleichung der Helden Ossians mit den obgedachten Nordamerikanischen Wilden beygefallen ist, die befremdliche Irreligiosität derselben besser erklärt. Es ist mir nämlich sehr wahrscheinlich, daß die Helden und Völker, deren Thaten Ossian besingt, obgleich sie in der Cultur und Aufklärung unstreitig viel weiter fortgerückt waren, als jene Amerikaner, doch in Absicht auf Religion oder eigentlich in Absicht auf Fetischendienst einigermassen mit ihnen verglichen werden können. Sie hatten vermuthlich auch Fetische, die ihre Haus- oder Volksgötzen waren, aber diese dienten ihnen höchstens nur zur geheimen Zauberey oder zu blos abergläubischen Gebräuchen und waren ihnen nun bey dem Grade der Aufklärung, den die Erscheinung eines Ossians unter ihnen voraussetzt und anzeigt, so verächtlich und unbedeutend, daß sie ihnen, nachdem sie das Joch der Priestergewalt zerbrochen, und sich dem lästigen Zwange des Ceremoniendienstes entzogen hatten, gar nicht mehr als Gottheiten dienten und ihrer gar nicht mehr erwähnten. Wenn sich die Sache also verhielt, so würden wir uns gar nicht verwundern dürfen, daß das größte Genie unter ihnen der so tief herabgesunkenen Götter weder für sich gedenkt, noch ihrer von den Helden, die er aufführt, erwähnen läßt. Indessen, da durch dies alles der ursprüngliche Hang des menschlichen Herzens zur Religion, der in dem Gefühl von Abhängigkeit so fest gegründet ist, nicht unterdrückt werden kann, so suchet

er,

er, wenn ihm das, woran er sich bisher gehalten hatte, entrissen wird, eine anderweitige Befriedigung und einen neuen Gegenstand, da die Weisern und Aufgeklärtern unter den Caledoniern, die Nichtigkeit des Fetischendienstes ein zu sehen, auf die Macht und Wirksamkeit der ihnen beygesellten Geister mißtrauisch zu werden und das Lästige, Läppische und Kindische in dem Ceremoniendienste der Druiden zu empfinden anfingen, dabey doch noch nicht genugsame Geistesstärke erlangt hatten, um sich zu dem Begriff eines höchsten und vollkommensten Weltregierers zu erheben; so blieben ihnen keine andere unsichtbare Wesen übrig, an welche sie sich in Verlegenheiten wendeten, als die ihrer Phantasie beständig vorschwebenden Geister ihrer Vorfahren, mit denen sie in Träumen umgingen, deren Gestalten sie in den Wolken sahen und deren Stimmen sie in den Winden hörten. Nur von deren wirklichem Daseyn, Theilnehmung an ihren eigenen Angelegenheiten, thätiger Fürsorge für ihr Bestes, Freude und Beyfall über ihre Tapferkeit und Großthaten hielten sie sich gewisser, als von dem Daseyn irgend einiger andern Geister versichert, und dies nicht ohne allen Grund: denn ihr religiöser Glaube an die Geister ihrer Ahnen hing mit ihrem Verlangen nach Unsterblichkeit und mit ihrem Glauben an ein Leben nach dem Tode genau zusammen. Beide waren aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entsprossen. Denn es ist höchst wahrscheinlich, daß bey den Völkern, von denen wir jezt reden, so wie bey allen Wilden und Halbwilden die Erscheinung geliebter Todten im Traume und in Gesichten wo nicht die einzige, doch die hauptsächliche Quelle ihres Glaubens an ein Leben nach dem Tode ist. Doch hierüber werde ich noch Gelegenheit haben,

mich

mich an einem andern Orte näher und ausführlicher zu erklären, hier merke ich nur noch an, daß uns der entfernteste Osten zur Erläuterung und Bestättigung dessen noch ein anderweitiges Beyspiel giebt. Wir finden dasselbe in Sina, dessen Regent mit seinen Großen und Mandarinen eine gleiche religiöse Ehrerbietung für die Geister der Vorfahren hegt und dabey von jedem andern Götzen- oder Geisterdienste frey ist. Zwar sagt man, daß die Anhänger des Confutse, wohin auch der Hof, die Großen und Mandarinen gehören, auch dem Tien, oder dem Himmel, eine göttliche Verehrung beweisen und gewiß ist es, daß demselben bey feierlichen Gelegenheiten öffentliche Opfer dargebracht werden, aber sehr ungewiß und dunkel ist es, was die Anbeter desselben unter diesen Gegenstand ihrer Andacht eigentlich verstehen, ob einen verständigen Weltregierer, oder ob sie, wie die Benennung anzuzeigen scheint, unter dem Himmel ein von der Natur nicht verschiedenes allgemeines belebendes und befruchtendes Principium, und also gewissermassen die ganze Natur vergöttern. Das leztere wird durch viele andere Umstände wahrscheinlich und gewissermassen bezeugen die Jesuitischen Missionarien dasselbe: denn als sie in ihren Streitigkeiten mit den Bettelmönchen über das Sinesische Missionsgeschäft unter andern zu ihrer Ehre vorgaben, daß sie den großen Kaiser Kambi, der am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts über Sina herrschte, bekehrt hätten, so sahen sie sich doch bald genöthigt, diese Prahlerey ein zu schränken und dahin zu erklären, daß sie ihn vom Atheismus zum Theismus bekehrt hätten. Gesetzt aber auch, daß der kleinere und weisere Theil der Sinesischen Nation wirklich Begriffe von einem höchsten verständigen von

der

der Welt verschiedenen Wesen den Lehren des weisen Confutse zu danken hätte, so würde doch diese einzige Verschiedenheit die übrige auffallende Aehnlichkeit des Sinesischen Religionswesens mit demjenigen der alten Schotten und der Nordamerikanischen Völker in Ansehung der den Geistern der Vorfahren bewiesenen Verehrung nicht aufheben. Bey den Anhängern des Confutse ist diese Verehrung gegen die Geister der Vorfahren, insonderheit gegen den Geist ihres grossen Lehrers so hoch gestiegen, daß sie diesen Geistern Tempel erbauen, ihnen jährige Festtage feiern und Opfer von Thieren darbringen. Freylich wolten dies die Jesuiten nicht zugestehn, aber es war eine Nothwehr, wenn sie, um den ihnen von ihren Nebenbuhlern im Bekehrungsgeschäfte, den Dominikanern, gemachten Vorwurf einer sträflichen Duldung abgöttischer Gebräuche und heillosen Religionsmengerey ab zu lehnen, vorgaben, daß alle die Gebräuche, womit die Sineser die Geister ihrer Vorfahren verehrten nicht religiös, sondern blos bürgerlich wären. Wie wenig dies Vorgeben der Wahrheit gemäß sey, kann man auch aus einem merkwürdigen Schreiben aus Sina über den Zustand der Mahlerey im XIIIten Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste und zwar aus dem Berichte erkennen, der darin von dem feierlichem Empfange eines vom Feldzuge gegen die Tartaren siegreich zurückkehrenden Feldherrn gegeben wird. Der Kaiser empfing den zurückkehrenden Sieger vor der Stadt, führete ihn in ein prächtiges Zelt, wo der Feldherr dem Kaiser den Bericht von seinen Thaten so abstattete, als richtete er ihn eigentlich an die Geister der Vorfahren und zeigte ihnen an, daß das gegenwärtige Geschlecht der Sinesen der glorwürdigen Vorfahren nicht unwerth

werth sey und die tapfern Ahnen sich solcher Nachkommen nicht schämen dürften. Dies war nach einem dem Tien gebrachten Opfer alles, was einer Religionshandlung ähnlich sehendes bey dieser merkwürdigen Gelegenheit vorfiel.

Wir finden, um auf unsern bisherigen Weg einen kurzen Ueberblick zu werfen, einige Völker, die beym gröbsten und dümmsten Aberglauben stehen geblieben sind und beynahe gar keine Spur von gottesdienstlichen Gebräuchen, oder irgend etwas das man Religion nennen kann, an sich blicken lassen; andere, die zwar bis zum Gebrauch geheiligter sinnlicher Gegenstände gekommen sind, aber diesen Gebrauch nur auf das Wahrsagen und Zaubern einschränken ohne ihren Fetischen eine göttliche Anbetung zu erweisen. Unter diesen lezteren giebts wieder verschiedene Abstuffungen und Mannigfaltigkeiten. Einige derselben scheinen nie mehr Ehrerbietung für ihre Fetische gehabt zu haben; anderen scheinen dieselben durch Umgang mit klügeren Ausländern, durch mehrere Cultur und Aufklärung verächtlicher geworden zu seyn. Bey diesen lezteren Völkern scheint der Religionstrieb nur eine andere Richtung und Wendung genommen zu haben, indem einige mit einem höchsten Wesen bekant geworden waren, was man sich auch immer davon für Begriffe machen mogte, die meisten aber auf die mehr oder weniger göttliche Verehrung der Geister ihrer Vorfahren verfallen sind. Endlich finden wir noch andere Völker, wie insonderheit die alten Egypter und heutigen Neger, die neben dem Gebrauch, den sie von ihren Fetischen zum Wahrsagen und zur Zauberey machen ihnen auch noch göttliche Ehre und Anbetung zugestehen. Wenn es auch unter diesen Feti-

schenanbetern noch merkbare Verschiedenheiten und Abstuffungen geben solte, so scheinen diese lediglich in der Natur und Beschaffenheit der gewählten Fetische gegründet zu seyn.

Von allem diesem Unterschiede läßt sich ohne Zweifel mehr als eine Ursache angeben. Eine der beträchtlichsten scheint mir der Gemüthscharacter und die Lebensart der Völker aus zu machen, insonderheit je nachdem der erste männlich und herzhaft oder feige und weibisch ist, die leztere in der Jagd und im Kriege, oder mehr in der Fischerey, im Ackerbau und in der Viehzucht besteht. Ein herzhaftes und kriegrisches zum beständigen Herumschweifen und Rauben gewöhntes Volk verwildert entweder so weit, daß es sich der Denkungsart des Mezenz beym Virgil nähert: Dextra mihi Deus & ferrum quod missile libro; oder wird selbst durch die Nothwendigkeit, seinen Scharfsinn und seine Erfindungskraft in beständigen Gefahren und Abentheuern an zu wenden und auf zu bieten im Gebrauch seiner Geisteskräfte so geübt werden, daß es zu einem beträchtlichen Grad von gesunder Menschenvernunft gelangt. Wenn aber beide Umstände zusammentreffen, ein muthiger und kriegrischer Gemüthscharakter und ein geübter Verstand und wenn dann der einzige oder hauptsächliche Fetisch des Volks nicht ein großer prächtiger wirksamer Gegenstand (wie bey den alten Persern die Sonne und das Feuer waren) sondern kleinlich, geringfügig, läppisch ist, oder wenn die Veranlassung und Gelegenheiten fehlen, wodurch der Fetischendienst bis zu der sinnreichern Abgötterey, die in Personificirung oder menschlicher Darstellung der vergötterten Elemente oder Naturkörper besteht, und dadurch die Religion

gewisser-

gewissermassen mit dem sich weiter entwickelnden Verstande gleichen Schritt hält, wenn alles dies, sage ich, nicht statt findet, so kann gar leicht eine Art von Freygeisterey oder gar Atheisterey entstehen, und der Zustand eintreten, da ein Volk anfängt, sich seiner Fetische und einer öffentlichen Verehrung derselben zu schämen. Wenn wir das auf obgedachte freygeisterische Völker anwenden, so könte man freylich den Einwurf machen, daß bey den Sinesern einem bekantlich unkriegerischen und weibischen Volke dies nicht statt gefunden. Aber jene Freygeisterey findet sich auch nicht bey dem Pöbel und dem großen Haufen (diese sind so grobe Götzendiener als irgend andere), sondern nur am Hofe bey den Mandarinen und Gelehrten, oder bey dem herrschendem Theile der Nation. Ob aber die ursprünglichen Tartaren, ein wenigstens vormahls kriegerisches und tapferes Volk, seit der Eroberung von Sina gleich vieles von diesem kriegerischen Charakter eingebüsset haben, so kann dennoch die Freygeisterey, als eine Folge davon, ganz wohl übrig geblieben seyn, wenn wir auch nichts darauf rechnen wolten, daß sie als Schüler des weisen Confutse durch die Annehmung seiner Lehre über den gröbsten Aberglauben und Fetischismus erhaben seyn müßten. Ein feiger und weibischer Charakter eines Volks er sey im Clima, in der Lebens- und Regierungsart, oder worin es sonst seyn mag, gegründet, muß bey übrigens gleichen Umständen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen und ein solches Volk zu jedem ängstlichen und kindischem Aberglauben und also auch zum eigentlichen Fetischendienst, als dem höchsten Ideal desselben, geneigt machen und lange darin erhalten, wie dies bey den heutigen Negern und alten Egyptern der Fall zu seyn scheint.

Diesen

Diesen Gang nimt nun der Aberglaube und die Abgötterey so lange die Ursachen und Veranlassungen nicht eintreten, wodurch die Abgötterey einigermassen verfeinert und wo nicht vernünftiger, doch minder anstößig und weniger auffallend, ungereimt und kindisch gemacht wird. Solcher Verfeinerungen giebts nun in verschiedenen Graden, der erste Schritt dazu ist schon die Beseelung der Fetische, oder daß man den sichtbaren Gegenständen religiöser Furcht und Hofnung Seelen und Geister zueignet. Weitere Fortschritte in dieser Verfeinerung des groben Fetischismus sind die Versuche, diese Geister immer menschenähnlicher darzustellen, ihnen nicht nur menschliche Gestalt, menschliche Bedürfnisse, Gesinnungen und Leidenschaften mit übermenschlichen Kräften zu geben, sondern sie auch in allerhand menschliche Lagen, Verhältnisse und Verbindungen zu setzen und sie diesen angedichteten Lagen, Verhältnissen und Verbindungen gemäß handeln und leiden zu lassen, alles aber in beständiger Rücksicht auf ihren ursprünglichen Fetischencharakter, oder denjenigen, den sie als Bewohner, Beschützer und Regierer dieser sinnlichen Gegenstände in der Phantasie ihrer Verehrer behaupten. So entstand die Mythologie und das Mischmasch heiliger Sagen, dergleichen man nicht nur bey den Griechen, sondern auch bey den originalen Egyptern und sogar bey den Kamtschadalen findet. Diesen mir sehr wahrscheinlichen Ursprung solcher Mythologien, die nicht fabelhafte Einkleidung wirklicher menschlichen Begebenheiten, oder Wundergeschichten der Vorwelt waren, (sondern die ersten groben Versuche einer aufgeregten Einbildungskraft, sich die auffallenden Naturbegebenheiten auf eine kindische Weise zu erklären,) noch weiter zu erläutern und zu bestätigen,

will ich es wagen, noch einige Anmerkungen herzusetzen.

Die Griechen, die es in dieser Verfeinerung und Ausschmückung der gröbern barbarischen Abgötterey am weitesten gebracht haben, waren in ihren Stammeltern, den Pelasgern und andern wilden Stämmen ursprünglich Fetischisten. Dies scheint kaum eines anderweitigen Beweises zu bedürfen, als daß die ältesten Vorfahren der Griechen Wilde gewesen, in viele kleine Völkerschaften vertheilt, die eine unstete Lebensart und beständige Kriege mit einander führten und jedes das andere aus seinem Wohnsitze verdrängte, wie sie auch Thucydides im Anfange seiner Geschichte beschreibt. Sie waren also grade in einem solchem Zustande, worin wir noch itzt die wilden Völkerschaften von Nordamerika antreffen. Denn da diese ersten Bewohner Griechenlandes, die in ihrer Lebensart, ihren Geistesfähigkeiten, Gesinnungen und Sitten eben so unstetig roh wild und barbarisch waren als jene, so darf man auch keine feinere Religionsbegriffe und vernünftigern Gottesdienst bey ihnen vermuthen *). Indessen fehlt es auch nicht an andern

*) Ebendies behauptet auch Hr. Hofrath Heyne in einem Programm, worin er zeigt, daß die alten Pelasger in ihrer Religion von den Nordamerikanischen Völkern nicht verschieden gewesen. Ich kenne diese kleine Schrift nur aus Anführungen und habe sie selbst eben so wenig gelesen, als eine andere de origine & natura fabularum Homericarum ebendieses Gelehrten, die in die Abhandlungen der Gött. Gesellsch der Wissenschaften eingerückt seyn soll. Ich bedaure dies um so mehr, je mehr ich in diesem gelehrten Kenner des Alterthums auch den wahren philos.

andern Beweisen, daß die Sache sich wirklich also verhalte. Man weiß es aus den ältesten Nachrichten, daß die Pelasger die heiligen Eichen und eine Taube

philos. Geist verehre, der das, was man so selten zusammen findet, die ausgebreitetste Gelehrsamkeit und ächten feinen Geschmack und seltenen philosophischen Scharfsinn in einem vorzüglichen Grade in sich vereinigt und je mehr ich versichert bin, daß diese kleine Abhandlung dabey würde gewonnen haben, wenn ich meine Ideen über diese Materie durch die Seinigen hätte aufklären, bereichern, und berichtigen können.

Eben dieser große Gelehrte äussert auch in seiner Vorrede zu Hr. Tiedemanns System der stoischen Philosophie den Gedanken, daß die Griechischen Weltweisen indem sie gleichsam über das Chaos der ältesten Mythologie oder Fabellehre gebrütet, aus diesem rohen und unförmlichen Stoff ihre philos. Begriffe und Systeme herausgeschieden. Dieser scharfsinnige Gedanke scheint mir voraus zu setzen, daß Hr. Heyne jene Mythologie versteht, die sich mit allegorischen Erklärungen der Entstehung der Welt und der Naturerscheinungen beschäftigt, und die mit Ausschliessung alles historischen sich blos auf Naturlehre gründet, denn nur diese, die blos eine Art phantasiereicher und sinnlicher Philosophie ist, konte den sich allmählig aus Dichtern in Denker verwandelnden Weisen einen Stoff zur Bearbeitung darbieten und gleichsam die Keime enthalten, aus welchen zunächst die philosophischen Phantasien und Cosmogonien eines Thales und anderer Erzväter oder Vorläufer der Griechischen Philosophie hervorkamen und endlich die Philosophie nachdem sie zuerst durch den Anaxagoras von grober Sinnlichkeit gereinigt und gewissermassen vergeistert, vom Socrates als gesunder Menschenverstand dargestellt wurde und im Plato als eine Mischung von Dichtkunst, gemeinem

zu Dodona zum Orakel gebraucht haben, Wälder waren bey ihnen eben so wie bey andern Wilden heilig. Sinnreich ist auch die Bemerkung unsers Verfassers, daß der Gebrauch, den Göttern Thiere und Bäume zu weihen daher rühre, daß diese Thiere und Bäume ursprünglich der eigentliche Gegenstand der Andacht waren, nachdem man aber aus diesem wildesten Religionszustand herausging, diese heiligen Gegenstände mit Schutzgeistern versahe und mit menschenähnlichen Göttern in Verbindung setzte, dieselben aus der Hauptsache nur Nebendinge geworden, und jenen unsichtbaren Wesen nur als Symbole und zur Auszierung beygefügt wurden. Hiemit stimmt es endlich auch überein, daß verschiedene Gottheiten, nachdem sie schon lange vermenscht waren, mit den Fetischen, mit denen man sie identificirt, oder aus deren Personification sie entstanden waren, verwechselt wurden. Apoll und Diana waren menschliche Gottheiten, demungeachtet aber blieb der eine die Sonne, die andere der Mond, Jupiter war der Donnergott und der Himmel, Bachus der Wein und ein siegreicher Held, Vesta war, wie Ovid deutlich sagt, nichts anders, als das Feuer. Man könte freylich sagen, daß menschliche Götter und menschenähnliche Wesen eher, als die ihnen beygesellten Fetische verehrt worden, und diese von jenen allererst, nachdem sie ihnen geweiht worden, ihre Heiligkeit und Benennung erhalten hätten. Allein dieses Vorgeben würde der Geschichte und der Erfahrung aller

Zeiten

nem Wahrheitssinn und speculativer Vernunft erschienen war, durch den Aristoteles, den ersten reinen Denker, zur Würde einer Philosophie der Vernunft erhoben wurde.

Zeiten entgegen seyn, die uns lehren, daß die in die tiefste Barbarey versunkenen Menschen entweder überall keine andere Gegenstände ihrer abergläubischen Andacht und abgöttischen Verehrung kennen, und haben, als diejenigen, die wir unter der allgemeinen Benennung von Fetischen begreifen und wenn sie sich ja bis zum Glauben an unsichtbare menschenähnliche Wesen erhoben, dies doch nur bey Gelegenheit und durch Veranlassung solcher sinnlichen Gegenstände, die ihrer aufgeregten Phantasie wichtig geworden, geschehen sey. Es würde aber auch dem natürlichen Gange des menschlichen Geistes, der vom gröbern sinnlichem zum feinern, vom sichtbaren zum unsichtbaren übergeht, und eher einen Körper haben muß, bevor er daran denkt, ihm eine Seele zu zu eignen, ein solches Verfahren, als man hier voraussetzt, ganz zuwiderlaufen. Es läßt sich also die merkwürdige Verbindung einiger Griechischen menschenähnlichen Göttern mit den ihnen heiligen Thieren und Bäumen nicht wohl anders erklären, als aus der Voraussetzung unsers Verfassers. Es findet sich endlich auch in Platos Büchern von den Gesetzen eine hiehergehörige merkwürdige Stelle, worin er sagt, daß man den Anaxagoras, den ersten der Griechischen Philosophen, der ein von der Welt unterschiedenes höchstes verständiges Wesen behauptete und also den ersten eigentlichen Theisten der Gottesleugnung beschuldigt habe, weil er die Göttlichkeit der Sterne, der Planeten und anderer Naturkörper leugnete. Aus diesem Ausspruche Platos sehen wir nicht nur, daß die ältesten Einwohner Griechenlandes in dem weitläuftigen Sinne, worin wir das Wort nehmen, Fetischisten gewesen und auch noch zu seinen Zeiten waren, sondern auch, daß alle nach und nach entstandenen Veränderungen

im Götzendienst (den Heroendienst ausgenommen) nichts als Verfeinerungen, Ausschmückungen und Verkleidungen des ursprünglichen gröbern Fetischismus gewesen, der unter dieser neuen Gestalt noch immer fortgedauert und von dem viel später entstandenen Heroendienst unter den Griechen nicht verdrängt worden. Da beide Arten der Abgötterey nebeneinander bestanden, so war es auch natürlich, daß es unter den Griechen eine doppelte Mythologie, oder Götterlehre gab, eine für den Fetischismus, die andere für den Heldendienst. Die erstere gründete sich auf Naturlehre und Naturerscheinungen und beschäftigte sich damit, diese durch Erdichtung menschenähnlicher Wesen zu erklären; die andere gründete sich auf die wunderbar eingekleidete und durch Fabeln verunstaltete Geschichte der berühmten Männer und Helden, die unter die Götter versetzt und als Heroen angebetet wurden. Daß es wirklich eine Mythologie von der erstern Art und zwar mit der von der andern Art nicht vermischt gegeben habe, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Hesiodus Theogenie liest. Seine Götter, von deren Entstehung, Zeugungen, und Verwandschaften er Nachricht giebt, sind nichts als Naturgottheiten und seine ganze Theologie ist nichts, als ein Versuch, die Natur zu vergöttern und zu beseelen und so gut er konte mit Hülfe einer alles personificirenden Einbildungskraft die Entstehung des Weltalls und der vornehmsten Naturbegebenheiten und Erscheinungen sich zu erklären. Er weiß noch nichts von Heroen, oder solchen Göttern, die vorher Menschen gewesen waren und läßt in seiner Theogenie durch solche Vergötterungen keine Götter entstehen. So verschieden auch die Homerische Fabellehre und Götter von Hesiodus Mythologie und

Göttern zu seyn scheinen, so hindert diese Verschiedenheit doch nicht, daß die leztere nicht bey der erstern zum Grunde liegen solte und daß die Götter die Homer handeln und in seinen Gedichten so wichtige Rollen spielen läßt, nicht ebendieselben seyn solten, deren Entstehung und Zeugung uns Hesiodus beschreibt. Nur hat Homer den gemeinschaftlichen Stoff weiter ausgearbeitet, diese Naturgottheiten völlig vermenschlichet, sie mit einander und mit den Menschen in genauere Verbindung und nähere Verhältnisse gesetzt, jene Rathsversammlung der Götter, die unser Verf. die Homerische Synodie nennt, entweder zuerst erfunden, oder sehr ausgeschmückt und den Glauben an dieselbe im Umlauf gebracht. Er läßt seine Götter an den Unternehmungen und Schicksalen der Menschen Theil nehmen, bald für, bald wider einzelne Helden und Völker Parthey ergreifen und nach dem verschiedenen oft entgegengesetztem Interesse ihrer Lieblinge und Clienten oder auch nach einem persönlichem Interesse (je nachdem sie von den Menschen verehrt, oder verachtet wurden), nicht nur die Menschen begünstigen oder hassen, unterstützen oder verfolgen, sondern sich auch unter einander selbst verfolgen, überlisten und entgegen handeln. Bey allen diesen Zwischenspielen seiner Götter nimt der Dichter so sehr er sie, die höhere Macht und Weisheit ausgenommen, den Menschen in allen Stücken gleich macht, Rücksicht auf ihren ursprünglichen Fetischencharakter, giebt ihnen solche Beynahmen, beschreibt ihre Handlungen in solchen Ausdrücken, die demselben gemäß sind, weiset einem jeden seine Provinz und eigenthümliches Amt an, und läßt sie, wenn sie jene überschreiten und in ein fremdes Amt greifen dafür bestraft werden, wie z. B. da Venus, als sie sich in das Schlachtge-

getümmel gewagt hatte, vom Diomed verwundet wurde. Wenn nun gleich nicht durchgehends in Homers Dichtungen der Fetischencharakter seiner Götter genau beobachtet wird und manches beygemischt ist, was sich nicht daraus herleiten und mit Hesiodus Theogenie vereinigen läßt, so ist die Uebereinstimmung zwischen beiden doch immer noch groß genug, daß die Bemühungen und Versuche so vieler ältern und neuern Ausleger des Homers, aus der Mythologie desselben eine Art von Cosmogenie und ein System der Naturlehre heraus zu finden, wo nicht Beyfall, doch Entschuldigung verdienen. Ob diese Ausleger in der Hauptsache Recht haben und der Grundstoff und die Hauptzüge der Gemählde, die Homer von seinen Göttern entwirft, aus der Naturlehre und den Naturerscheinungen entlehnt sey, dürfte eben so wenig zweifelhaft seyn, als dies, daß man diese Auslegungsmethode oft zu weit getrieben, die Allegorien zu fein ausgesponnen und durch öftere Zurückführung der sinnreichen Dichtungen auf die Naturlehre denselben einen großen Theil ihrer Schönheit und Annehmlichkeit entzogen hat. Denn was auch immer der Ursprung der Homerischen Gottheiten seyn mag, so muß man denselben beym Lesen vergessen und es liegt dem Interesse und Vergnügen des Lesers alles daran, sie für wirkliche menschenähnliche Wesen zu halten. Wer ihn in dieser Täuschung stört und daran erinnert, daß diese so sinnreich abgebildeten Gottheiten nichts als personificirte Abstracta und Hirngespinnste sind, der raubt diesen Gegenständen alles Interesse und dem Leser sein Vergnügen. Es mögen sich also immerhin alle Leser von Geschmack gegen diese allegorische Deutungsart und ihre Anwendung erklären, nur müssen sie nicht den Grund derselben verkennen und verleugnen.

Wenn

Wenn wir nun fragen, wie dieser Uebergang der Theogenie des Hesiodus zur Mythologie Homers geschehen sey, so wollen wir eigentlich wissen, wie und auf welchem Wege die Gegenstände, die nach der Theogenie des erstern entweder blos personificirte Elemente, Theile und Körper der Natur, oder vielmehr denselben zugeeignete Seelen, Schutzgeister, oder Manitus waren, nach der Mythologie des leztern sich so ganz in Menschen verwandelten, daß sie sich nicht nur unter sich selbst, sondern auch mit Menschen begatteten nicht nur himmlische, sondern auch irdische Söhne und Töchter zeugten und mit den Menschen so nahe als möglich verwandt erscheinen. Man sieht leicht, daß, wenn die Frage so gefaßt wird (und daß sie so gefaßt werden müsse, scheinen alle vorige Bemerkungen zu beweisen) man gar nicht nöthig habe, um sie zu beantworten, einen Unterschied zwischen originalen und nichtoriginalen Völkern an zu nehmen. Diese Unterscheidung kann hier nur insofern von einigem Belang seyn, als wir von nichtoriginalen Völkern voraussetzen dürfen, daß sie durch klügere Ausländer unterrichtet in der Cultur und Aufklärung weiter und schneller fortgerückt sind, als andere die unvermischt geblieben sind und sich selbst alles verschaffen mußten. Es kann nur auf diesen Unterschied, wie viel rohe Wildheit, oder Cultur, wie viel kindische Einfalt und Dummheit, oder männlichen Verstand und Aufklärung ein Volk besitzt, nicht aber darauf ankommen, ob es sich selbst ausgebildet oder Fremden seinen Fortgang zu danken hat. Nicht ohne Ursache ziehe ich hier nicht nur den Grad der Aufklärung eines Volkes, sondern auch seine Cultur in Betrachtung und verstehe unter der leztern die Erfindung, Verbesserung und Verfeinerung derjenigen Künste,

die zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und Verschönerung des Lebens dienen, oder die sogenanten schönen Künste. Unter diesen trug meines Erachtens nicht nur der vorzügliche Grad der Vollkommenheit, den die Griechen in der Dichtkunst so früh erreichten, zu der obgedachten Verwandlung vieles bey, sondern auch insonderheit der glückliche Einfall, den unsichtbaren Wesen, die man sich dem Geiste nach lange als Menschen gedacht hatte, auch einen menschlichen Leib zu geben und sie, als menschliche Figuren, durch die Bildhauerkunst und Mahlerey dar zu stellen. Da ihnen also nichts zur Menschlichkeit fehlte, konten Dichter, Bildner und Mahler die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft und Kunst um die Wette vergrößern, verschönern und verherrlichen und einander in die Hand arbeiten. Ich sage, es war ein glücklicher Einfall, die Götter in menschlicher Gestalt abzubilden, denn so natürlich uns dies jetzt scheinen mag und so wenig Erhebung oder Anstrengung des Geistes unserer Meinung nach hiezu erfordert wurde, so muß es sich doch in Ansehung roher und unwissender Völker hiemit anders verhalten, da nur sehr wenige derselben, wenn sie sich ja Abbildungen von den unsichtbaren Wesen, womit sie ihre Fetische beseelten, gemacht, sie als völlig menschliche Figuren dargestellt haben. Die meisten wählten viel lieber jede andere Gestalt irgend eines Thiers, eines runden oder dreyeckigen Steins, einer unförmlichen Säule, oder allerhand schimärische Zusammensetzungen von Hypogryphen und andern Ungeheuern. Die Griechen und Römer scheinen beynahe die einzigen Abgötter zu seyn, die ihren Gottheiten ganz reine und, so wie die Kunst unter ihnen sich vervollkommete, auch schöne menschliche Formen zu geben wußten und sich begnügten,

gnügten, ihren ursprünglichen Fetischencharakter durch irgend einen das schöne Bild nicht verunstaltenden Zusatz oder Symbol an zu deuten. Dahingegen andere Völker, wie die Gentoos, von deren Religion und gottesdienstlichen Gebräuchen Holwel und Dow Beschreibungen geliefert haben ihre Gottheiten zwar in menschlichen Gestalten und Figuren aufstellen, aber mit so phantastischen Verzierungen, Zusätzen und Verstümmelungrn, daß das Ganze mehr einer hieroglyphischen als menschlichen Figur gleicht, wovon man sich überzeugen kann, wenn man die beym Holwel befindlichen Abbildungen der Indischen Gottheiten ansieht. Wahrscheinlich waren die Bildnisse der Gottheiten bey den alten Egyptern, wenn sie anders auser den an die Wand gemahlten und geschnitzten Schlangen und Gewürmen, die, wie wir aus dem Propheten Ezechiel lernen, so wie ihre Originale angebetet wurden, noch andere Abbildungen von ihren Göttern hatten, von eben dieser phantastischen und hieroglyphischen Art, wenigstens war in ihrer Nachbarschaft der Jupiter Ammon nicht auf Griechische Manier, sondern mit einem Widderkopfe abgebildet. Auf gleiche phantastische und unförmliche Weise mogten auch die Gottheiten der Phönizier, Syrer und anderer Asiatischen Völker abgebildet seyn *), da wir meines Wissens von allen diesen Völkern

*) Die neuerlich in Mecklenburg gefundenen Götzen von Rethra, die Hr. Woge in Kupfer gestochen und worüber der Hr. Hofprediger Masch einen gelehrten Commentar geschrieben, waren kleine unförmliche Bildnisse von Löwen und andern vierfüßigen Thieren von der Größe, wie Labans Theraphim müssen gewesen seyn, die Rahel dadurch verbergen konte, daß sie

Völkern keine Spur oder Beweise haben, daß sie in den bildenden Künsten jemals etwas vorzügliches geleistet, oder sich der Griechischen Vollkommenheit genähert haben. Es scheint eine natürliche Vermuthung zu seyn, daß das Volk, das sich seine Götter am menschenähnlichsten abbildete, auch denselben in seinen Dichtungen am meisten Menschliches wird beygelegt, und mehr als ein anderes Volk, das phantastische und ungeheure Bilder davon macht, ein so viel möglich getreues Gemählde von menschlichen Neigungen, Leidenschaften, Handlungen und Begebenheiten in seinen Götterfabeln wird entworfen haben. Ich sage, ein so viel möglich treues Gemählde; denn der diesen Göttern neuerdings beygelegte menschliche Charakter mußte mit ihrem ursprünglichen Fetischencharakter sehr oft in Collision kommen. Wenn nach diesem lezteren ihre Natur, Eigenschaften und Begebenheiten den Beschaffenheiten und Veränderungen desjenigen Naturwesens, das sie vorstellen solten, gemäß geschildert wurden, so mußte man, da man sie einmal als Menschen auftreten ließ und sie nech diesem Charakter ganz ausmahlen wolte manche Züge beymischen, die jenen ursprünglichen Charakter vorstellten und den Gottheiten das Ansehen gaben, als wenn sie nicht Fetische, sondern wirklich Menschen gewesen wären. Dies gilt insonderheit von der Hauptgottheit der Griechen und Römer, dem Zevs oder Jupiter. So gewiß es ist, daß er ursprünglich nichts anders war als der personificirte Himmel oder der

sie sich darauf setzte, oder als die Trojanischen Dii penates waren, die Anchises in der Hand nahm und aus dem Brande Trojas rettete.

der die öbere Luft innehabende und den Donner und Blitz regierende Geist war, so wurde ihm dennoch, nachdem er als der Donnergott in einer so majestätischmenschlichen Gestalt abgebildet worden, so viel menschliches zugeschrieben und theils so viele Gewaltthätigkeiten und Großthaten, theils auch so viele Liebeshändel und liederliche Streiche angedichtet, daß es eben nicht zu verwundern ist, wenn man in der Folge, da schon wirklich Menschen vergöttert waren, ihn auch für nichts weiter, als für einen vergötterten Menschen hielt. Allein, wenn gleich die lügenhaften Erzählungen der Kretenser, daß er über sie geherrscht, nachdem er seinen Vater Saturn vom Throne gestossen, daß er unter ihnen gestorben und begraben sey, bey Unwissenden Glauben und Beyfall fanden, so ward doch von Sachkundigen dies ganze Vorgeben als gottlos und ungereimt verworfen. Nicht anders verhält es sich mit der Juno, der Minerva, der Venus, der Diana, dem Apoll, dem Neptun und den übrigen sogenanten grösern Göttern: denn so viel Menschliches auch immer von ihnen gedichtet worden, so waren sie doch eben so wenig ursprüngliche Menschen, eben so wenig durch eine Apotheose in den Himmel versetzt worden, als ihr Haupt, der Griechische Zevs oder Römische Jupiter. So oft sie daher auch, insonderheit die weiblichen Gottheiten, z. B. Juno, Venus, Diana von ihren Verehrern miteinander verwechselt wurden, indem man sich über die Gränzen ihrer Provinzen und Aemter nicht durchgehends einig war, so wenig wurden sie doch mit den Heroen und Heroinnen, mit den Halbgöttern und Halbgöttinnen verwechselt, noch nach der heidnischen Orthodoxie die leztern mit jenen ersteren in eine Classe gesetzt. Hieraus ist es uns nun auch begreiflich,

greiflich, wie sowohl Griechen als Römer bey den barbarischen Völkern ihre Gottheiten suchen und wiederfinden konten, wie Caesar z. B. bey den Galliern den Dienst des Apoll fand, andre den Deutschen die Verehrung des Mars und des Merkurs zugeschrieben und Herodot schon zu seiner Zeit die zwölf größern, mehrentheils Griechischen, Gottheiten bey den Egyptern fand. Man hält gemeiniglich dies Vorgeben der Griechen und Römer für ausschweifend ungereimt, und in der That könte auch nichts ungereimter seyn, wenn diese Götter und Göttinnen nichts als historische Götter oder vergötterte Helden und Heldinnen gewesen wären: denn so hätte man in der That glauben müssen, daß einerley merkwürdige Begebenheit oder Revolution in allen Ländern und unter allen Völkern vorgefallen sey, daß ebendieselben Helden, Gesetzgeber, Weisen und Erfinder unter allen Völkern gelebt, sich auf gleiche Weise berühmt gemacht und den Götterstand erworben hätten Aber nicht so ungereimt war dies Verfahren, wenn der Grieche und Römer seine Naturgottheiten auch bey Barbaren wieder zu finden glaubte, denn wenn er sahe, daß diese Barbaren ebendieselben Gegenstände in der Natur, die seine rohen Vorfahren vergöttert hatten, anbeteten und heilig hielten, so irrte er ja in der Hauptsache nicht, daß beiden einerley göttlicher Gegenstand gemeinschaftlich war. Nur darin irrte er, wenn er sich einbildete, daß diese Naturgottheiten bey den Barbaren gleiche Nahmen führen, eine gleiche Mythologie haben und nach gleichem Dienste und gleichen Ceremonien verehrt werden müßten. War z. B. Apoll ein Mensch, der auf der Insel Delos gebohren, der wegen seiner Geschicklichkeit auf der Leyer zu spielen und zu wahrsagen vergöttert und dem bey seiner Ver-

götterung die Sonne zum Wohnsitze angewiesen worden, so wäre es unbegreiflich, wie man einen ähnlichen Apoll, oder einen Menschen, der ebendieselben Schicksale gehabt, die man von dem Griechischen Phöbus gedichtet hat, in Gallien suchen und finden konte. War Apoll aber nichts, als die personificirte Sonne, oder der Schutzgott dieses Gestirns, so läßt sich sehr wohl begreifen, daß der Römer, der unter den Galliern eine Art von Sonnendienst antraf, sagen konte: die Gallier haben auch einen Apoll, oder eine Gottheit, die bey ihnen eben das ist, was bey uns Apoll vorstellt.

Eine andere Folge, die ich aus der vollkommenen menschlichen Abbildung der Griechischen Gottheiten herleite, oder wenn man will, ein anderer Umstand, der meiner Einsicht nach hiemit natürlich verbunden war, ist dieser, daß die Griechischen Götterdichtungen nicht nur weit menschlicher und natürlicher, sondern auch viel sinnreicher, geschmackvoller, zierlicher, und mannigfaltiger seyn mußten, als die heiligen Sagen bey allen ältern und neuern Abgöttern. Wo nicht alle, doch die meisten abgöttischen Völker haben solche heilige Sagen und Wundernachrichten aus ihren ältesten Zeiten, wo sich mit ihren übrigen Begriffen und Gewohnheiten auch ihre Religionsbegriffe bildeten und festsetzten, oder ihre Mythologie gehabt, wie dies bekant ist und schon oben erinnert worden. Die Mythologie der Griechen, insofern sie auf Physik und Naturgeschichte gegründet ist, unterscheidet sich von den Mythologien anderer Völker in den eben angeführten Stücken. Sie ist nämlich bey aller anscheinenden Regellosigkeit der Dichtungen und bey aller wunderbaren Einkleidung weit menschlicher, natürlicher

türlicher und anständiger. Es mußten ferner, da sie von so vorzüglichen Dichtern und Künstlern bearbeitet wurde, ihre Dichtungen nicht nur zierlicher und sinnreicher, sondern auch mannigfaltiger, weiter ausgeführt und mehr ausgebildet seyn, als die heiligen Fabeln irgend eines andern Volks. Endlich unterschied sie sich dadurch, daß sie sich nicht, wie die heiligen Sagen so vieler andern Völker, gleichsam, als ein unverletzliches Erbtheil vom Vater auf dem Sohn fortpflanzete, sondern so, wie sie durch mehrere Hände ging, von wetteifernden Dichtern und Künstlern immer verändert, verschönert, vermehrt und weiter ausgedehnt wurde.

Zu diesen Veränderungen der Griechischen Mythologie scheint nun auch insonderheit der nach und nach entstandene Heroendienst und die Vermischung der historischen, für diesen eigentlich gehörigen Mythologie mit der ursprünglich physischen Theologie sehr vieles beygetragen zu haben. Hieraus mußte endlich eine dritte Art von Mythologie entstehen, die aus den beiden andern zusammengesetzt war. Nur aus dieser Vermischung und Zusammenschmelzung beider Mythologien läßt sichs begreifen, wie Evemerus auf die dem Plutarch und vieleicht noch vielen andern gottesfürchtigen und orthodoxen Griechen anstößige Meinung verfallen konte, daß alle Griechische Götter ohne Ausnahme Menschen und Helden aus der Fabelzeit gewesen. Diese Meinung war freylich falsch, aber sie ließ sich doch einigermassen entschuldigen, nachdem das, was in der Griechischen Götterlehre physisch und was darin historisch war, so unter einander gemengt worden, daß es sich nicht gut mehr von einander scheiden ließ und da manche Attribute und Handlungen

der

der Naturgottheiten auf die historischen, und das, was von diesen leztern eigentlich galt und gedichtet war auf die erstern übertragen ward.

Noch habe ich über den Heroendienst bey den Griechen einige Anmerkungen zu machen. So wenig sich, meines Erachtens, die Verwandlung blosser Naturgottheiten in Götter nach der Homerischen Dichtung, allein oder auch hauptsächlich aus dem Umstande erklären läßt, daß die Griechen kein originales Volk gewesen, sondern durch fremde Ankömmlinge unterrichtet und aufgeklärt worden, eben so wenig beruhet auch der Griechische Heroendienst, der von jener ursprünglichen Abgötterey an und für sich verschieden, obgleich, wie ich eben angemerkt habe, allmählig vermengt und zusammengeschmolzen ward, hauptsächlich oder lediglich auf diesen Umstand. Ich will nicht wiederholen, was ich bereits angemerkt habe, daß unter den vergötterten Helden der Griechen die berühmtesten eingebohrne Griechen waren, so wie der von den Sinesern so sehr verehrte Confutse ihr eigener Landesmann ist; auch will ich mich nicht blos darauf berufen, daß diese Ankömmlinge aus Egypten, Phönizien, Thrazien u. s. w. zu den Griechen zwar ihre Götter insonderheit die Nahmen *) derselben brachten

*) Unser Verfasser führt bey Gelegenheit nicht nur an, daß Herodot behaupte, es hätten die ursprünglichen Bewohner Griechenlandes ihren Göttern keine Nahmen gegeben, sondern die Nahmen derselben kämen aus der Fremde, insonderheit aus Egypten, sondern er giebt auch die Ableitungen der Nahmen einiger Hauptgottheiten aus der Phönizischen Sprache an.

Venus

brachten aber nie so viel man weiß, sich selbst zu Göz-
zen aufgestellt haben, noch nach ihrem Tode von den
dankbaren Griechen zu dem Range der ersten und
größten

Venus soll von **Benoth**, Apoll von **A-Belen**, Jupiter von **Jao-Pater**, Vulkan von **Baal-Kan**, Hephästos von **Aph-Esta**, Artemis von **Art-Themist** oder **Art-tham-est**, Mars von **Moeris** herkommen; aber er läßt sich in keinen genauen etymologischen Beweis darüber ein. Von einigen dieser Nahmen scheint die Phönizische Ableitung keinen Zweifel zu leiden und Selden in seiner Abhandlung de Diis Syris macht die hier angegebene Ableitung vom Apoll und Venus sehr wahrscheinlich Syntagm. I. Cap. I. und Syntagm. II. Cap. 7. Vom Esculap mögte sich die Ableitung von **Isch-Caleb** (אישכרב) **der Mann des Hundes** auch noch einigermassen rechtfertigen lassen, wenn es sich beweisen liesse, was einige Schriftsteller vorgeben, daß er ursprünglich mit einem Hunde gemahlt worden. Vulkan von **Baal-Kan** (בארקנא) könte auch Feuergott oder Herr des Feuers übersetzt werden und die Verwandlung des B in V sowol bey diesem Nahmen, als bey Venus und Benoth (wegen der Verwechselung der ähnlichen Laute beider Buchstaben) sich aus mehreren Beyspielen rechtfertigen lassen. Auch die Einwendung, daß einige der angegebenen Götternahmen nur bey den Lateinern, nicht aber bey den Griechen vorkommen, als Venus, Vulkan, Jupiter, Mars, liesse sich vieleicht dadurch heben, daß man annähme, diese Nahmen wären von den in den frühsten Zeiten nach Italien auswandernden Griechen dorthin gebracht worden, nach der Zeit aber, weil sie entweder in den Dialecten, worin die ersten Dichter schrieben, nicht üblich, oder weil sie ihnen nicht sonorisch genug, oder in ihrem Versmasse nicht passend waren, mit andern später erfundenen und wohlklingendern Benennungen vertauscht worden. Ein entscheidendes Beyspiel von dieser Entlehnung der

Nahmen

größten Gottheiten erhoben wurden. Wenn man gleich ihr Gedächtniß in den Staaten, die sie gestiftet und um welche sie sich durch Thaten oder nützliche Erfindungen verdient gemacht, abergläubisch verehrte, so ward doch keiner derselben, nicht Inachus, nicht Cecrops, nicht Danaus, nicht Cadmus, nicht alle diese Anführer fremder Ankömmlinge, Erbauer von Städten und Stifter bürgerlicher Gesellschaften, von dem ganzen Griechenlande als National-Gottheiten aufgenommen. So natürlich daher auch die Hypothese zu seyn scheint, daß der Heroendienst bey den Griechen aus der anstaunenden Bewunderung entstanden, womit die in allen Künsten des Lebens unwissenden Bewohner Griechenlandes die klügern und gesittetern Ankömlinge als Wesen von einer höhern Natur betrachtet und angebetet hätten, so begünstigt und bestätigt die Geschichte und der wirkliche Erfolg diese Voraussetzung keinesweges. Es scheint vielmehr, daß der Heroendienst bey den Griechen weder von einer ganz besondern und ausserordentlichen Beschaffenheit gewesen noch einen andern Ursprung gehabt habe, als die mehr oder minder abgöttische

Nahmen der Gottheiten aus dem Orient, das von unserm Verf. nicht bemerkt worden, giebt die beym Jesaias angeführte Gottheit **Mene** (Cap. 65. 11. „Ihr die ihr den Herrn verlasset und meines heiligen „Berges vergesset und richtet dem Gad einen Tisch „und schenket voll ein vom Trankopfer dem **Meni**.“). Wie man annimt, daß Gad die Sonne und **Mene** der Mond gewesen, so findet man bey den ältesten Griechischen Dichtern, nahmentlich in den Orphischen Gedichten, den Mond auch unter der Benennung, **Mene** μήνη, als eine Gottheit angeführt.

Verehrung der Geister ihrer Vorfahren bey andern Völkern hatte, nahmentlich bey den alten Caledoniern, den heutigen Sinesern u. a. m. Das, was diesen Götzendienst bey den Griechen von ähnlichen bey andern Völkern unterschied und auszeichnete, läßt sich meiner Meinung nach abermals theils aus dem besondern Genie ihrer Dichter, theils aus der frühen Darstellung der vergötterten Helden in schönen menschlichen Bildnissen, theils aus der genauen Verbindung, worin man diese Halbgötter mit den schon ganz vermenschlichten Hauptgottheiten setzte, und aus der Vermengung und Verschmelzung beider Mythologien genug erklären.

Man solte denken, daß sich keine weitere Verfeinerungen bey der Abgötterey hätten anbringen lassen, als diejenigen waren, womit sie von den Griechen ausgeschmückt ward, indessen war es doch den Römern vorbehalten, die Griechische Religion nicht zwar gefälliger und reizender ein zu kleiden, jedoch zum Vortheil des Staats nutzbarer ein zu richten und durch die genauste Verbindung derselben mit dem Wohl des gemeinen Wesens und durch den innigsten Zusammenhang mit patriotischer Tugend, den vielleicht je eine Volks- oder Staatsreligion gehabt hat, derselben noch mehr Wichtigkeit und ein ehrwürdigeres Ansehen zu geben. Das, was Numa, der erste Stifter der Römischen Religion, und diejenigen, die nach seinem weisen und patriotischen Plane weiter fort baueten, zu dieser Absicht Vorzügliches thaten scheint mir die Vergötterung und Personificirung solcher blos abgezogenen Wesen, Begriffe von Tugenden und Eigenschaften zu seyn, wodurch dem Römer Interesse an sein Vaterland, eifrige Beförderung der

Wohl-

Wohlfahrt desselben und muthige Aufopferung für dasselbe zur heiligsten Religionspflicht gemacht ward. So schwer und unmöglich es auch dem menschlichen Geiste seyn mag auf solche Personificationen abstracter Gedankenwesen dergleichen die Griechen freilich auch schon hatten, aber sie nicht so benutzten, als die Römer, gleich anfangs zu gerathen, so leicht lassen sie sich doch erklären, wenn man schon längst sich geübt hat, unsichtbare Wesen und Hirngespinnste zu personificiren und in Bildern darzustellen. Es scheint dies aber die äusserste Gränze des vergötternden Witzes oder Unsinns zu seyn, so wie die Vergötterung sinnlicher Gegenstände das entgegengesetzte Aeusserste oder die Gränze ist, von der man ausging.

Anmerkungen und Zusätze.

Seite 7. **Die es als einen Grundsatz annehmen, daß jede Gottheit statt einer andern sichtbaren Abbildung durch ein Thier abgebilder worden, daher das Volk dies Sinnbild bald für die Gottheit selbst genommen.**

Mit dieser Meinung stimmt die Erklärung die der Hr. Prof. Meiners in der Abhandlung über den Thierdienst der Egypter und über die wahrscheinlichen Ursachen seiner Entstehung und Erweiterung, im ersten Theile seiner vermischten philosophischen Werke, von diesem seltsamen Gottesdienst gegeben hat, gewissermassen überein. Dieser gelehrte Mann behauptet nämlich, daß die Thiere um gewisser eingebildeten Aehnlichkeiten willen, die sie mit ihren Nationalgottheiten, der Isis und dem Osiris, oder der Sonne und dem Monde hatten, zuerst von den Egyptern vergöttert worden. Doch wir wollen die Erklärung desselben mit seinen eigenen Worten hersetzen. „Da „also, heißt es, diese Gründe (die er vorher angeführt hatte) lange nicht alle Sonderbarkeiten im „Egyptischen Thierdienste erklären; so muß man, „glaube ich, nothwendig annehmen, daß die Egypter

„zu

„zu einer gewissen Zeit angefangen haben, Aehnlich=
„keiten zwischen ihren Nationalgottheiten der Isis und
„dem Osiris — und den inländischen Thieren zu fin=
„den und die lezteren wegen der in ihnen entdeckten
„Eigenschaften und Spuren der Gottheit zu heiligen
„und an zu beten. Ich gebe zu, daß die Egypter,
„wie andere Nationen, damit angefangen haben, nur
„nüzliche Thiere zu verehren, daß man in der Folge
„aus dem entgegengesetztem Grunde, schädlichen Thie=
„ren, deren Fleisch der Gesundheit nachtheilig war,
„dieselben Vorzüge zugestanden, daß vieleicht die
„Furcht vor dem Typhon, die Anbetung anderer
„schädlichen Thiere erzeugt habe: allein ich halte es
„auch für eben so wahrscheinlich, daß man nach dem
„Gesetze der Aehnlichkeit Thiergötter erwählt, sogar
„die ältesten noch entfernten, grillenhaften, mit Ver=
„nunft und Erfahrung streitenden Aehnlichkeiten der=
„selben mit der Sonne und dem Monde angebetet und
„über diesen die ersten und wahren Ursachen ihrer
„Vergötterung aus den Augen verlohren habe.

„Die Egypter wurden zu einer solchen Aufsuchung
„und Entdeckung von Aehnlichkeiten zwischen Thieren
„und Nationalgottheiten mehr, als irgend eine ande=
„re Nation durch den Gebrauch der hieroglyphischen
„Schriftzeichen vorbereitet. In diesem wurden alle
„unsichtbare Gegenstände durch die Zeichen von sicht=
„baren Objecten ausgedrückt, die mit jenen die mei=
„sten gemeinschaftlichen Eigenschaften besassen. Wie
„leicht mußte in Köpfen die stets verglichen und nach
„Vergleichungen alle Dinge bezeichneten, die über=
„dem schon Thiere anbeteten, der Uebergang zu dem
„Gedanken seyn, daß Thiere und Nationalgottheiten
„sehr viele gemeinschaftliche Vollkommenheiten besäs=

„sen und viele geheime Beziehungen auf einander hät-
„ten? Waren sie aber einmal bis zu dieser Beo-
„bachtung gelangt, so mußte Verehrung und Anbe-
„tung solcher göttliche Vollkommenheiten an sich tra-
„genden Thiere bald nachfolgen.

„Wenn man diese Methode nicht bey der Ver-
„götterung mehrerer Egyptischen Thiere voraussetzt,
„so ist es unmöglich die Widersprüche in diesem Theile
„ihrer Abgötterey nur einigermassen zu erklären. So
„bald man aber ihren Gebrauch bey den Egyptern
„annimt, so wird es sehr begreiflich, wie die Egypter
„ganz verschiedene, ungleichartige, sowol nüzliche,
„als schädliche Thiere haben verehren können. Nach
„eben der Methode, nach welcher sie die entgegenge-
„setztesten Dinge mit ein und ebenderselben Hierogly-
„phe und die ähnlichsten Gegenstände mit den verschie-
„densten Symbolen bezeichneten, nach eben der Me-
„thode konten sie zwischen guten Göttern und schädli-
„chen Thieren und wiederum zwischen den nüzlichsten
„Geschöpfen und dem Typhon Aehnlichkeiten gefun-
„den zu haben glauben. Phantastische Vergötterun-
„gen und Verfluchungen werden nur allein aus dieser
„Vergleichungsmethode erklärbar. So wie man den
„Apis wegen seiner abwechselnden bald weissen bald
„schwarzen Farbe und gewisser gehörnter Fleckgen zum
„Gotte erkohr, so verabscheute man den Esel wegen
„der rothen Haare und das Schwein wegen der cha-
„rakteristischen Unverschämtheit, womit es im Neu-
„monde der Liebe pflegte.

„Eben diese uns nicht genug bekanten charakte-
„ristischen Fleckgen, nach welchen der junge Apis unter
„allen Kälbern als Gott erkant und verehrt wurde,

„machen

„machen einen der Hauptbeweise aus, daß die Egyp=
„ter sich schon in den ältesten Zeiten daran gewöhnt
„hatten, Thiere nach Aehnlichkeiten mit dem Könige
„oder der Königin des Himmels zu vergöttern. Ich
„führe sie hier deswegen nicht an, weil ich die Ge=
„schichte dieses göttlichen Stiers in einem der folgen=
„den Stücke mittheilen werde: ich verweise bis dahin
„auf die von Jablonski gesammelten Stellen (Panth.
„Lib. IV. C. 11. 85.) woraus erhellt, daß er seine
„Göttlichkeit zufälligen Aehnlichkeiten mit dem Monde,
„dessen Stellungen und Veränderungen zu danken
„gehabt habe.

„Nach der Verschiedenheit der Aufmerksamkeit
„sahe man in verschiednen Zeitaltern nicht stets diesel=
„bigen und auch nicht gleich viel Aehnlichkeiten zwi=
„schen den Thierarten und der Gottheit. Die Schrift=
„steller mußten daher in der Aufzählung derselben und
„den Gründen ihrer Anbetung eben so sehr verschie=
„den seyn, als ihre Heiligkeit nach der größern oder
„kleinern Anzahl entdeckter göttlicher Vollkommen=
„heiten ab= oder zunehmen mußte.

„Als die Vergötterung oder Heiligung von Ge=
„genständen nach symbolischen Aehnlichkeiten einmal
„religiöser Brauch geworden war, so war auch weiter
„an keinen Stillstand, oder Ruhepunkt zu denken,
„wo die Egypter mit der Vermehrung und Werbung
„von Göttern hätten aufhören können. Ihre Auf=
„suchung neuer Gegenstände der Anbetung war eine
„Progression ins Unendliche. Zu Diodors und He=
„rodots Zeiten schränkten sie die Wahl ihrer Götter
„doch nur auf Thiere und lebende Geschöpfe ein: zu
„Juvenals und Plutarchs Zeiten suchten sie schon

„Gottheiten unter den Früchten des Feldes und in „ihren Gärten auf:

Porrum & cœpe nefas violare & frangere morsu
O sanctas gentes, quibus hæc nascuntur in hortis
Numina! —

Juvenal. XV. 8. 9. 10.

„Die Persea (S. 378. de Iside) war deswegen zu „Plutarchs Zeiten heilig, weil ihre Frucht dem Her„zen, ihr Blatt der Zunge glich. Freilich war dies „ausschweifend lächerlich, aber doch kaum so unsinnig, „als die Heiligung eines Vogels, des Phönix, der „nirgend existirte und den Herodot nur im Gemählde „sah. (II. 73.)“

Ich verwundere mich gar nicht darüber, daß alle die Erklärungen älterer und neuerer Gelehrten über den Ursprung des Egyptischen Thierdienstes, die der Hr. Prof. Meiners im Vorhergehendem angeführt und beurtheilt hatte, ihm nicht völlig Genüge thun und daß er noch eine andere suchte, die auf alle Umstände des seltsamen Phänomens passete und dabey die unvernünftigste Sache von der Welt auf eine solche Weise erklären mögte, daß die Erfir.der derselben, die ältesten Egypter, nicht so ganz unvernünftig erschienen. Nur diese lezte Betrachtung konte diesen so gelehrten und scharfsinnigen Forscher des Alterthums bewegen zu einer so künstlichen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen. Da es nicht glaublich ist, daß er den Egyptischen Thierdienst mit dem noch itzt unter den Afrikanischen Negern herrschendem niemals solte verglichen und die auffallende Aehnlichkeit, die zwischen

beiden

beiden statt hat, nicht solte bemerkt haben, so muß man annehmen, daß er entweder die Egypter, die den Thierdienst erfunden, für zu klug und gesittet hält, als daß sie ohne durch wahrgenommene oder eingebildete Aehnlichkeit mit vernunftmäßigern Götzen, oder ohne durch den Gebrauch der Hieroglyphik dazu verleitet zu werden, gradezu, wie die kindischen und dummen Neger, Thiere vergöttern solten, oder daß er der Meinung sey, daß auch diese leztern auf eben demselben Wege, den er für die Egypter angiebt, auf ihren Thierdienst gerathen sind. Dies leztere an zu nehmen und von dem Ursprung des in Nigritien herrschenden Thier- und Fetischendienstes so vortheilhaft zu denken, dazu enthalten die davon vorhandenen Nachrichten nicht allein gar keinen Grund, sondern die eigenen Erzählungen und Sagen der Neger widerlegen diesen Gedanken. Ich darf mich der Kürze halber nur auf das beziehen, was unser Verf. vom Dienste der gestreiften Schlange, und von dem Ursprunge desselben, der eignen Aussage ihrer Anbeter gemäß, angeführt hat Nirgends findet man bey diesen kindischen Völkern die geringste Spur, daß ihre Fetische einen anders woher entlehnten Glanz, oder eine von vernunftmäßigen Gottheiten abgeleitete Würdigkeit in ihren Augen haben. Wolte man sagen, daß sich das Andenken des wahren vernünftigen Ursprungs bey diesen Völkern, da sie immer tiefer in ihren Aberglauben versunken, allmählig verlohren habe, so mögte ich wissen, aus welchem Grunde man sich berechtigt halten könne, bey den ersten Erfindern, den Vorfahren der heutigen Neger mehr Feinheit und Raisonnement voraus zu setzen, als die folgenden Geschlechter gehabt und noch bis auf diesen Tag haben. Je weiter wir sonst mit unsern Nachforschungen in

die

die Vorwelt hineingehen, desto mehr Unwissenheit, Unvernunft und Wildheit finden wir. Wenn wir nun gleich keine Ursache haben, zu glauben, daß die jetzigen Neger aufgeklärter und klüger sind, als ihre ältesten Vorfahren waren, so haben wir doch noch weniger Grund, an zu nehmen, daß ihre Stammväter, von denen sie ihre jetzige bürgerliche und religiöse Verfassung erhalten haben, feiner und klüger gewesen, oder mit mehr Ueberlegung und nach vernunftmäßigern Gründen und Absichten bey der Wahl und Einweihung ihrer Fetische zu Werke gegangen, als die heutigen Neger thun, die sich nicht mit den von ihren Vätern geerbten Fetischen begnügen, sondern sich täglich neue Gegenstände der Anbetung aussuchen und weihen lassen. Was also jetzt ohne alle diese Umstände und Ueberlegungen geschieht, das konte auch, wie mich dünkt, auf eben die Weise in den ältesten Zeiten geschehn.

Bey den Egyptern hat die Erklärung des Hrn. Meiners einigen Schein, weil sie, die alle mögliche Abgöttereyen vereinigten, ausser ihren Thiergottheiten auch das Himmelsheer, die Sonne und den Mond und diese leztern, wie es scheint, als eigentliche Nationalgottheiten verehrten. Hier läßt es sich nun denken, daß sie die Thiere wegen wahrgenommener, oder eingebildeter Aehnlichkeiten mit diesen Hauptgottheiten, denselben zuerst geheiligt und hernach selbst vergöttert, oder ihnen eine eigene unabhängige Gottheit beygelegt haben. Ich sage, so könte man sich die Sache vieleicht vorstellen, aber es ist doch eben so wahrscheinlich, daß sich die Sache anders verhalte, daß nämlich die Egypter eine ursprünglich aus vielen kleinen Völkerschaften oder Stämmen zusammengesetzte

setzte und erwachsene Nation waren, daß jede dieser Völkerschaften ihre besondern und eigenthümlichen Götter hatte, einige die Sonne und den Mond, andere aber ohne, oder neben diesen noch Thiere von verschiedener Art, obgleich bey der Vereinigung aller dieser Völkerschaften zu Einem Staate Sonne und Mond, als die allgemeinsten und vorzüglichsten, die National = oder Staatsgottheiten wurden. Solte sich die Sache so verhalten, so würde man wahrscheinlich bald angefangen haben, den Thierdienst mit der Staatsreligion, oder dem National = Sabäismus in Verbindung zu setzen. Es würde sich auch das, was Hr. Meiners von der Erwählung des jungen Apis nach gewissen an ihm bemerkten Flecken aus dem Jablonski anführt, hiemit ganz wohl vereinigen lassen. Es hatte nämlich mit dem Dienst des Apis eine ganz besondere Bewandtniß und es kommen dabey Umstände vor, wodurch sich die Vergötterung desselben von der Vergötterung anderer Thiere unterscheidet. Nur er allein ward aus dem ganzen Geschlecht der Ochsen ausgesucht und unter allen seinen unheiligen Brüdern geheiliget, vermuthlich darum, weil man nicht aller Ochsen zum Ackerbau entbehren und sie als Thiergottheiten halten konte. Es ward also, um dem ganzen Geschlechte dafür eine Art der Ersetzung zu geben, jedes Mahl nur einer und zwar zur Hauptgottheit von ganz Egypten gewählt. Damit er das aber seyn konte, mußte er die Würde aller übrigen Nationalgottheiten in sich vereinigen und nicht nur als Thiergottheit, sondern auch als Symbol der Sonne und als Repräsentant des Osiris verehrt werden. Dies voraus gesetzt, läßt sich der Widerspruch heben, den der Hr. Pr. Meiners darin findet, daß die Egypter die Ochsen, die Mitbrüder und Verwandten des

Gottes

Gottes Apis, und die Gatten der weiblichen Heiligen, der Kühe, ohne weiteres Bedenken schlachteten. Wie gesagt, nicht das ganze männliche Geschlecht dieser Thiere hatte eine innere Heiligkeit, wie das weibliche, sondern nur einer ward jedes Mahl zur symbolischen Gottheit ausersehen. Eben dieser Umstand scheint nun wieder zu beweisen oder an zu zeigen, daß es mit den andern Thiergottheiten, wo das ganze Geschlecht heilig war, wie bey den Katzen u. s. w. eine ganz andere Bewandtniß gehabt habe, als bey dem Ochsen Apis. Auch läßt es sich aus dieser Hypothese über den Dienst des Apis einigermassen erklären, warum die Israeliten in der Wüste, da sie sich ein sichtbares Bild von der Gottheit und zwar von ihrem Gotte, der sie aus Egypten geführt, machen wolten, vor allen andern Götterformen, die ihnen ihr langer Aufenthalt in Egypten angeben konte, vorzüglich den Apis zum Muster wählten, nämlich diese Gestalt vereinigte alles in sich, was man nur immer heiliges, ehrwürdiges und majestätisches denken konte und war gleichsam der Inbegriff und das Symbol aller Gottheiten. Es ist sonderbar, daß man nach einem so langen Zeitraume unter den Königen von Israel noch immer an diese vorzügliche Heiligkeit der Ochsengestalt glaubte, und sie noch immer für die geschickteste hielt, den Jehovah abzubilden. Denn als die Staatskunst dieser Könige ihren Unterthanen nicht erlauben wolte, zu den jährlichen Festen nach Jerusalem zu gehen, um den Jehovah in seinem Tempel zu dienen, und das Volk an der Stelle des Opferdienstes einen andern Gegenstand seiner Andacht und eine anderweitige sinnliche Religionsbeschäftigung haben mußte, wurden die Kälber als Symbole des Jehovah aufgestellt, und der Kälberdienst, als ein Surrogat des Tempeldienstes, eingeführt. Wie

Wie es sich nun aber auch mit dem Dienste des Apis verhalten haben mag, so folgt doch aus der besondern Verbindung, worin er mit dem National-Sabäismus mag gestanden haben, keineswegs, daß alle übrige vergötterte Thiere z. B. die Katze, der Ibis, der Crocodil u. s. f. in Rücksicht auf den Sabäismus zu Gegenständen der Verehrung zuerst angenommen sind. Noch weniger leidet alles dieses irgend eine Anwendung auf den Fetischendienst der heutigen Neger. Neben ihrem kindischen Fetischismus haben diese keinen vernunftmäßigern National-Gottesdienst, aus welchen ein gutmüthiger Philosoph, der sie gerne von dem Vorwurf der äussersten Unvernunft retten wolte, jenen Dienst herleiten könte. Denn wenn es auch unter den Negern einige Verehrer der Sonne und des Mondes geben mag, so wie es Verehrer des Meers, der Flüsse, der Berge und anderer größern Naturkörper unter ihnen giebt, so ist dies doch nicht, wie bey den alten Egyptern ein so hervorstechender Gottesdienst, daß man alles andere Religionswerk darauf zurückbringen könne.

Aus diesem allen halte ich mich nun berechtigt, zu schliessen, daß der vom Hrn. Meiners angegebene Erklärungsgrund des Egyptischen Thierdienstes für eben diesen Thierdienst, wie er seit undenklicher Zeit bey den Negern geherrscht hat, und noch bis itzt besteht, nicht passe, und nicht zureichend sey, alle Phänomene des Fetischismus, so wenig bey diesen, als bey den Egyptern selbst zu erklären. Es bleibt also nur die erste von unsern beiden Voraussetzungen übrig, daß man nämlich zwar die Neger, nicht aber die ursprünglichen Bewohner Egyptens für kindischdumm genug hält, um, ohne den Umweg durch den Sabäismus

zu nehmen, gradezu Thiere und Pflanzen zu vergöttern. Was kann man aber für einen Grund haben, den Egyptischen Erfindern des Thierdienstes vor allen andern Afrikanern einen vorzüglichen Scharfsinn und Verstand zu zu schreiben? Die vieleicht nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß Egypten der erste Sitz und die Wiege mancher nützlichen Künste und Wissenschaften, insonderheit der Meßkunst und der Astronomie gewesen, berechtigt uns hiezu nicht, denn ohne Zweifel waren die Erfindungen in diesen Wissenschaften viel später, als der Thierdienst, wurden den Egyptern durch die besondere Natur des Bodens, den sie bewohnten, insonderheit durch die regelmäßigen Ueberschwemmungen des Nils, durch die Nothwendigkeit die Zeiten dieser Ueberschwemmung zu bemerken, und die dadurch verschwemmten und unkenntlich gemachten Gränzen durch Ausmessungen zu bestimmen gleichsam aufgedrungen und blieben in der Mittelmäßigkeit, worüber sie sich nie erhoben, ein ausschliessendes Eigenthum ihrer Gelehrten- oder Priesterzunft. Daß diese klüger und scharfsinniger gewesen und den groben, ihren Einkünften und ihrem Ansehen so zuträglichen Thierdienst, dem das in seiner Unwissenheit erhaltene Volk aus kindischem Aberglauben ergeben war, entweder überall im Geheim verlacht, oder durch allerhand künstliche Auslegungen sich vernünftiger gemacht haben, kann immer zugestanden werden, aber dies beweist nichts für die grössern Einsichten der ersten rohen und unwissenden Erfinder des Thierdienstes. Denn als roh und unwissend beschreiben die Egypter selbst die ersten Bewohner ihres Landes. Es könte an diesen allgemeinen Anmerkungen über die vom Hrn. Pr. M. vorgetragene Erklärungsart genug seyn, da indessen derselbe

die

die Egyptische Religion, und also den Gegenstand des hier übersetzten Werkes, mit ebensoviel Gelehrsamkeit, als Scharfsinn behandelt, so wird es immer der Mühe werth seyn, sich noch ein wenig dabey auf zu halten.

Der Egyptische Thierdienst hatte, wie Hr. M. behauptet, Eigenheiten, wodurch er sich von allem ähnlichen Götzendienst unterschied; allein wenn diese nur in solchen widersinnigen und widersprechenden Umständen bestehen, als er in seiner Abhandlung anführt, so lassen sie sich, wie mich dünkt, nach seiner Hypothese nicht besser und glücklicher erklären, als nach der minder künstlichen und weit umfassendern Hypothese unsers Verfassers, der den Grund und Ursprung dieses Egyptischen Thierdienstes, wie jedes andern Fetischismus, nirgends sonst wo, als in der Geistesschwäche, der Unmündigkeit, oder dem kindischen Aberglauben roher und unwissender Menschen findet.

Zu den Eigenheiten des Egyptischen Thierdienstes rechnet Hr. M. den Umstand, daß die Egypter nicht blos eine, oder einige Thiergattungen geheiligt, sondern, daß ihnen fast alles was in Egypten lebte und webte, wenn nicht im ganzen Lande, doch in einigen Districten ein Gott, oder wenigstens heilig gewesen. Dieser Umstand aber unterscheidet die Egypter von andern fetischistischen Völkern nicht weiter, als, daß sie von allen bekanten Völkern der alten und neuen Welt den die Natur vergötternden Unsinn aufs höchste trieben, ihn in eine Art von System brachten, das allen auf dem ganzen Erdboden zerstreuten Aberglauben zusammenfaßte und in sich vereinigte. Indessen muß man doch auch nicht glauben, daß jeder

einzelne Egypter, oder einzelne District alle Thiergottheiten, denen in Egypten Altäre errichtet waren, zugleich verehrt habe, sondern man muß immer bedenken, daß die Egyptische Nation aus vielen kleinen vormals abgesonderten Völkerschaften bestand, daß jede derselben ihre eigenen Thiergottheiten, die sie vor der Vereinigung hatte, nach derselben beybehielte, sie zur gemeinschaftlichen Masse brachte und bey Gelegenheit ihren alten Göttervorrath aus dem Vorrath ihrer Nachbarn vermehrte. Bey diesen Umständen konte es nicht fehlen, daß man beynahe alle mögliche Thiergattungen vergötterte und daß es ausser den besondern auf einen gewissen District eingeschränkten Gottheiten noch einige allgemeine für ganz Egypten gegeben habe, wozu man wahrscheinlich die Götzen des regierenden Stammes, oder auch diejenigen, die von den mehrsten und angesehensten Stämmen vor der Vereinigung verehrt wurden, erwählte. Waren Osiris und Isis, wie Herodot und Diodor bezeugen, wirklich Menschen gewesen, die man, weil sie entweder Stifter oder Wohlthäter des großen Egyptischen Staats waren, nach ihrem Tode vergöttert und in die Sonne und den Mond versetzt hatte, so wäre es einentheils nicht zu verwundern, daß grade diese die allgemeinen Nationalgottheiten der Egypter waren, anderntheils liesse sich auch dieser Heroendienst oder diese Menschenvergötterung in Verbindung mit dem gröbsten Fetischismus am natürlichsten durch die Voraussetzung erklären, daß diese von allen Egyptern vergötterten Menschen sich um sie alle verdient gemacht und zwar durch die Vereinigung zu einem Staatskörper. Indessen gestehe ich, daß mir dieser ganze Bericht der Griechischen Geschichtschreiber von der Menschheit und Apotheose der beiden Egyptischen

Haupt=

Hauptgottheiten sehr verdächtig ist und daß ich sehr geneigt bin, dem Urtheil des Herrn M. beyzutreten, der die ganze Erzählung Diodors vom Osiris und dessen Verdienste um die Egypter nicht für alt und ächtegyptisch, sondern für eine aus der Vermischung der Griechischen und Egyptischen Mythologie entstandene Fabel hält und so mögten Isis und Osiris eben so wenig wirkliche Menschen gewesen seyn, als es Jupiter und Juno, Apoll und Diana gewesen sind.

Wenn Hr. M. ferner bemerkt, es scheine, als wenn die Egypter in der Vergötterung ihrer Thiere ohne alle Vernunft zu Werke gegangen und von plötzlichen Stössen der Phantasie wären geleitet worden, so muß man ihm hierin völlig Recht geben, aber dann scheint auch hieraus zu folgen, daß man ausser diesen plötzlichen Anstössen der Phantasie einen weitern vernunftähnlichern Grund des Thierdienstes überhaupt auf zu suchen nicht nöthig habe, ohnedem würde es äusserst gezwungen herauskommen, auf jedes von den Egyptern vergötterte Thier den angegebenen vernunftmäßigern Grund an zu wenden. Was konte doch die Katze, der Crocodil, der Affe für eine Aehnlichkeit mit Sonne und Mond haben? Setzt nicht die Aufsuchung und Entdeckung solcher Gegenstände eine eben so kindische und ausschweifende Einbildungskraft voraus, als der Einfall, Thiere gradezu zu vergöttern?

Was Hr. Pr. M. von den besondern Umständen und Gebräuchen des Egyptischen Thierdienstes anführt, von der Sorgfalt, womit aus jeder heiligen Thierart eine Gottheit ausgewählt, in die Tempel gesetzt, von Priestern und Priesterinnen gewartet, ernährt, und

in dem ausgesuchtesten Wolleben unterhalten und bedient worden, von ihren Begräbnissen, von den ungeheuern Kosten, die man darauf verwandt u. s. w. dies alles ist so unsinnig kindisch, daß man einem Volke, das seinen Thiergottheiten so diente, wol zu trauen kann, daß es auch gradezu, und ohne einen Umweg zu nehmen, auf die Vergötterung derselben verfallen konte. Zugleich scheint aller dieser Eifer, den vergötterten Thieren jede Bequemlichkeit zu verschaffen und jedes ersinnliche Vergnügen zu machen, deutlich genug zu zeigen, daß man sie um ihrer selbst willen, als eigentliche Thiere und nicht als Symbole anderer Gottheiten verehrt habe.

Aber ausserdem würden doch solche Aehnlichkeiten den Egypter nur zuförderst verleitet haben, das Thier der ähnlichen Gottheit zu heiligen. Der Schritt von der Weihung eines Thiers, einer Gottheit zu Ehren, bis zur unabhängigen Vergötterung desselben ist meines Bedünkens zu groß und so weit, daß er noch einer besondern Erklärung bedarf. Warum haben die Griechen nachdem sie sich einmal aus dem groben Fetischismus herausgearbeitet hatten und die Thiere und Bäume, die ihnen ursprünglich unabhängige Gottheiten waren, ihren nachherigen menschenähnlichen Göttern geheiligt, diesen Weg nie wiederum zurückgenommen, und die heiligen Thiere nie wiederum vergöttert? Warum that dies nur der Egypter?

Doch der Gebrauch der Hieroglyphen soll bey den Egyptern diesen Schritt erleichtert haben, weil sie dadurch gewohnt wurden, allenthalben Aehnlichkeiten unsinnlicher oder wenigstens solcher Gegenstände, die sich nicht zeichnen und abbilden liessen in sichtbaren

baren Dingen auf zu suchen. Wären die Nationalgottheiten der Egypter nicht sichtbare oder nur schwer abzubildende Gegenstände gewesen, so mögte man sie in thierischen Bildern um eingebildeter Aehnlichkeiten willen ausgedrückt haben; allein von dieser Art waren die Nationalgottheiten nicht, Sonne und Mond konten doch weit natürlicher und ähnlicher ausgedrückt werden, als in Thiergestalten.

Es verdient ohnedem noch erst untersucht zu werden, ob und in wiefern der Gebrauch der Hieroglyphen bey den Egyptern mit ihrer Religion zusammenhing und ob sich ein anderer Zusammenhang zwischen beiden erweisen lassen könte, als dieser, daß die Priester, nachdem bereits die Buchstaben- oder vielmehr Silbenschrift erfunden war, noch immer fortfuhren, sich der Hieroglyphen zu bedienen und als die Inhaber aller gelehrten Kenntnisse auch die Aufbewahrer und eigentlichen Kenner dieser räthselhaften Schriftzeichen waren. Sonst scheint es mir nach dem, was verschiedene Gelehrte insonderheit Warburton, über die Hieroglyphen geschrieben haben, keinen Zweifel mehr zu leiden, daß die Erfindung dieser Schriftmahlerey keine geheimnißvolle Absicht, sondern blosses Bedürfniß, Abwesenden seine Gedanken einigermassen zu erkennen zu geben, zum Grunde gehabt habe. Dies Bedürfniß lehrte nun zuförderst die Gegenstände selbst, wovon man die Abwesenden unterrichten wolte, insofern sie sinnlich waren in grober Mahlerey darzustellen und zu den Dingen, die sich an und für sich selbst nicht sichtbar zeichnen liessen, nach wahrgenommenen oder eingebildeten Aehnlichkeiten schickliche Sinnbilder aus zu suchen, alles blos in der Absicht, um sich einigermassen verständlich zu

machen. Dies haben wahrscheinlich nicht nur die ältesten Egypter gethan, sondern viele wilde Völker drücken auch noch itzt ihre Gedanken so aus, wovon sich in Carrers Reisen ein merkwürdiges Beyspiel findet, das ich, weil es die Sache so sehr erläutert und bestättiget, unten anführe *). Bey andern Völkern; die

*) „Da die Indier keine Buchstaben kennen so ist es sehr „schwer, den Ton ihrer Worte genau auszudrücken; „ich habe mich aber doch bemüht, ihm so nahe zu „kommen, als mir möglich war. Ungeachtet dieses „Mangels können sich die Indier doch gewissermassen „durch Hieroglyphen ihre Begriffe verständlich ma„chen, die ungefähr dazu dienen, das Andenken „vorzüglicher Handlungen und Begebenheiten zu er„halten. Wenn sie z. B. auf ihren Streifereien ir„gend ein wichtiges Unternehmen ausgeführt haben, „oder auszuführen begriffen sind, so schälen sie die „Rinde von den Bäumen, die sie unterwegs antref„fen und bezeichnen dadurch ihren zurückgebliebenen „Partheien den Weg, den sie nehmen mögten, um „sie ein zu holen.

„Als ich den Missisippi verließ und auf meinem „Wege nach dem Obernsee den Fluß Tschipiwä hin„aufging, so nahm mein Führer, ein Oberhaupt „der Tschipiwäer die am See Ottawaw nahe bey den „Quellen des Tschipiwä wohnen, folgende Maasre„geln, um zu verhindern, daß uns Partheien von „Nadowessiern, mit denen seine Nation beständig „Krieg führt, nicht überfallen und Schaden zu fü„gen mögten, ehe sie erführen, daß ich da wäre.

„Er schälte die Rinde von einem großen Baume „beym Ausflusse des Tschipiwä und machte mit Holz„kohlen-Staube, der mit Bärenfette vermischt war „und ihnen statt der Dinte dient, ein rohes aber „deutliches Zeichen der Ortschaft der Ottagamier. „Auf der linken Seite davon zeichnete er einen Mann

„in

die in ihrem barbarischem Zustande sich vermuthlich eben dieser Mahlereien bedient haben gerieth dieselbe in Vergessenheit, nachdem sie mit einer bequemern und deutlichern Schrift bekant geworden waren, nur bey den Egyptern erhielt sich dieselbe neben der Buchstabenschrift, und ward, wie es scheint von ihren Gelehrten zur eigentlichen Hieroglyphik ausgebildet. Dies geschahe vermuthlich auf diese Weise, daß man anstatt die Gegenstände selbst vollständig zu mahlen, sie nur abgekürzt und nach gewissen hervorstechenden Theilen darstellte, hiedurch ward freylich die Mühe beym Schreiben erleichtert, aber beym Lesen und Verstehen destomehr erschwert. Man erfand nun vermuthlich auch gewisse willkührliche Verbindungszeichen, insonderheit entferntere und erkünstelte Sinnbilder unsichtbarer Gegenstände und abgezogener Be-

„in Rehfellen, wodurch die Nadowessier bezeichnet „werden und aus seinem Munde ging ein Strich in „den Mund eines Rehes, dem Sinnbilde der Tschi„piwäer. Hierauf zeichnete er noch weiter zur Linken „einen Kanoe, der den Fluß hinaufging, worin ein „Mann mit einem Hute saß. Diese Figur solte ei„nen Engländer, oder mich vorstellen und mein „Franzose war mit einem Tuche um den Kopf abge„bildet, als wenn er den Kanoe ruderte. Hiezu „fügte er noch verschiedene Sinnbilder, unterandern „die Friedenspfeife am Vordertheil des Kanoes.

„Er wolte dadurch den Nadowessiern andeuten, „daß ein Anführer der Tschipiwäer in der Ortschaft „der Ottagamier von etlichen Oberhäuptern der Na„dowessier wäre gebeten worden, den Engländer, „der sich vor einiger Zeit bey ihnen aufhielt, den „Fluß Tschipiwä hinauf zu führen und daß sie ihn „daher seine Fahrt sicher mögten vollenden lassen.“

griffe und so war die heilige Schrift der Egypter vermuthlich nach und nach zu Stande gekommen, mit der die heutigen Schriftzeichen der Sineser und Japaneser die größte Aehnlichkeit haben. Sie werden die heilige Schrift genant, weil sich die Priester derselben bedienen, um darin ihre heiligen Sagen aus den ältesten Zeiten, da man noch keine andere Chroniken, als in solcher Bilderschrift hatte, aus zu drükken, oder vielmehr nur den unwissenden Layen zur Anstaunung und Verehrung darzustellen. Da nun dergleichen zu erregen, die Hieroglyphen sehr geschickt waren, theils wegen ihres hohen Alterthumes, theils wegen ihrer geheimnißvollen Dunkelheit, so darf man sich eben nicht wundern, daß die Priester die Hieroglyphen, deren Gebrauch ihnen zur Erhaltung ihres Ansehens und zur Befriedigung ihrer Gewinnsucht so dienlich war, sorgfältig beybehielten. Ausserdem konte ihnen der Gebrauch der Hieroglyphen, wenn sie ihre schwachen Kenntnisse in den Wissenschaften darin aufzeichneten und aufbewahrten, ein sehr gelehrtes Ansehen geben und zugleich dazu dienen, sie für sich allein zu behalten. Wenn ich der Hieroglyphik ja einen Einfluß auf die Egyptische Religion zuschreiben soll, so würde ich ihn darauf einschränken, daß die Egypter, die bisher ursprüngliche lebendige Thiere vergötterten, durch die Betrachtung der Hieroglyphen, worin diese heiligen Thiere vorkamen, dahin gebracht wurden, auch die gezeichneten Figuren derselben zum Gegenstand ihrer Andacht zu machen. Dies würde dann grade ein der gewöhnlichen Meinung vom Einfluß der Hieroglyphen auf die Religion entgegengesetzter Gang gewesen seyn.

Da wir hier einmal auf die Hieroglyphen gekommen sind, so wird es nicht undienlich seyn, noch ein paar Worte über eine Vermuthung unsers Verfassers zu sagen, die er S. 15. 16. anbringt, daß die den Obelisken eingegrabenen Figuren von Hundes- und Sperberköpfen, von Sonnen, Schlangen, Vögeln u. s. w. denen Menschen kleine mit Gefässen und Früchten besetzte Tische darreichen, so wie die Egyptischen Hieroglyphen überhaupt einiges Licht erhalten, wenn man sie mit gewissen Erzählungen der Reisebeschreiber von ähnlichen Gebräuchen und Stellungen der Neger, die ihren Fetischen Opfer darbringen, vergleichen wolte. Dieser Gedanke scheint nicht ungegründet zu seyn, wenigstens wäre diese Entziefferungsart der Hieroglyphen je so wahrscheinlich als irgend eine andere und sehr viel wahrscheinlicher als die Hypothese, nach der man in dieser Bilder- und Zeichenschrift hohe und verborgene Weisheit und geheime Wissenschaft suchen will. Zur Bestättigung dieser Vermuthung dient auch, daß unter den an den Wänden eines Indischen in Felsen eingehauenen Tempels eingeschnitzten Bildern, wie sie in Hrn. Niebuhrs Reisebeschreibung im 2ten Th. vorgestellt sind, die alle nach hieroglyphischer Manier gemacht zu seyn scheinen, sehr viele vorkommen, die entweder Geschichte oder Gebräuche solcher Völker andeuten, bey denen diese Zeichenschrift in ihrem ersten Zustande, da sie noch beynahe ganz Mahlerey war, im Schwange ging. Denn wenn gleich, meines Erachtens, das Bedürfniß, Abwesenden seine Gedanken mit zu theilen die Menschen auf das natürliche Mittel der Bilderschrift führen mußte, so konte doch dieselbe, auch nach der Erfindung der Schreibekunst, als eine Art von zierlicherer, ehrwürdigerer und der Mahlerey sich nähernden Auf-

zeichnung von wichtigen Begebenheiten und merkwürdigen bürgerlichen und religiösen Gebräuchen beybehalten werden.

S. 8. Wo man das Andenken der göttlichen Offenbahrung völlig unter ihnen vertilgt findet.

Unser Verfasser verwahrt sich hier, wie an mehreren Stellen, vor dem Verdacht, daß er durch die Behauptung der ursprünglichen Wildheit, Barbarey und Abgötterey fast aller Völker, deren die Geschichte erwähnt, der Mosaischen Erzählung vom ersten Zustande des Menschengeschlechts widersprechen wolle. Freilich, wenn hier ein Widerspruch statt findet, so fällt er nicht unserm Verf. sondern der Profangeschichte überhaupt zur Last; ja man könte sogar sagen, daß die Erfahrung, die uns bis auf den heutigen Tag so viele Völker als wild und barbarisch kennen lehrt, diesen Erzählungen widerspreche. Aber ist dies ein wirklicher Widerspruch? und wie ist er etwa zu heben?

Ob Menschen deren Stammväter eine reinere Erkenntniß von Gott, insonderheit von der Einheit desselben hatten, und nicht nur die zur nothwendigen Erhaltung, sondern auch die zu einiger Bequemlichkeit des Lebens erforderlichen Künste besassen und die Vortheile und Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens aus der Erfahrung kanten, (wie wir uns die der allgemeinen Ueberschwemmung entronnenen Noachiden vorstel-

vorstellen müssen,) ob, sage ich, die Nachkommen solcher Stammväter, durch mancherley Vorfälle auseinandergetrieben und zerstreut, oder in äusserst nachtheilige den Geist nnd Muth unterdrückende Lagen versetzt, alle diese Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Vorzüge ihrer Voreltern allmählig verlieren und endlich ganz verwildern konten, dies ist eine Frage, die sich geradezu weder bejahen noch verneinen läßt, sondern deren Entscheidung allemahl bedingt ausfallen muß. Es komt nämlich dabey theils auf die Umstände und Lagen an, worin wir diese in Unwissenheit und Barbarey verfallenen Menschen versetzen, theils komt es auf die Länge der Zeit an, worin eine solche der gewöhnlichen für wahrscheinlich gehaltenen Entwickelung der Menschheit entgegengesetzte Veränderung soll vorgegangen seyn. Ist die für eine solche Verschlimmerung oder Ausartung angegebene Zeit so kurz, als nach der gewöhnlichen von den meisten angenommenen Hebräischen Zeitrechnung von der Sündfluth bis Abraham verstrichen seyn soll, so müßten wir wohl annehmen, daß durch irgend eine oder mehrere ausserordentliche Revolutionen die Menschen gewaltsam auseinander getrieben und zerstreuet worden, wenn wir uns anders die eingerissene und Ueberhand nehmende Barbarey aus einer Zerstreuung, wie gewöhnlich geschieht, erklären wolten.

Unser Verfasser scheint an zu nehmen, daß die Sündfluth selbst diese ausserordentliche Revolution gewesen sey, dieser soll nämlich die Verwilderung der Menschen bey zu messen seyn, zugleich soll aber auch leztere als ein eigentliches Strafgericht Gottes angesehn werden. Ich muß aber bekennen, daß ich dies nicht verstehe noch zu vereinigen weiß. Daß Menschen,

schen, die aus dem allgemeinen Untergange ihrer Mitbrüder, der ihnen als eine Strafe der Gottlosigkeit und des Frevels derselben bekant war, errettet worden, nun auf das entgegengesetzte Aeusserste verfielen und einen überwiegenden Hang zum ängstlichen Aberglauben hatten, dies läßt sich einigermassen begreifen; aber desto schwerer ist es, zu erklären, wie ihnen die Sündfluth, oder das Andenken an dieselbe einen so gewaltigen Trieb, sich von einander zu trennen, einflössen konte. Eben, weil ihrer so wenig übrig geblieben waren und sie sich als die einzigen Bewohner der weiten wüsten Erde betrachten mußten, eben dies hätte sie ja natürlicherweise desto enger und genauer zusammenhalten müssen, da sie ohnedem eine Familie ausmachten und durch die Bande des Bluts vereint wurden. Nichts kann also unnatürlicher und widersinniger seyn, als der Einfall, gleich nach der Sündfluth die Söhne Noahs sich trennen, einen in Asien bleiben, den Andern nach Afrika und den Dritten nach Europa gleichsam in ein freywilliges Exilium wandern zu lassen. Wenn deren Enkel und Urenkel dieser Geist der Trennung überfallen hätte, so würde auch dies noch unbegreiflich und wunderbar seyn. Der Eifer der Noachiden, sich so ungeheuer weit von einander abzusondern muß uns aber noch seltsamer erscheinen, wenn wir ihn mit der entgegengesetzten Neigung, sich zusammen zu halten vergleichen, welche, nach den gemeinen Vorstellungen, die Menschen vor der Sündfluth in solchem Maasse sollen gehabt haben, daß sie bey der ungeheuern Vermehrung, wozu sie natürlicherweise bey ihrem langen Leben in einer Zeit von siebzehn Jahrhunderten mußten angewachsen seyn, (wenn man auch ihre Anzahl nicht völlig so hoch berechnet, als Hr. Silberschlag in seiner Geogenie) nie

auf

auf den Einfall geriethen, sich in verschiedenen Völkerschaften zu trennen, sondern alle fortfuhren in einer großen Gemeinschaft zu leben, so verschieden auch in ihrer Denkungsart und Gesinnung die beiden Partheien der Kinder Gottes und der Kinder der Menschen seyn mußten.

In der Urgeschichte wird auch nicht der Sündfluth, sondern vielmehr dem Thurmbau zu Babel und der, um denselben zu unterbrechen, von Gott selbst verhängten Sprachenverwirrung die Trennung und Zerstreuung der Menschen zugeschrieben. So abgeneigt auch ein philosophischer Geschichtschreiber immer seyn mag, sich mit dieser wunderbaren Erklärung des seltsamen Phänomens abweisen zu lassen, oder die Mosaische Nachricht von der Sprachenverwirrung im eigentlichen buchstäblichen Sinne zu nehmen, so zeigt sie doch wenigstens an, daß man die Trennung der einen großen Menschenfamilie, die weiten Auswandrungen vom ursprünglichen Wohnsitze, so wie die Entstehung ganz verschiedener Sprachen für so seltsam und ausserordentlich erkant hat, daß man sich nicht getrauete, die Ursache davon anderswo, als in der Zwischenkunft der Gottheit und der gewaltsamen Einwirkung derselben zu suchen. Hieben müssen wir es nun auch wohl bewenden lassen, wenigstens so lange bis wir entweder eine natürliche Ursache dieses frühen Trennungstriebes finden, oder vielmehr in den richtiger, als vorher verstandenen Mosaischen Nachrichten entdecken. Auch das sonst wahrscheinliche Raisonnement des Hrn. Pr. Meiners über diese Materie in seinem Versuche über die Religionsgeschichte der ältesten Völker S. 18. u. s. w. scheint den wunderbaren Absonderungs- und Auswandrungstrieb mehr

voraus

vorauszusetzen, als zu erklären. Denn nur diesen vorausgesetzt, läßt es sich einigermassen begreifen, wie die in die wilden Wälder Germaniens versetzten cultivirten Asiaten den Ackerbau vergessen und Jäger werden konten. Aber was hatte der cultivirte Asiate in den Wäldern Germaniens zu thun, welche Noth trieb ihn dahin, oder was konte ihn versuchen, die angenehmen und fruchtbaren Gefilde seines väterlichen Bodens mit den ungeheuern Waldungen und Wüsteneien zu vertauschen, wo er seinen Ackerbau nicht weiter treiben konte und ihn endlich verlernen mußte? Wenn also, wie der Hr. Prof. annimt, gleich diejenigen Noachiden, die sich von ihrem ersten Wohnsitze wenig oder gar nicht entfernt, nicht in jene barbarische Wildheit versunken, die der erste Anfang aller bekanten Völker gewesen seyn soll, sondern mit dem Grade der Cultur angefangen haben, den Noah und seine Söhne aus der Vorwelt mit herübergebracht hatten, so wird sich dies doch nur von wenigen, wenn überall von einigen, aus sichern Nachrichten beweisen lassen. Einige, die man vorzüglich dahin rechnen mögte z. B. die kleinen Völkerschaften, welche Chanaan bewohnten, zeigen noch späterhin so äusserst rohe und wilde Sitten und einen so abscheulichen und unmoralischen Aberglauben, daß man nur in Rücksicht auf diese Wildheit und Verdorbenheit das äusserst strenge Betragen der erobernden Israeliten gegen diese Völkerschaften einigermassen entschuldigen kann. Was die Egypter betrift, so muß es wenigstens sehr zweifelhaft seyn, ob sie ihre politische Existenz mit einem größern Grade der Cultur, als alle andre Völker angefangen haben; denn daraus, daß sie in spätern Zeiten weder die Erfindung ihrer Künste, noch, wie es damit zu gegangen, noch wem sie ihre Cultur

zu

zu verdanken hatten, aus sichern Quellen an zu geben wußten, scheint, meiner Einsicht nach, nicht zu folgen, daß sie allein hier eine Ausnahme machen und daß jene Künste nicht unter ihnen nach und nach entstanden, sondern daß sie dieselben vermittelst einer undenklichen Ueberlieferung aus der Vorwelt her, besessen hätten. Ihre Künste konten so allmählig erfunden und verbessert und ihre Verfeinerung so unvermerkt fortgerückt seyn, daß sich davon gar keine auffallende Epoche angeben ließ. Alles dies konte in solche Zeiten fallen, wo man noch keine dauernde Denkmale zu errichten und auf die Nachwelt zu bringen verstand, oder vieleicht waren solche Denkmale und Nachrichten wirklich vorhanden, aber mit der Länge der Zeit verlohren gegangen oder unverständlich geworden. Diese nicht unwahrscheinliche Vermuthungen über den ursprünglichen wilden Zustand der Egypter können freilich historische Gewißheit erlangen, wenn man Diodors bekanten Bericht vom ersten Zustande Egyptens, den auch unser Verf. angeführt hat, für eine aus einer ächten Egyptischen Quelle geflossene Nachricht halten könte. Da aber dies Zeugniß manchen erheblichen Einwendungen ausgesetzt ist, so will ich darauf nicht bestehen und nur bemerken, daß ein so grober und äusserst kindischer Thierdienst, als in Egypten herrschte, nicht anders, als unter unwissenden und rohen Menschen und in Zeiten der äussersten Wildheit entweder unmittelbar und aus sich selbst, oder vermöge der Ausartung einer vernünftigen Abgötterey entstehen konte. Nehmen wir hiezu nun noch, daß Egypten in verschiedene Districte, oder Nomen, eingetheilt war, deren Einwohner nicht nur verschiedene, sondern auch einander entgegengesetzte und feindselige Gottheiten verehrten,

daß

daß die Anbeter derselben sich untereinander ebenso haßten, als sich ihre Götter haßten und daß blutige Religionskriege daraus entstanden; so wird es sehr wahrscheinlich, daß die ganze Egyptische Nation, ehe sie ein großes Königreich ausmachte, aus vielen kleinen Völkern bestand, unter denen man nicht mehr Cultur und Aufklärung erwarten darf, als man fast durchgehends in den ältesten Zeiten da antrift, wo die Menschen noch in kleinen zerstreuten Gesellschaften leben. Denn ich glaube, daß man dies in der ältesten Menschengeschichte als einen sichern Grundsatz, der wenig, oder gar keine Ausnahme leidet, annehmen darf, daß die Menschen, so lange sie in solchen kleinen zerstreuten Gesellschaften leben, oder in Horden herumziehen, roh und unwissend sind und so lange ihre Trennung dauert, im Zustande der Wildheit bleiben. Nur, wenn sich mehrere derselben vereinen und durch irgend eine Revolution in einen großen monarchischen Staat zusammengeschmolzen werden, hebt sich Verfeinerung, Cultur und Gesittung an. Wohin wir unsere Blicke richten, finden wir die Bestätigung hievon. Nicht nur die seit den ältesten Zeiten bekanten Länder unsers Welttheils, Griechenland, Italien, Spanien, Gallien, Germanien, wurden in ihrem ersten barbarischen Zustande jedes von mehreren kleinen Völkerschaften bewohnt und alle diese Länder hatten ihre Cultur, oder Befreiung aus der äussersten Barbarey entweder der Errichtung größerer Staaten, oder klügern Ankömmlingen aus cultivirten Staaten zu danken. Eben so fand sichs auch in Amerika, wo wir blos in den beiden größern Staaten, Mexico und Peru, die ersten Ansätze der Cultur und Gesittung, sonst aber durchgehends nur zerstreute Völkerschaften, und bey diesen nur Wildheit und Barbarey finden.

Was

Was den Zeitraum anbetrift, worin sich diese Verwilderung oder bürgerliche und religiöse Verschlimmerung der Nachkommen Noahs soll zugetragen haben, so gewinnt man freilich etwas, wenn man statt des Hebräischen Textes dem Samaritanischen, oder gar der Griechischen Uebersetzung folgt und statt 400, 700, oder gar 1100 Jahre auf den Zeitraum von der Sündfluth bis Abraham rechnet. Um uns die Ausartung der wahren Religion in Abgöttereien aller Art begreiflich zu machen, mögte vieleicht schon die mittlere, noch mehr aber die leztere Zeitrechnung hinreichend seyn. Allein da gegen diese beiden leztern Zeitrechnungen insonderheit vom Hrn. Hofrath Michaelis beträchtliche Einwendungen gemacht sind, gegen die sie sich vieleicht nicht retten lassen, so müßten wir zwar dieses Auskunftsmittel aufgeben; aber was uns dieser berühmte Gelehrte mit der einen Hand nimt, das giebt er uns mit der andern wieder, indem er es in dem Schreiben an Hrn. Schlözer, die Zeitrechnung von der Sündfluth bis auf Salomon betreffend, (im 5ten Stücke des ersten Jahrganges des Göttinger Magazins der Wissenschaften und Litteratur) wahrscheinlich zu machen sucht, daß wir über die Periode, warum es uns hier zu thun ist, in der ältesten Urkunde gar keine eigentliche Zeitrechnung finden und daß die Genealogien der Erzväter und die zusammengerechneten Lebensjahre derselben, worauf sich die Chronologie gründen soll, dazu nicht gebraucht werden können, weil in diesen Geschlechtsregistern wahrscheinlich mehrere Glieder ausgelassen sind. Man darf also dieser Auslassungen nur so viele annehmen, als nöthig ist, um dem Hange des menschlichen Geistes und Herzens zum Aberglauben einen genugsam weiten Spielraum zu verschaffen, so leidet die Ausartung der rei-

nern Erkenntniß desto weniger Schwierigkeit, wenn man zugleich bedenkt, daß der Glaube der Noachiden an die Einheit Gottes entweder gar nicht auf dem sichern und festen Grunde einer richtigen und genauen philosophischen Erkenntniß und Ueberzeugung ruhete, oder bald zu ruhen aufhören mußte und gar keine andere Stützen, als Traditionen und menschliches Ansehen haben konte. Wie wenig aber diese schwachen Stützen dem einbrechenden Strome des Aberglaubens und der Vielgötterey widerstehen konten, das sehen wir an den Israeliten. Diese wurden nicht nur durch das Ansehen alter Traditionen von dem Gotte ihrer Väter, sondern auch durch ein mit allem möglichem Ernste abgefaßtes, mit der größten Feierlichkeit bekant gemachtes und mit den strengsten Strafen verknüpftes Staatsgesetz von der Vielgötterey zurückgehalten, und doch — verfielen sie ohne Unterlaß in alle Gräuel derselben. Freilich trug das verführerische Beyspiel der abgöttischen Völker, die sie um sich sahen und mit denen sie Umgang hatten, vieles hiezu bey; allein es ist doch unleugbar, daß dies Beyspiel nicht so viel über sie würde vermogt haben, wenn ihr Verstand durch wahre Erkenntniß dagegen verwahrt gewesen wäre, und ihr Herz nicht einen überwiegenden Hang zur Vielgötterey gehabt hätte. So wenig sie aber einer reinen philosophischen Erkenntniß der Gottheit und der Natur in dem kindischem Alter des Menschengeschlechts und in ihrer damaligen Lage fähig waren, so wenig diese reinere Erkenntniß auch in dem erwachsenen Zeitalter, wo das Licht der Wissenschaften am hellsten und ausgebreitetsten scheint, jemals das Antheil des großen Haufens seyn kann, so wenig dürfen wir auch dieselbe bey dem aus der allgemeinen Ueberschwemmung geretteten Häufgen

gen und den nächsten Nachkommen desselben voraus=
setzen. Wo wir aber Unwissenheit und kindische Gei=
stesschwäche finden, da müssen wir auch eine auf man=
nigfaltige Art verfälschte und verderbte Religion er=
warten. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß
davon Abgötterey in allen ihren verschiedenen Gestal=
ten und Abstuffungen eine unvermeidliche Folge seyn
wird, wofern nicht wirksame Gegenanstalten getroffen
werden d. i. wofern nicht entweder durch obrigkeitli=
ches Ansehen und bürgerliche Gewalt, durch Bestel=
lung gelehrter Religionslehrer, durch Anordnung eines
öffentlichen Gottesdienstes, woran alle Bürger theil=
nehmen, durch Fürsorge für Religionsschulen, mit
einem Worte, durch vereintes Bemühen der Obrig=
keit und der Religionsdiener, der Glaube, oder we=
nigstens das Bekenntniß eines einzigen vollkommen=
sten Geistes und höchsten Weltregierers aufrecht erhal=
ten wird. *) Wo es an diesen Gegenanstalten ganz

*) Man mache mir nicht aus der Erscheinung der Abra=
hamiten in Böhmen einen Einwurf. Es ist wahr,
daß diese Deisten weder durch philosophische Kennt=
nisse, noch durch einen öffentlichen Gottesdienst, noch
durch irgend eine von den Anstalten, wodurch mei=
ner Meinung nach der Theismus unter philosophi=
schen Layen aufrecht erhalten werden muß, in ihrem
von aller beygemischten positiven Religion rein seyn
sollenden Glauben an den einen wahren Gott unter=
stützt wurden; allein sie hatten doch bisher an dem
christkatholischen Gottesdienst theilgenommen, wozu
das Bekenntniß von der Einheit Gottes auch gehörte
und ihnen folglich immer in Anerinnerung gebracht
wurde, aber eben wegen der ihnen verhaßten Bey=
mischungen des päbstlichen Aberglaubens mußte ihnen
die vernünftigere reinere Erkenntniß Gottes desto
wichtiger werden. Nimt man nun noch dies hinzu,
daß

oder zum Theil fehlt, da wird die Volksreligion auch bey den aufgeklärtesten Nationen und Zeiten sich bey dem vornehmen und geringen Pöbel nach Verhältniß in Aberglauben, Zauberey und endlich in eigentliche Abgötterey verlieren.

daß sie unter dem Drucke lebten und ihren Glauben sorfältig verbergen mußten, so mußte er ihnen als ein geheimer Schatz eben darum immer theurer und werther werden. Sonst gestehe ich gerne, daß ich diese Böhmischen Deisten als eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes ansehe Nur wünschete ich, daß wir von ihnen noch genauere und authentischere Nachrichten hätten.

S. 96. **Ezechiel unterscheidet bey seiner Beschreibung der in dem Tempel des wahren Gottes von den Hebräern begangenen Gräuel deutlich die vier falschen Religionen, die zu seiner Zeit im Morgenlande gangbar waren.**

Die Beschreibung des Propheten Ezechiels (Cap. 8.) von den verschiedenen Arten der Abgötterey, die zu seiner Zeit unter seinem Volke im Schwange gingen, ist in mancher Absicht merkwürdig. Man bemerkt deutlich, wie auch unser Verf. anzeigt, vier Arten derselben. Die drey leztern Arten sind leicht zu erklären, aber was durch die erste zu verstehen sey, nämlich durch das verdrießliche Bild, wie es Luther übersetzt hat, läßt sich nicht so leicht bestimmen.

Was

Was unser Verf. für eine Abgötterey darunter verstehe, darüber erklärt er sich nicht deutlich. So viel sieht man wohl, daß er den Bilderdienst darunter verstanden, wie aber dieser von dem folgenden, welches gewissermassen auch ein Bilderdienst war, verschieden gewesen, davon läßt sich bey dem Mangel aller historischen Nachrichten nichts gewisses ausmachen. Vieleicht solte es den Baal, oder irgend eine andere Phönizische Gottheit vorstellen, von denen man vermuthlich schon damals in menschlicher Gestalt, wiewol nach Orientalischer Manier, Bildnisse zur Anbetung aufstellte. Allein gegen diese Vermuthung macht Hr. Hofrath Michaelis in seinen Anmerkungen zur Bibel die nicht ungegründete Einwendung, daß, fals dieses Bild irgend einen heidnischen Abgott vorstellen solte, nicht füglich hätte können gesagt werden, daß der Prophet noch größere Gräuel sehen solte, man müsse also annehmen, daß dieser Bilderdienst die erträglichste von allen Abgöttereien gewesen sey und so sey es wahrscheinlich, daß dies Bild den Jehovah selber habe vorstellen sollen. Aber was es für ein Bild gewesen, unter welchem man den Jehovah vorstellen wollen, darüber erklärt er sich nicht. Vieleicht wäre es in diesem Falle kein anders gewesen, als die Ochsengestalt, woran die abgöttischen Israeliten schon von der Wüste her gewöhnt waren, oder der Kälberdienst, der im Israelitischen Königreiche immer fortgedauert hatte. Dies konte ganz eigentlich das Bild der Eifersucht genant werden, der Vorstellung gemäß, die Moses und die Propheten insonderheit von dieser Abgötterey machen, als wenn Jehovah dadurch zur Eifersucht gereitzt worden. Allein gegen den ganzen Grund des Hrn. Michaelis läßt sich wieder erinnern, daß es überhaupt schwer hält, die

Gradation in der Abgötterey, oder die immer größern Gräuel, die der Prophet sehen solte, hier zu bemerken. Wenn wir nach unsrer Empfindung und moralischem Geschmacke urtheilen sollen, so war wohl das zweite Gesicht, da der Prophet in abgesonderten Cammern allerley Bildnisse von Gewürmen und vierfüßigen Thieren, alle Gräuel und Unreinigkeiten der Israeliten auf der Wand abgebildet sahe, denen die Aeltesten Israels Rauchopfer brachten, bey weitem die schändlichste und für die Menschheit erniedrigendste Abgötterey. Ohne Zweifel war dies eine Nachahmung, oder Modification des gröbsten Egyptischen Thierdienstes, der, wie ich oben angemerkt habe, aus dem Gebrauch der Hieroglyphen mogte entstanden seyn. Die hierauf dem Propheten gezeigte Abgötterey war Heroendienst. Darauf brachte er mich, heißt es nach der Uebersetzung des Hrn. Hofr. Michaelis, an das mitternächtliche Thor des Tempels Jehovens, wo Weiber sassen und den Thammus beweinten. Wer dieser Thammus gewesen, läßt sich mit völliger Gewißheit zwar nicht bestimmen, aber es ist doch wahrscheinlich, daß es eben der schöne von der Venus geliebte Jüngling gewesen, der bey den Griechischen Dichtern den Nahmen Adonis führt, (dessen Tod insonderheit Bion und Moschus so wehmüthigschön gedichtet und beklagt haben) wie auch der Hr. Hofr. M. und unser Verf. annimt. Wenigstens war Adonis der Sage nach der Sohn eines Phönizischen Königes, Cyniras, und seine Vergötterung und sein Dienst waren Phönizischen Ursprungs. Es mag indessen dieser Thammus mit dem Adonis ebenderselbe, oder ein anderer Held gewesen seyn, so können wir hier doch bey Gelegenheit anmerken, daß die beym Propheten vorkommende

Erwäh-

Erwähnung einer sich auf ihn beziehenden Abgötterey es ausser Streit setzt, daß die Phönizier bereits in den ältesten Zeiten Menschen, oder Helden vergötterten. Hieraus scheint nun auch zu folgen daß sie den Griechischen ähnliche Mythologien müssen gehabt haben, indem bey diesem Götzendienste, der darin bestand, daß Weiber den Thammus beweinten, eine fabelhafte Geschichte oder Mythologie desselben zum Grunde liegt. Wir dürfen also weder den Heroendienst überhaupt, noch Mythologien nach Griechischer Manier, die sich auf diesen Dienst bezogen, für eine den Griechen eigenthümliche Erfindung und für ein solches Merkmahl ihrer Religion halten, wodurch sie sich als die Religion eines nichtoriginalen Volkes von der Religion anderer Völker, die wenigstens in Ansehung ihrer original waren, unterschieden: denn wir finden beides, Heroendienst und Mythologie schon zu den Zeiten Ezechiels im Morgenlande.

Doch wieder auf das Vorhergehende zu kommen, so fällt es in die Augen, daß dies Klagen der Weiber über den Tod des Thammus kaum ein so abscheulicher, noch weniger aber ein gräulicherer Götzendienst gewesen, als die Verehrung und Beräucherung geschnitzter Bilder von Gewürmen und vierfüßigen Thieren, wofern wir nicht etwa annehmen mögten, daß mit dem Dienste des Thammus unsittlichere und schamlosere Ausschweifungen verknüpft gewesen, die ihn zu einem größern Gräuel, als den dümmsten Thier- und Fetischendienst gemacht hätten. Diese Voraussetzung ist nicht ganz unwahrscheinlich, wenn dieser Thammus oder Adonis für den Geliebten der Venus gehalten wurde: denn so konte sein Gedächtniß und sein Fest nicht wohl gefeiert werden, ohne daß man an den schändlichen Mysterien dieser Göttin theilnahm.

Die vierte Art der Abgötterey, die dem Propheten gezeigt ward, war der Sonnen- und Gestirnedienst, oder der Sabäismus. Hierauf, heißt es nach Hrn. Michaelis Uebersetzung, brachte er mich in den innern Vorhof des Tempels. Hier standen vor der Thüre des Tempels zwischen dem Vorgebäude und Altare fünf und zwanzig Männer den Rücken zum Tempel und das Gesicht gegen Morgen gewandt und beteten die Sonne an. Es muß uns billig befremden, daß dieser Sonnendienst von allen vier Arten der Abgötterey für die ärgste und für das größte Gräuel erklärt wurde, da doch sonst die Vergötterung der Sonne, wie es scheint, nicht mit Unrecht für die verzeihlichste und vernunftmäßigste Abgötterey gehalten wird, daher man auch den alten Persern, welche ihre Gottheit unter dem Symbol der Sonne und des Feuers anbeteten, die Ehre zu erweisen pflegt, sie für die vernünftigsten, wenigstens erträglichsten Abgötter der alten Welt zu halten. Diese Schwierigkeit will Hr. Michaelis folgendermassen heben. „Die Sache, sagt er in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle, „wor„in die Anbeter der Sonne es ärger machen als alle „übrige und um welcher willen gesagt wird, sie be„gingen noch größere Gräuel, ist die offenbare Ver„achtung des Tempels und des Gottes, dem er heilig „ist, im Tempel selbst: den Rücken kehren sie dem „Tempel zu und das Gesicht der aufgehenden Sonne. „Vieleicht besteht noch ein Stück des Aergern darin, „daß dies ein weit aus dem entfernten Orient mit einer „Art von Wahnwitz auf fremde Götzendienste gehol„ter Götzendienst ist, denn im folgenden werden wir „sehen, daß mit diesem Anbeten der Sonne Zerdusch„tische oder Persische Gebräuche verbunden sind, die

„der

„der götzentolle Aberglaube in entfernten Ländern auf=
„suchte.“ Allein diese von dem gelehrten Manne angegebenen Gründe, warum der Sonnendienst für die ärgste Abgötterey erklärt wird, scheinen nicht genugthuend zu seyn, denn der Umstand, daß die Sonnenanbeter den Rücken zum Tempel und das Gesicht gegen Morgen gewandt hatten und also durch diese Stellung eine offenbare Verachtung des Tempels und des Gottes, dem er heilig war, an den Tag legten, konte blos daher rühren, daß der Stand der aufgehenden Sonne eine solche Stellung erforderte und dann mußten ja alle Abgöttereyen, so gut als diese, für eine thätige Lossagung vom Dienst des Jehovah angesehen werden, und konten mit demselben entweder ebensowenig, oder ebensogut bestehen, als dieser Sonnendienst. Hr. Michaelis hält denselben für Persisch und findet in seinem Persischen Ursprunge einen neuen Grund, warum dieser Götzendienst für das größte Gräuel ausgegeben ward, insofern er nämlich so weit hergeholt und bey einem so entferntem Volke von den Israeliten aufgesucht ihre unersättliche Begierde nach immer neuen Götzen und neuen abgöttischen Ceremonien bewies. Es ist nicht zu leugnen, daß die in der Beschreibung des Propheten erwähnten Reiser, welche die Sonnenanbeter vors Gesicht hielten, die Persische Abkunft und Beschaffenheit dieses Götzendienstes an zu zeigen scheinen, wie Hr. Michaelis anmerkt, indem er aus Anquetils Reisen anführt, daß noch heutigen Tages die Parsen unter ihren Heiligthümern Bündel Reiser haben, die sie in ihrer Sprache Barsim oder Beresim nennen und vor das Gesicht und dem Feuer entgegen halten. Aber eben diese Persische, folglich reinere und vernünftigere, Beschaffenheit des Sonnendienstes ver=

größert die obgedachte Schwierigkeit und der angegebene Grund, daß dieser Götzendienst so weit hergeholt worden, ist gleichfals wol etwas weit hergeholt und zu künstlich. Solten wir nicht vieleicht annehmen dürfen, daß diese Verehrung der Sonne, wenn schon vieleicht Persischen Ursprungs und mit dem Persischen Sonnendienst etwas verwandt, unter den Israeliten durch Vermischung und Zusammenschmelzung mit dem abscheulichen Dienste Molochs, der von jeher und noch unter den lezten Königen von Juda im Schwange ging, zum größten Gräuel ausgeartet sey? *) Es ist dies freilich eine blosse Vermuthung, die

*) Wie übrigens eine so unschuldige und unschädliche Abgötterey, als der Sonnendienst bey den alten Persern gewesen zu seyn scheint, bey andern Völkern z. B. bey den Ammonitern und vermöge der Nachahmung auch bey den Israeliten eine so barbarische Natur und so grausame Gebräuche bekommen konte, davon treffen wir wenigstens ähnliche Beyspiele unter den Amerikanischen Völkern an. Robertson erwähnt in seiner Geschichte von Amerika zweier Völker, die beide Sonnenanbeter waren, nämlich der Stamm von Natchez und das Volk von Mogota. Beide waren sowohl in ihren Religionsbegriffen, als in ihrer Staatsverfassung weiter gekommen, als die andern rohen Amerikanischen Völker. Der Sonnendienst der erstern aber stimmte mit eben diesem Dienste, so wie er unter den alten Persern herrschte, auf eine bewundernswürdige Weise überein und war eben so wenig mit barbarischen Gebräuchen und grausamen Opfern verbunden. Hingegen unter dem Volke von Mogota, denen die Sonne und der Mond ebenfals zu Hauptgegenständen des Gottesdienstes dienten, war das Religionssystem regelmäßiger und vollständiger, aber nicht so rein, als der Natchez ihres. Sie hatten Tempel, Altäre, Priester, Opfer und

eine

die aber dadurch einige Wahrscheinlichkeit erhält, daß man bey den alten den Moloch, der eigentlich ein Ammonitischer Götze war, für die Sonne gehalten hat, womit auch sowol der Nahme desselben, als die abscheulichen Opfer, die man ihm durch Verbrennung der Kinder darbrachte, etwas übereinstimmen. Er hieß Moloch, oder der König des Himmels, ein Nahme, der sonst auch der Sonne, als dem Könige des Himmels, gegeben wird. Daß man aber schon frühe angefangen, allerley Gottesdienste, insonderheit wenn, wie hier der Fall ist, der Gegenstand einer und ebenderselbe ist, mit einander zu vermengen, ist eine bekante Sache. Es würde sich hieraus also nicht nur erklären lassen, theils warum der Sonnendienst als die abscheulichste Abgötterey angesehen worden, theils warum in dieser Aufzählung aller unter den Israeliten herrschenden Abgöttereyen grade der verruchteste Götzendienst, der so sehr unter ihnen eingerissen war, und ihnen von ihren Propheten so oft vorgeworfen ist, ausgelassen worden.

---

eine Menge von Ceremonien, allein ihre Gottesdienstlichen Gebräuche waren grausam und blutdürstig, sie opferten ihren Göttern Menschen und viele von ihren Gebräuchen waren den barbarischen Verfassungen der Mexicaner (und wir können hinzusetzen, auch denen der ehemaligen Ammoniter) sehr ähnlich. Roberts. Ges. v. A. 1ster Band. S. 447. u. s. w.

S. 131. Die daher schliessen wollen, daß die Gallier bey dem allen nichts als die geistige Religion eines einzigen Gottes gehabt haben, ein Begriff, den man bey Wilden nirgends in seiner Reinheit findet u. s. w.

Nicht nur bey den Galliern, sondern auch bey den alten Deutschen und vielen andern Völkern hat man die Entdeckung machen wollen, daß sie nur Einen höchsten Gott verehrt haben und daß Abgötterey und Vielgötterey nichts, als später eingerissene Verderbnisse gewesen. Diese Meinung hat an einen unserer gründlichsten und scharfsinnigsten Philosophen einen Vertheidiger gefunden. Hr. Prof. Eberhard nämlich hat sich in seiner neuen Apologie des Socrates 1ster Band. S. 214. u. s. w. die Mühe gegeben, nicht nur die Zeugnisse älterer und neuerer Gelehrten für diese Rechtgläubigkeit einiger heidnischen Völker zu sammlen, sondern auch dieselben durch philosophische Gründe zu unterstützen gesucht. Ich bin aber der Meinung, daß er die Religion der alten Völker zu günstig beurtheilt, und daß er den gelehrten Männern, denen er hierin folgt, einem Cudworth, Hyde und Jablonski mehr Ansehen eingeräumt, als sie verdienen, und als er selbst ihnen würde zugestanden haben, wenn er die gelehrten und gründlichen Untersuchungen, die der Hr. Prof. Meiners sowohl in seinem schon oft angeführtem Versuche über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, als auch in seiner Historia de vero Deo, (einem Hauptbuche in dieser Materie) den Behauptungen jener drey gelehrten Männer entgegengesetzt hat, hätte vergleichen können.

Ich

Ich könte also meiner Neigung, auch den Anschein zu vermeiden, als wolte ich einem Manne widersprechen, den ich nicht nur als Weltweisen, sondern auch als meinen Freund so sehr verehre und hochschätze, nachgeben, und ohne selbst etwas zu erinnern, meine Leser auf die ebengenanten Schriften des Hrn. Pr. Meiners verweisen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Hr. Pr. Eberhard, der gerne Gegengründe hört, auch die geringe Nachlese, die mir in Ansehung seiner historischen Gründe für seinen Hauptsatz übrig gelassen ist, und das Wenige, das ich zur Prüfung seiner zur Unterstützung derselben vorgetragnen philosophischen Hypothese vorbringen kann, als mein und der Wahrheit Freund beurtheilen wird.

Hr. Pr. Eberhard findet zuerst in der Bemerkung, daß die Anzahl der heidnischen Götter sich mit dem Fortgange der Zeit immer vermehrt haben, einen Grund für die Behauptung, daß die Menschen von der Anbetung Eines Gottes ausgegangen und nach und nach erst in den Aberglauben der Vielgötterey gefallen sind. Allein, wenn wir es sonst nicht wüßten, daß die Religion der Stammeltern des menschlichen Geschlechts der Theismus gewesen sey, so würde meiner Einsicht nach diese an sich richtige Bemerkung es nicht beweisen können, da wir finden, daß es noch jetzt so ganz rohe und unwissende Völker giebt, daß sie ohne einige Spur von Religion noch nicht einmal bis zur Abgötterey gekommen sind. Hieraus nämlich können wir schliessen oder wenigstens vermuthen, daß, um nur ein Abgötter zu werden ein gewisser Grad von Aufklärung und Cultur erfordert werde, und daß so, wie dieser bey einem Volke anhebt und fortgeht, wenigstens bis auf einen gewissen

Punkt,

Punkt, sich die Zahl seiner Gottheiten vermehren müsse. Die ersten Römer bey der Gründung ihres Staats gingen gewiß nicht von der Verehrung Eines Gottes aus, und doch vermehrte sich, wie bekant genug ist, die Zahl ihrer Götter immer mehr und mehr, sie erhielten unter dem Numa weit mehrere, als sie unter dem Romulus hatten und unter dem August wieder mehrere, als sie je vorhin besessen hatten. Die alten Pelasger hatten bey weitem eine so ausgebildete Theologie und ein so zahlreiches Heer von Göttern nicht, als die Griechen zu Homers Zeiten, und doch waren diese Pelasger so wenig reine und wahre Theisten, als es die heutigen Nordamerikanischen Wilden sind.

Ob die Mosaische Geschichte, wie Hr. Pr. E. dafür hält, beweise, daß bis auf die Zeit des Aufenthalts der Familie Jakobs in Egypten, in der ganzen Welt, diese oder jene einzelne Familie ausgenommen, keine Spur vom Götzendienste gewesen und ob an dem Hofe Pharaos und Abimelechs derselbige Gott verehrt wurde, den Abraham anbetete, dies kann noch in Zweifel gezogen werden. Zwar fehlt es nicht an Anzeigen, die diese Voraussetzung begünstigen, wohin ich insonderheit rechnen mögte, daß Abraham zu Salem einen König fand, den er zugleich für einen Priester des höchsten Gottes erkante, ihm den Zehenden von der Beute gab und sich von ihm segnen ließ. — Aber zweifelhafter ist es, ob an dem Hofe Pharaos und Abimelechs eine gleiche Rechtgläubigkeit herrschte, wenigstens läßt es sich aus dem Vorfall, den Abraham mit diesen beiden Königen hatte, nicht mit Sicherheit schliessen. Was vom Pharao gesagt wird berechtigt uns nicht, zu glauben, daß er den

Jehovah

Jehovah für den höchsten Gott erkant und verehrt habe; es wird nichts weiter gesagt, als Gott habe ihn gestrafet — und dies mag vieleicht anders nichts heissen, als, er hat nach der Wegnahme der Sarah allerhand Unfälle erfahren. Was den zweiten Fall betrift, so kann dem Abimelech der Gott Abrahams allererst durch den bedeutenden Traum, darauf er sich bezieht, bekant geworden seyn, ohne, daß man annehmen darf, daß derselbe schon vorher von diesem Könige erkant, noch weniger aber ausschliessungsweise verehrt worden; denn daß man den Jehovah für einen Gott halten, oder von ihm, als einen Gotte reden, und nebenbey doch andere Götter haben konte, das beweiset das Beyspiel Labans, der von einem Gotte Jakobs redet und doch Götzen hatte, die ihm seine Tochter stahl. Wenigstens muß Abraham dies nicht gewußt auch nicht vermuthet haben, sonst hätte er nicht ausdrücklich gesagt: ich dachte, vieleicht ist keine Gottesfurcht an diesem Orte; und überhaupt würde er sich dieser seltsamen Vorsicht, sein Weib für seine Schwester aus zu geben, um nicht um derselben willen ermordet zu werden, nicht bedient haben, wenn er gewußt hätte, daß er unter lauter Verehrern des wahren Gottes herumziehe. — Ohnedem war ja Abraham selbst, wie Paulus sagt, ein Götzendiener gewesen und mußte aus Ur in Chaldäa, seinem Vaterlande, wegen der daselbst eingerissenen Abgötterey auswandern. Laban, der Syrer, ein naher Anverwandter der rechtgläubigen Familie, hatte seine Götzen, die Theraphim, die ihm das geliebte Weib des Theisten Jakobs stahl. Als Joseph erster Staatsbedienter in Egypten ward, so gab es daselbst schon einen angesehenen, mächtigen und landbegüterten Priesterorden, mit dem er sich durch seine

Heyrath

Heyrath' verband und dessen Aecker er nicht so, wie die Felder aller andern Egypter für den König kaufen und zu dessen Domänen schlagen konte — und diese Priester waren doch wohl unmöglich Priester des Einen wahren Gottes.

Um eben dieses Umstandes willen ist es nun auch nicht wahrscheinlich, daß die Verehrung dieses Einen Gottes je die allgemeine Volksreligion in Egypten gewesen, so wenig es glaublich ist, daß fals der reine Theismus ursprünglich dort die herrschende Religion gewesen, derselbe, und noch dazu in so kurzer Zeit, in den schnöden Thierdienst hätte ausarten können. Wenn also auch das, was in der angeführten Stelle der neuen Apologie des Socrates von einer frühen und ursprünglichen Bekantschaft des höchsten Gottes unter dem Nahmen Kneph bey den Egyptern, nach Jablonskis Vorgeben, behauptet wird, als historisch richtig zugestanden würde; so würde es höchstens nur beweisen, daß der wahre Gott in Egypten einigen wenigen Weisen und Gelehrten nicht unbekant gewesen sey woraus sich aber für den Volksglauben und die allgemeine Landesreligion nichts schliessen läßt.

Eben so unsicher und zweifelhaft dürfte bey einer genauen Prüfung auch der vom Hyde entlehnte Beweis für die Reinigkeit der Religion der alten Perser erscheinen. Wie es auch mit ihrer Theologie vom Mythras, Ormasdes und Orimanes mag beschaffen gewesen seyn, so waren alle diese Theorien doch wohl nur gelehrte Erklärungen des Sonnen- und Feuerdienstes, Spitzfindigkeiten grübelnder Köpfe, nicht die Religion des großen Haufens. Daß diese wahre Abgötterey gewesen, sehen wir, wenn auch sonst keine

Zeug-

Zeugnisse oder Beweise darüber vorhanden wären, schon aus der oben erläuterten Stelle des Propheten Ezechiels, wo nämlich ein Sonnendienst, der entweder aus Persien entlehnt, oder wenigstens mit dem Persischen nahe verwandt war, für die gräulichste Abgötterey erklärt wird.

Was die Religion der Hindoos anbetrift, so herrscht in den Berichten die uns Holwel und Dow und neuerlich Sonnerat davon ertheilt haben, so viel Verwirrung und Dunkelheit, daß sich ausser dem auffallenden Resultat von der wirklich ausgeübten und herrschenden Abgötterey, wenig gewisses und zuverläßiges von der geheimen Lehre der Bramanen herausfinden läßt. Niemand hat die ältesten heiligen Bücher derselben, die so erhabene und reine Lehren von der Gottheit enthalten sollen, gesehen, Niemand kann sie verstehen; die ältesten sollen verlohren gegangen seyn, wenigstens besitzen die Bramanen selbst sie nicht mehr, und die noch vorhandenen spätern oder verfälschten enthalten nebenher den dümmsten Aberglauben. So viel, glaube ich, mag gewiß seyn, daß die Bramanen einige Erkenntniß von Einem höchsten Gotte vielleicht seit undenklichen Zeiten unter sich gehabt haben, wenigstens führen sie in ihrem Symbol, welches Sonnerat mitgetheilt hat, eine sehr anständige und erhabene Sprache von Einem höchsten Gott. Bey dem allen sind sie selbst entweder die abergläubigsten oder arglistigsten Beförderer einer groben und schändlichen Abgötterey, behalten ihre richtigere Erkenntnisse und Ueberzeugungen, wofern es anders auch für sie wahre Erkenntnisse und Ueberzeugungen sind, sorgfältig vor sich, und es hat gar nicht das Ansehen, als ob je die reine Lehre ihres Symbols die Volksre-

ligion ausgemacht habe, ja sie bekennen es in demselben, daß sie es für unmöglich halten, den reinen Theismus dem Volke faßlich und annehmlich zu machen.

Daß die Sabier einen höchsten Gott verehrten und doch dabey Vielgötter waren, darüber dürfen wir uns nicht wundern. Waren sie diejenige Secte, welche die Gestirne oder das Himmelsheer anbetete, so war es wohl natürlich, daß sie der Sonne den obersten Platz einräumten und sie für die höchste Gottheit hielten. Eben so wenig beweiset der Umstand, daß die Celten an einen höchsten Gott, der Theut und nach der Zeit Wodan Hudan genant wurde, für ihre Rechtgläubigkeit. Hielten nicht die Griechen und Römer ihren Zevs und Jupiter auch für den höchsten Gott, nanten sie ihn nicht auch den Vater der Götter und Menschen und kanten diese Völker von ihrem Theut oder Wodan eine würdigere Sprache führen, als Horaz von seinem Jupiter führt?

Ob es endlich, wie Hr. Pr. E. behauptet, jetzt völlig ausgemacht sey, daß die Schüler des Confutse unter ihrem Tien und Changti einen höchsten Weltregierer verstehen und der Streit, der hierüber zwischen den Bettelmönchen und Jesuiten ehemals geführt worden, nun völlig zum Vortheil der leztern entschieden sey, mag immer dahin gestellt seyn; es folgt aber daraus nicht, weder daß die Volksreligion der Sineser etwas anders gewesen noch jetzt sey, als grobe Abgötterey, noch daß selbst die Religion der Aufgeklärtern, und der Mandarinen ein ganz reiner durch keine abergläubige Verehrung des Confutse verfälschter Theismus sey. Aber gesetzt man finde auch unter den Schülern des Confutse reinen Theismus,

so

so zeigt selbst der Ursprung desselben von einem erleuchteten Weisen, daß er weder die ursprüngliche Lehre noch die allgemeine Volksreligion unter den Sinesern je ausgemacht, so wenig, als man in dem Falle, wenn es dem Socrates geglückt hätte, von seinen Schülern eine Secte von Theisten bis auf die spätesten Zeiten zu stiften, behaupten konte, daß dieser Theismus die erste und ursprüngliche Religion der Griechen gewesen.

Hr. Pr. Eberhard sucht hienächst den historischen Gründen für die Rechtgläubigkeit der ältesten Völker durch psychologische Gründe zu Hülfe zu kommen, und trägt darüber eine Hypothese vor, die, wie alles was er schreibt, die Aufmerksamkeit und Prüfung der Denker verdient, wenn er sie gleich selbst schon solte aufgegeben haben, wie ich daraus vermuthe, daß er derselben im zweiten Bande der neuen Apologie des Socrates bey eben dieser Materie nicht erwähnet und so gern ich auch derselben einen geschicktern und wichtigern Prüfer gewünscht hätte. Der scharfsinnige Weltweise bemüht sich, begreiflich zu machen, daß der rohe, aber unverdorbene, Beobachter der Natur vermittelst einer wenig aufgeklärten Empfindung zuerst auf den Glauben an einen höchsten Urheber des Weltalls verfallen müsse. „Anfangs," sagt er, „besteht „alle Religion bey dem Menschen in einem gewissen „undeutlichem Gefühl einer ersten Ursache. Diese „erste Orphische Religion ist schon da, wenn der Mensch „anfängt, auf einzelne Naturbegebenheiten aufmerksam zu werden und ihre Ursachen zu erforschen" — Und an einer andern Stelle heißt es: „Die Lehre „von der Einheit Gottes hat ihre ganze Ueberzeugung „von einer weniger aufgeklärten Empfindung, die bey

„gewissen Veranlassungen leicht verschwinden kann. „Alsdenn fängt der Mensch an, die Gottheit in meh„rere Theile zu zerstücken, und wenn hiezu einmal der „Anfang gemacht ist: so läßt sich kein Ziel angeben, „wobey der irrende Verstand nothwendig stille stehen „müßte. Dies ist überhaupt der Zirkel der mensch„lichen Meinungen, man geht von einer dunkeln Ein„pfindung aus und komt, indem man anfängt, diese „dunkeln Empfindungen in ihren einzelnen Theilen „klarer zu machen, auf mannigfaltige Irrthümer, die „nur erst ein anhaltender Fleiß mit dem Fortgang der „Zeit verbessern kann. Und so ist es der Erkenntniß „Gottes unter den Menschen ebenfals gegangen. Sie „fängt mit einem allgemeinen, unerklärbaren, schau„erlichen Gefühl von einer höchsten Ursache der sicht„baren Natur an, deren Anblick einen lebhaften aber „undeutlichen Eindruck auf den rohen Menschen macht. „Indem er anfängt, auf einzelne Theile seine Auf„merksamkeit zu heften, so ist er gleich fertig, für be„sondere einzelne Fälle besondre schaffende und regie„rende Ursachen an zu geben.“ Neue Apol. d. Socr. S. 214. und 233. 234.

Diese Erklärung, wie der rohe und unwissende Naturmensch blos durchs Gefühl die Einheit der höchsten Ursache der Natur entdecken und wahrnehmen könne, läßt verschiedene mir nicht unwichtig scheinende Zweifel übrig. Sie setzt voraus, daß dem Wilden eine solche Uebersicht des Weltalls möglich sey, vermöge deren er sich dasselbe als ein zusammenhängendes Ganze klar vorstellen könne. Denn kann er dies nicht, sondern sieht er alles als getrennt und jeden Gegenstand als für sich bestehend an, wie wird er sich von einem allgemeinen System der Dinge einen

sinnlichen

sinnlichen Begrif machen und wie weit weniger wird er sich zu dem so schweren abgezognen blossen Verstandesbegriff von Natur erheben können? Schwerlich läßt sich irgend eine Lage denken, worin er das Weltall einigermassen überschauen und von dem Ganzen einen schauerlichen Eindruck erhalten könte. Wohin er sieht, bemerkt er Individua und der prächtigste Schauplatz in der Natur, der Anblick des gestirnten Himmels, kann ihn gewiß nicht vermittelst eines unaufgeklärten Gefühls auf die Idee eines zusammenhängenden Ganzen führen. Es hat Jahrtausende erfordert, ehe der menschliche Scharfsinn und Beobachtungsgeist das Sternenheer in ein solches System gebracht hat, das sich an den prüfenden Verstand rechtfertigte. —

Man kann ferner mit Recht zweifeln, ob in dem geringen Vorrath von klaren Begriffen, die der rohe Mensch besitzt, der Begriff eines eigentlichen Urhebers. oder eines solchen, der ein Ding vom Nichts zum Daseyn gebracht, an zu treffen sey. Wir finden wenigstens diesen Begriff bey keinem der alten Philosophen in seiner Genauigkeit und Reinigkeit. Substanzen, die sich entweder gar nicht, oder immer auf einerley Weise verändern, scheinen ihm gar keines Urhebers, gar keiner Ursache zu bedürfen. Und dies gilt nicht nur von allen großen Weltkörpern, sondern auch von allen einförmigen regelmäßigen Naturbegebenheiten. Nur bey seltenen und ausserordentlichen Fällen und Veränderungen sieht er sich nach einer Ursache und nach einem Urheber um.

Es würde sich auch eine aus blossen unaufgeklärten Empfindungen resultirende Erkenntniß und Ueber-

zeugung von dem, was man angebohrne Erkenntniß nennt, schwerlich unterscheiden lassen. Denn was kann man sich unter angebohrner Erkenntniß und Fertigkeit wohl anders denken, als was eine unmittelbare Folge dunkler Vorstellungen in der Seele ist? Nun kann man zwar annehmen, daß das Gefühl den Menschen in gewissen practischen Fällen sicher leiten und ihn wenigstens warnen könne, was er zu thun und zu lassen habe, wie den Socrates sein Dämon (wahrscheinlich nichts anders, als sein natürliches Ahndungsvermögen) wo nicht zu Handlungen antrieb, doch wenigstens von einigen abhielte; aber daß dies Gefühl uns auch scientifische Wahrheiten lehren könne, die aus Vernunftbegriffen zusammengesetzt sind, und deutliche Vorstellungen voraussetzen dies läßt sich schwerlich bey einer Seele denken, die diese Begriffe nie in einiger Klarheit, noch weniger Deutlichkeit gehabt hat. Und dies müßte doch, meiner Einsicht nach, in diesem Falle angenommen werden. Der Satz, es ist nur ein einziger Urheber der Natur, oder, wenn man lieber will, ein einziger Regierer des Weltalls, läßt sich von einem Menschen, der sich nach und nach die dazu gehörigen Begriffe von einem Urheber, von Natur, von einem Regierer und vom Weltall aufgeklärt hat, freilich in eine einzige dunkle Idee zusammendrängen und so in ein schauerliches Gefühl von der Gegenwart dieses Urhebers oder Regierers verwandeln; aber daß dies schauerliche Gefühl mit dem klaren Bewußtseyn, daß es sich auf einen einzigen Urheber und Regierer des Weltalls beziehe, aus lauter heterogenen wenigstens fremden Empfindungen mitten aus der Dunkelheit der Seele hervorspringen oder daß sich aus lauter dunkeln Vorstellungen ein Satz, der sich ohne Vernunftgebrauch

nicht

nicht einmal verstehen läßt, abscheiden solte, dies kann ich mir kaum als möglich denken. Mich dünkt, daß hiezu eine allmählige Aufhellung, eine mit Bewußtseyn verknüpfte Auseinanderwickelung des Mannigfaltigen, so in dem Gefühl eingehüllt liegt, eben so nöthig ist, als es zum Verständniß des Geometrischen Problems, das Socrates dem Sclaven in Menon erklärt, nöthig war, daß er ihm erst die Begriffe von Seiten und Winkeln, mit einem Worte, die Begriffe des mathematischen Satzes hatte entwickeln und verstehen lassen.

Solte es indessen möglich seyn, auf einem so dunkeln Wege und ohne daß man sich der Schritte, die man auf demselben gemacht, bewußt wäre, auf einmal zu einer wichtigen Wahrheit, als dem klar gedachten Resultat vieler dunkeln Vorstellungen zu gelangen (immer, wie mich dünkt, mit der Einschränkung, daß die partialen Begriffe, woraus sie zusammengesetzt sind, der Seele schon vorher einzeln bekannt seyn müssen) so würde dies der Fall seyn, wo der unaufgeklärte unpsychologische Mensch sich für begeistert halten müßte und wo nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt seyn würde, wenn er seine so ganz ohne sein Zuthun und ohne Anstrengung gemachten Entdeckungen einer Inspiration zuschriebe. Vielleicht befanden sich manche von denen, die sich für begeistert hielten und auf göttliche Offenbarungen Anspruch machten, wirklich in diesem Falle und wir sind sehr ungerecht, wenn wir sie desfals gleich eines wissentlichen Betruges zeihen. Ich wenigstens bin weit davon entfernt unter der obigen Einschränkung zu leugnen, daß klare und mit Bewußtseyn gedachte Ideen in einen neuen Satz verbunden das Resultat dunkler

dunkler oder ohne Bewußtseyn wirkender Vorstellungen seyn können, da ich es gewagt habe, mir mittelst derselben gewisse unleugbare Ahndungen, die sonst ganz unerklärlich sind, einigermassen begreiflich zu machen und mit andern zugestandenen Wirkungen dunkler Vorstellungen in Analogie zu bringen — Allein, da ich die obgedachte Einschränkung für nothwendig halte, so glaube ich nicht, daß dies alles auf den gegenwärtigen Fall anwendbar sey. Wenn wir nur bey dem einzigen Begriff von einem **Ganzen** bleiben, der hier ein Hauptbegriff ist und bey einem jeden, der sich einen einzigen Urheber, oder einen einzigen höchsten Regierer der Welt denken soll, nothwendig voraus gesetzt werden muß, (denn giebt es keine Einheit in der Wirkung, wie kann man an Einen Urheber und Regierer denken?) so ist ja ausgemacht, daß dies ein blosser Verstandesbegriff ist. Zwar giebts auch sinnliche Ganze, wenn nach dem Urtheile der Sinne ein aus vielen homogenen Theilen zusammengesetzter Haufe für Eins genommen wird, z. B. ein Berg, ein See u. s. w. alsdann aber wird dieser Haufe für ein Individuum genommen, bemerkt man aber die Bestandtheile desselben und betrachtet sie einzeln, so müssen sie erst wieder unter den ersten Hauptbegriff gebracht, um als ein Ganzes gedacht zu werden. Hätten wir in der Natur keine andere Ganze, als solche sinnliche, aus homogenen Theilen bestehende und durch das blosse Beysammenseyn resultirende Ganze, (die man zum Unterschied von solchen, die der Verstand durch Reduction des Mannigfaltigen auf eine Einheit zum System bildet, Haufen nennen kann), so mögte sich ein einziger Urheber oder Regierer dieses Ganzen sinnlich, oder dunkel denken lassen. Aber mit solchen Ganzen oder Haufen, wo

nichts

nichts als die Vielheit homogener, oder als homogen angenommener Theile in Betrachtung komt, reichen wir nicht aus, wenn wir das Weltall uns als ein Ganzes denken wollen — Denn es enthält so viele, so mannigfaltige und so entgegengesetzte Objecte von Substanzen und Begebenheiten, die sich nicht anders, als mit der höchsten Anstrengung der Vernunft unter dem abstractesten Hauptbegriff, der nur möglich ist, zusammenfassen lassen.

Einheit im Weltall zu entdecken ist also offenbar ein ausschliessendes Geschäft der Vernunft. Die sinnlichen Eindrücke hingegen, die von so vielen von einander getrennten, verschiedenen und widerwärtigen Objecten in die Seele kommen, müssen ihren Objecten entsprechen und können sich unmöglich für sich selbst zu einem harmonischen Ganzen vereinigen und in eine gleichförmige Hauptempfindung zusammenfliessen. Nur die Vernunft kann diesen Zwist widerwärtiger Eindrücke insofern heben, daß sie ein allen gemeinschaftliches Merkmaal oder Einen Gesichtspunkt angiebt, auf welchen bezogen das Mannigfaltige als Eins erscheint, Harmonie aus dem Chaos sich hervorhebt, eine einzige Absicht für alle heterogene Substanzen, ein einziger Rathschluß für alle widerwärtige Begebenheiten hervorleuchtet — und also ein einziger Urheber oder Regierer des Weltalls entdeckt wird.

Endlich läßt sich diese Hypothese durch keine alte oder neuere Erfahrung bewähren. So viel man wilde und halbwilde Völker entdeckt hat, so viele Abgötter und Vielgötter hat man auch gefunden. Nirgends, wo die Vernunft in andern Geschäften und Angelegenheiten unangebaut lag, hat man reine Vernunft-

religion gefunden. Wol umgekehrt findet man, daß bey einem Volke die Vernunft in bürgerlichen und gemeinen Geschäften, in der Regierungs- und Kriegskunst, in der Policey u. s. w. beträchtliche Fortschritte kann gemacht haben, ohne daß die Religion desselben weniger barbarisch oder kindisch gewesen — Dies alles ist endlich dem gewöhnlichen Beobachter so geläufig, daß, wenn man ihm von einem barbarischen Volke, etwa von den Neuseeländern erzählte und den Bericht mit der Bemerkung schlösse: Bey dem allen haben diese Wilden eine vernünftige Religion, wissen nichts von mehreren Göttern, sondern verehren einen höchsten Urheber der Natur nnd einen höchsten unsichtbaren Weltregierer, er sogleich über Wunder schreien und fragen würde: Wie ists möglich, daß diese Barbaren in ihrer Religion nichts Barbarisches und Unvernünftiges haben? — Solte man aber bey irgend einem wilden und unaufgeklärten Volke Vernunftreligion, oder wenigstens Spuren derselben finden, so kann man immer voraussetzen, daß ein solches Volk den Besitz der reincren Religionserkenntniß nicht seinem eigenen Scharfsinne, sondern dem Unterricht, oder der Tradition zu danken hat. Wenn man aber weiter frägt, von wem rührt dieser Unterricht her und wo hebt sich diese Tradition an? so würde die natürlichste Antwort seyn: von irgend einem oder mehreren Vernunftweisen — Allein man mögte gerne wissen, wie die reinere Religionserkenntniß zuerst unter die Menschen gekommen und zwar in jenen frühesten Zeiten, wo die Vernunft der ersten Menschen noch nicht so weit angebauet, so geübt im Nachdenken, so wissenschaftlich gebildet seyn konte, daß man einen Anaxagoras unter ihnen erwarten durfte? Die gewöhnliche Antwort ist hier, daß eine unmittelbare

Offen-

Offenbarung der schwachen Vernunft zu Hülfe gekommen und die Lücken ihrer Erkenntnisse durch ausserordentliche Belehrungen ausgefüllt habe. Wem diese Antwort in dem groben Sinne, worin sie gewöhnlich gegeben wird, nicht genügt, der mag im zweiten Bande von Hrn. Platners philosophischen Aphorismen die merkwürdige Stelle zu Rathe ziehen, wo dieser vortrefliche Weltweise zeigt, daß man sich eine solche natürliche Lage und so besonders günstige Umstände der ersten Menschen denken könne, daß ihr Geist die hauptsächlichsten Lehren der Vernunftreligion entdecken konte. Insofern nun diese Lage und diese Umstände ein Werk der Gottheit waren, könte man die dadurch veranlassete Erkenntniß allerdings eine göttliche Offenbarung nennen.

Zu der Anmerkung des Verf. daß der Glaube der nordischen Völker an die Unsterblichkeit der Seele nicht ein Glaube an eine Seelenwandrung gewesen. (Am Ende d. 2ten Abschnitts.)

Die Meinung, die unser Verf. in dieser Anmerkung beleuchtet und bestreitet, ist unter den alten Griechischen und Römischen Schriftstellern, die uns von den Galliern Nachricht gegeben haben und auch unter einigen neuern Französischen ziemlich gemein. Einige entfernte Aehnlichkeit, die man zwischen der Lehre von der Seelenwandrung und dem Glauben so mancher wilden Völker an die Fortdauer der Seele, insonderheit

heit auch der alten nordischen wahrzunehmen glaubte, und Mangel einer genauern Kenntniß der Denkungsart der Wilden in dieser Absicht hat viele Gelehrte und unter diesen auch den Saintfoix in seiner Geschichte von Paris verleitet, die Seelenwandrung für das älteste und allgemeinste System der alten Welt in Absicht auf die Fortdauer der Seele zu erklären. Indessen ist der älteste ursprüngliche und ausgebreiteteste Glaube an ein Leben der Seele nach dem Tode von der später erfundenen Lehre von der Seelenwandrung doch so sehr unterschieden, daß diese leztere vielmehr als eine durch übertriebene Spitzfindigkeit entstandene Verfälschung des ursprünglichen einfältigen Glaubens an zu sehen ist. Aus den Stellen die unser Verf. aus dem Diodor anführt, obgleich darin den alten Galliern die Meinung von der Seelenwandrung Schuld gegeben wird, erhellt, wie unser Verf. richtig bemerkt, das Gegentheil. Was darin gesagt wird von dem Gebrauche, den Todten das, was ihnen im Leben das Liebste, Wichtigste und Brauchbarste war, mit zu geben, damit sie es in dem zukünftigen Leben sogleich wiederfinden und gebrauchen könten; noch mehr aber der Gebrauch, den neuerlich Verstorbenen Briefe und Schuldanweisungen, die in der andern Welt zahlbar seyn solten, an ihre verstorbenen Freunde und Bekante mit zu geben — Alles dies läßt sich nicht mit dem Glauben an die Seelenwandrung zusammenreimen und beweiset deutlich, daß Völker, bey welchen solche Leichenbestattungsgebräuche üblich waren, nicht glauben konten, daß die abgeschiedenen Seelen in andere Körper führen, um so ein irdisches menschliches Leben in einer andern Gestalt und unter einer fremden Person wieder an zu fangen. Alles zeigt vielmehr an, daß sie geglaubt haben, daß die

abge=

abgeschiedenen Geister in ein Land der Seelen über=gingen, wo sie auf die nämliche Art, wie sie hier ge=lebt, jedoch ruhiger und in glücklichern Umständen ihr Leben wieder fortsetzen würden. Ohngefähr auf eben die Art, als nach einer Sage die gemeinen Rus=sischen Soldaten, entweder noch itzt, oder vormals sollen geglaubt haben, daß diejenigen von ihnen, die in Deutschland, oder überhaupt auswärts umkämen, in Rußland wieder aufstehen, oder zu leben fortfah=ren, oder wie die Negersclaven in den Amerikanischen Pflanzstädten sich einbilden, daß sie nach ihrem Tode wieder in ihrem Vaterlande fortleben würden. Ue=berhaupt scheint dieser Glaube der alten Gallier bei=nahe ebenderselbe zu seyn, der noch unter allen wilden Völkern, insonderheit unter den Amerikanischen Wil=den herrscht, von welchen uns alle Reisebeschreiber ebendieselben Leichen= und Begräbnißgebräuche erzäh=len, als nach dem Bericht der alten Schriftsteller bey den Galliern im Schwange gewesen. Ich führe hier nur aus einem der neuesten und genauesten Reisebe=schreiber, dem schon oft erwähnten Englischen Haupt=mann Carrer einiges davon an. Er redet insonder=heit von den Nadowessiern, unter denen er sich eine Zeitlang aufgehalten und von denen er behauptet, daß sie von allen fremden Lehren, die sich itzt bey den In=diern in der Nachbarschaft der Kolonien eingeschlichen haben, völlig frey sind. „Sie zweifeln, sagt er, „keineswegs an ein zukünftiges Leben, aber sie glau=„ben, daß sie ähnliche Beschäftigungen, doch mit „weit wenigerer Mühe und Arbeit haben und in eine „reizende Gegend kommen werden, wo ein stets hei=„trer und unbewölkter Himmel und ein immerwähren=„der Frühling herrscht; wo die Wälder mit Wild, „die Seen mit Fischen angefüllt sind, die sich ohne

„alle

„alle Mühe fangen lassen und daß sie überhaupt in „dem größesten Ueberflusse und Vergnügen leben „werden. Freuden der Seele kennen sie nicht, und „diese gehören daher auch nicht in ihren Plan von „Glückseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden „dort eben so wie hier nach Verdienst ausgetheilt. „Der geschickte Jäger, der tapfere Krieger erhält ei„nen größern Antheil davon, als der Träge und Fei„ge.“ In der pathetischen Anrede, welche er die Indier an einen eben Verstorbenen halten läßt, heißt es unter andern: „Damit dein Körper nicht auf der „Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde „oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wol„len wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vor„gänger legen *) in der Hofnung, daß dein Geist mit „ihren Geistern speisen und bereit seyn werde den un„srigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen „Lande der Seelen ankommen.“ Doch nichts dient so sehr, uns die Gedanken dieser Wilden von dem Zustande der Seelen nach dem Tode deutlich zu machen als folgende Erzählung eben dieses Schriftstellers. „Als ich mich bey den Nadowessiern aufhielt, so ver„loren die Bewohner eines benachbarten Zeltes ihren „vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Ver„lust so gerührt, daß der Vater durch seinen Kum„mer und durch den Verlust von Blut sich den Tod „zuzog. Sobald die Frau, die vorhin untröstbar „war, ihren Mann sterben sah, so hörte sie mitein„mal auf zu weinen und ward völlig heiter und gelas„sen.

*) Wem fält hier nicht der ähnliche Gedanke bey, der in der fast gleichlautenden Redensart der Schrift: zu seinen Vätern versammelt werden, ausgedrückt wird?

„sen. Mir kam diese schleunige Verändrung so son„derbar vor, daß ich nicht umhin konte, sie darum „zu befragen. Sie sagte mir, der Gedanke daß ihr „Kind, seiner großen Jugend wegen, im Lande der „Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen „können, hätte ihren Mann und sie sehr beunruhiget, „aber da ihr Mann ebendahin gegangen wäre, der „sein Kind zärtlich liebe und die Jagd gut verstünde, „so habe sie aufgehört zu trauern: denn itzt wäre sie „überzeugt, ihr Kind sey glücklich, und sie wünsche „nichts mehr, als bey ihnen zu sey.“

In der Hauptsache scheint diese Vorstellung von einem Leben nach dem Tode bey allen wilden Völkern fast ohne Ausnahme zu herrschen. Sogar bey denen, die keinen Begriff von einer Gottheit haben und bey denen man keine Spur von Religion und von gottesdienstlichen Gebräuchen findet, z B. den Grönländern, ist der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode unverkennbar — Nur freilich ist dieser Glaube nach Beschaffenheit der Lebensart, der grössern oder mindern Wildheit und Unwissenheit, in Nebenumständen verschieden. Das, was eben von den Amerikanischen Wilden angeführt ist, stimmt so sehr mit den Berichten der Alten von den Völkern bey, die, ihrer irrigen Meinung nach, die Seelenwandrung glauben solten, daß man gar nicht anstehen darf, bey diesen alten Völkern grade die Vorstellungsart, die man noch itzt in Amerika findet, an zu nehmen.

Was das Wesentliche und Gemeinschaftliche dieses Glaubens an ein Leben nach dem Tode anbetrift, so scheint es in folgenden Meinungen zu bestehen. Die Seele, oder das Principium des Lebens und der

Thätig-

Thätigkeit im Menschen ist zwar vom groben Körper und dessen Gliedmassen verschieden, aber nicht ganz unkörperlich. Es ist von feinerer lüftiger Beschaffenheit, daher fast alle die Völker die Benennung desselben von dem Hauch, dem Winde und der Luft hergenommen haben. Es stirbt und vergeht nicht mit dem groben Körper, sondern trennt sich von demselbem beym Tode und schwebt alsdann als ein Luftgebild, das aber die ganze Gestalt des vorigen Körpers, den es bewohnte noch beybehält aber ohne alle Solidität ist. Dies blosse Schattenwesen behält nach seiner Trennung vom groben Körper alle die Neigungen, Gesinnungen, Leidenschaften, Kenntnisse und Beschäftigungen, die es im Leben gehabt hatte. — So weit scheint die Lehre von der Unsterblichkeit allen rohen Völkern gemeinschaftlich zu seyn. Ehe wir aber auf einige Besonderheiten kommen, ist es der Mühe werth, die Frage zu untersuchen, wie so wilde und ganz unaufgeklärte Menschen fast ohne Ausnahme auf diesen Glauben an ein Leben nach dem Tode gerathen sind.

Niemand wird vermuthlich hier an ebendieselben oder ähnliche Beweisarten denken, womit sich aufgeklärte Menschen, ein Leben nach dem Tode zu beweisen, von jeher so viel Mühe gegeben haben. Diese Beweise, sie mögen nun aus der Beschaffenheit unsers Geistes, seiner Kräfte und Verrichtungen mit einem Worte aus der Natur der Denkkraft oder aus den moralischen Eigenschaften Gottes hergenommen werden, sind ganz und gar über die Gedankensphäre und Fassung der Wilden erhaben, bey denen man einen so starken Glauben an Unsterblichkeit findet. Eher mögte man in Versuchung kommen, diesen Glauben

für

für etwas angebornes, der Seele so wesentliches zu halten, daß bey jeder Rückkehr auf sich selbst, wenn sie im verworrenen Ueberschauen und im dunkeln Staunen über ihre Natur, ihr Vermögen, ihren Werth und ihre Schätze gleichsam brütet, dieser Glaube der Fortdauer jedesmal das mehr oder minder klar gedachte Resultat seyn müsse. Ich gestehe gern, wenn sich irgend ein Begriff, oder eine Meinung zu dem Vorzug, den Menschen angeboren zu seyn, rechtfertigen könte, so würde er eben der starken und unbezweifelten Ueberredung von der Fortdauer nach dem Tode, wie sie sich bey rohen Menschen offenbart, eingeräumt werden müssen. Allgemein genug scheint sie hiezu zu seyn und die Ausnahmen, die man etwa auffinden mögte, machen, wie es scheint, keine ganz unwiderlegliche Einwendung aus. Giebt es ja wilde Völker, die diesen Begriff von einem Leben nach dem Tode nicht haben, so mögen sie überhaupt, ihrem ganzen Seelenvermögen nach, mehr viehisch, als menschlich seyn, wenigstens auf einer so niedrigen Stuffe der Menschlichkeit stehen, daß sich überall kein klarer Begriff von Zukunft in ihrer Seele bis zum Bewußtwerden hervorheben kann. Aber, wird man sagen, unter dem aufgeklärten und nachdenkendem Theile der Menschen giebt es so viele, die ein Leben nach dem Tode bezweifeln oder gar leugnen und diejenigen, die es glauben stützen ihren Glauben nur auf mehrere oder mindre Wahrscheinlichkeit — Hier, dünkt mich, würde der im vorigen Zusatz angeführte so gründliche als sinnreiche Gedanke des Hrn. Prof. Eberhards anwendbar seyn, „daß dies nämlich der Zirkel der menschlichen Meinungen sey, daß „man von einer dunkeln Empfindung ausgehe, und „indem man anfängt, diese dunkle Empfindung in

„ihren Theilen klarer zu machen, auf mancherley Irr=
„thümer komme, die nur erst ein anhaltender Fleiß
„verbessern kann.“ Ich stelle mir die Sache so vor, der verworrene Ueberblick der Seele im Ganzen und, wenn ich so sagen darf, im Groben, giebt den Wunsch und die Ahndung von Unsterblichkeit und wenn man keine Gründe zum Gegentheil hat, auch den Glauben an dieselbe, insonderheit alsdann, wenn noch andere Umstände und Bestimmungsgründe hinzukommen. Dies ist der Effect, der aus der Natur der Seele resultirt, wenn ihre ganze, ungetheilte Masse überschaut wird. Dieser Effect aber muß nothwendig schon dadurch geschwächt werden, wenn der Blick nur auf Theile des Ganzen geworfen wird, oder wenn man anfängt, über die Seele nachzudenken, das Mannigfaltige zu unterscheiden und die Untersuchung stückweise an zu stellen. Je einseitiger, je unvollständiger, je seichter alsdann die Untersuchung ausfällt, desto schwächer und unsicherer muß auch die Ueberredung sowol, als der Wunsch und die Ahndung von Unsterblichkeit werden, bis endlich Wunsch und Ahndung sich verlieren und der Glaube in Unglauben übergeht, welches besonders dann der Fall seyn muß, wenn man sich gewöhnt, die Seele nur von der einen Seite, insofern sie mit ihrem Körper verwandt ist und zusammenhängt, zu betrachten. Es scheint, der volle Effect, jener starke und unüberwindliche Glaube der rohen Wilden, könne bey dem aufgeklärten Denker nur alsdann wieder eintreten, wenn er so glücklich wäre, seine Seele ganz nach allen ihren Fähigkeiten und Anlagen durchdacht zu haben und denn diesen ganzen Stoff in ein klares Bewußtseyn wieder zusammendrängte. So komt er wieder auf den Punkt, worauf der Wilde steht und von dem er ausgegangen ist.

ist. So lange er aber noch zwischen beiden Punkten schwebt, wird er sich mit mehrerer oder minderer Wahrscheinlichkeit behelfen und beruhigen müssen. Indessen können wir zur Bestättigung dieser Vermuthungen bemerken, daß wirklich auch der aufgeklärte und nachdenkende Mensch, was er auch nach seinen Grübeleien und in der Theorie für Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Unsterblichkeit der Seele haben mag, doch in der Praxis, und wenn er sich an seine gelehrten Theorien nicht erinnert, und nach dunkeln Vorstellungen und nach Gewohnheit handelt, immer die Fortdauer seines Selbst nach dem Tode voraus zu setzen scheint. Alsdann pflegt sich der Mensch für das, was lange nach seinem Tode sich ereignen wird, eben so sehr zu interessiren, als für das, was noch bey seinem Leben sich zuträgt, insonderheit, wenn es das künftige Schicksal seines Vaterlandes, seiner Familie, seiner Verwandten, Kinder und Freunde betrift. Er setzt sich immer in die entfernteste Zukunft hinein, als ob er alles, was darin geschehen wird, sehen, hören, und empfinden würde. Daher die oft lächerliche Furcht mancher Menschen, wie es ihrem Leibe im Grabe gehen möge, daher die ängstliche Sorge, daß er dann ja bequem liege nicht beengt, oder gedrückt werde. Daher wünscht ein jeder ein anständiges Begräbniß zu haben, bey seinen im Leben geliebten auch im Tode zu ruhen, ja ein erhabner Weltweise, der nach seiner Theorie nichts von einem Leben nach dem Tode wissen will, wünschte bey dem Absterben eines hofnungsvollen geliebten Anverwandten, daß das Wesen der Wesen dereinst seinen Staub mit dem Staube seines Lieblings vermischen mögte — Und wie laut äussern sich nicht Wunsch und Ahndung von Unsterblichkeit in der den Menschen und den Besten

insonderheit so tief eingeprägten Begierde, bey der Nachwelt Ehre und Ruhm, wenigstens einen guten und ehrlichen Nahmen zu haben, so oft man uns auch mag daran erinnert haben, daß das Leben in der Menschen Ohren uns nach dem Tode wenig oder gar nicht angehe. Aber so ist es, die menschliche Seele kann den Gedanken ihrer Vernichtung nicht fassen, und wenn er ihr auch durch scheinbare Phänomene, oder durch philosophische Theorien aufgedrungen wird, so nimt sie ihn nur ungern und auf eine kurze Zeit an, und läßt ihn gleich wieder fahren, wenn der unnatürliche Zwang aufhört.

Es ist auch nicht zu befürchten, daß man der Hypothese, die ich bisher einigermassen wahrscheinlich zu machen gesucht habe, eben das entgegensetze, was ich oben wider die Voraussetzung, daß der Glaube an Einen höchsten Urheber der Natur den Menschen angeboren sey, eingewandt habe, nämlich, daß die zu den als angeboren angenommenen Sätzen gehörigen Begriffe, blosse Verstandesbegriffe sind, und nicht das Resultat wenig aufgeklärter Empfindungen seyn können. Dies, sage ich ist hier der Fall nicht. Zu dieser Ahndung oder Hofnung der Fortdauer nach dem Tode scheint nichts weiter erfordert zu werden, als einestheils klares Bewußtseyn unsrer selbst, und dunkles von allem dem, was unser Ich ausmacht und dazu gehört, und anderntheils die klare Idee von Fortdauer, die man schon durch die Empfindung erlangt und zu deren Bildung es keiner Verstandes-Abstractionen bedarf.

Indessen gestehe ich gern, daß man Mühe haben würde, die Meinung wilder Völker von einem künf-

tigen Lebenszustande in allen den Eigenheiten, mit den sie fast durchgehends von ihnen angenommen und geglaubt wird, als blos angeborene zu erweisen. Vielleicht erstreckt sich das Angeborne nicht weiter als auf den Wunsch und Ahndung oder eine gewisse Geneigtheit und Anlage zum Glauben der Fortdauer nach dem Tode, und vielleicht werden noch nähere Bestimmungsgründe erfordert, um diesem Glauben seine eigentliche Form und Festigkeit zu geben. Solche nähere Bestimmungsgründe hat nun der Wilde, meiner Meinung nach, in seinen Träumen und Visionen. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit angemerkt, wie wichtig und zuverläßig dem Wilden seine Träume sind. Es ist auch wirklich dieser Glaube an Träume im Schlafe und im Wachen Hauptzug in dem Character derselben, der sie von aufgeklärten Völkern unterscheidet. Reisende, die ihre Sitten und Meinungen mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet und mit Genauigkeit beschrieben, haben nicht unterlassen, dieses Umstandes zu erwähnen. Unter andern erzählt der Franzose Le Beau, der sich unter den Irokesen aufgehalten, daß sie so fest an die Wahrheit und Wirklichkeit ihrer Träume glauben, daß, wenn ein Wilder im Traume von jemand beleidigt und geschlagen wird, er alsdann denjenigen eben so herzlich hasse und für seinen Feind halte, als wenn er wirklich von ihm beleidigt wäre, ja daß er vermögend sey, demjenigen nach dem Leben zu stehen, der ihn im Traume nachgestellt hätte. Der ofterwähnte Carrer meldet, daß, wenn sich die Wilden zu einer gewissen gemeinschaftlichen Jagd anschicken, sie vorher ein strenges Fasten halten insonderheit, um ihrem Vorgeben nach desto freier träumen zu können und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen

sey. *) Auch unter unserm Pöbel findet sich, je roher und unwissender er ist, in Verhältniß mehr Glauben an Träume und überhaupt je mehr ein Mensch unter der Herrschaft und dem Einfluß der Einbildungskraft steht, desto wichtiger sind ihm seine Träume und desto mehr gelten sie ihm für Wirklichkeit. Visionen oder Gesichte, die der Wilde im Wachen hat, haben für ihn eben die Realität und Wahrheit, die er den Träumen giebt. Daher ist es ihm ein eignes Studium, sich durch gewaltsame Bewegungen, Verdrehungen und Kasteiungen seines Körpers in den Zustand zu versetzen, wo er Gesichte sieht. Und was er dann wahrnimt, oder zu hören glaubt, das hält er für wahr und wirklich. Vermittelst solcher Gesichte schauet er in die Zukunft und entdeckt das Verborgene, es sey nun, daß er seine Entdeckung aus den eignen Fonds seiner Seele in dieser gewaltsamen Lage herauszubringen glaubt, oder, welches vielmehr der Fall ist, daß er sie dem Einspruch und der Belehrung seiner Götter und der Geister zuschreibt.

Woher es komme, daß rohe und unwissende und aufgeklärte Vernunftmenschen so verschieden von Träumen und Visionen urtheilen, oder woher es komme, daß diese einen so großen Unterschied zwischen wirklichen Empfindungen und Phantasmen festgesetzt haben, wovon jene insonderheit in Absicht auf die verschie-

*) Cic. de Divin. L. II. 119. Pythagoras & Plato, locupletissimi auctores, quo in somnis certiora videamus, præparatos quodam cultu & victu proficisci ad dormiendum jubent. Wie sonderbar ist doch die Uebereinstimmung der beiden phantasiereichen Philosophen mit den Amerikanischen Wilden!

schiedene Realität und objective Wahrheit von beiden wenig oder gar nichts wissen, dies könte eben so leicht als Frage aufgeworfen werden als dieses, woher es komme, daß der rohe und wilde Mensch seine Träume und Visionen für Wirklichkeit hält — Auf dies lezte kann man antworten: der Mensch, der den Zustand der Empfindung für einen leidenden Zustand hält und ihn der Einwirkung äusserer Objecte zuschreibt, muß, so lange er dies glaubt, seine Empfindungen in Visionen und Träumen gleichfals auf ein äusseres Object beziehen und folglich dessen Wirklichkeit voraussetzen. Dies wäre also das Natürlichste und Näheste und alsdann könte man nicht erwarten, daß man schon sichere Merkmale entdeckt wodurch man Visionen von Empfindungen unterscheiden könne. Freilich scheint es, daß man auf die Entdekkung von der Trüglichkeit und Eitelkeit der Phantasmen bald gerathen müßte, oder überhaupt leicht und bald einen Unterschied zwischen wirklichen und eingebildeten Empfindungen machen müßte; aber dann könte man glauben, wie man auch wirklich that, daß der Gegenstand, der in Visionen auf die Seele wirkte, seiner Natur nach leicht, flüchtig und vorbeyeilend sey (wie z. B. Geister, Gespenster oder Einwirkungen und Offenbarungen der Götter angenommen wurden) daß er nicht für den gröbern Sinn des Gefühls sondern für die feineren Sinne des Gesichts und Gehörs und auch für diese nur bey einer geschärften und durch vorgängige Vorbereitungen erhöhten Aufmerksamkeit empfindbar werde. Diese Voraussetzung nehmen ja in der That alle Schwärmer an, und wenn sie ihren Glauben an Gesichte und Träume in eine Art von System bringen und dabey Verhaltungsmethoden festsetzen wolten, müßten sie diese

Meinung zum Grunde legen, daß nämlich der Mensch sich bey Empfindungen blos leidend verhalte, daß je weniger er dabey selbstthätig sey, oder je mehr er seine Seele in Ruhe zu versetzen wisse, desto mehr stehe sie den Einwirkungen der Gottheit offen, oder wie es andere mehr philosophische als religiöse Quietisten vorstellen, desto empfänglicher sey sie, die überall verbreitete Wahrheit und Vernunft rein und ungetrübt in sich auf zu nehmen, daher sie die Seele in diesem Zustande der Ruhe mit einem stillen und geglättetem Wasser oder Spiegel vergleichen, worauf sich die Wahrheit unverstellt und ungetrübt abbilden und die Seele sie in ihrer ganzen Reinigkeit und Schönheit wahrnehmen könne. Hiemit stimmen nun ihre Methoden, zu dieser Wahrnehmung oder Empfindung der Wahrheit zu gelangen, völlig überein, es sind nämlich Abtödtungen des Körpers und Bezähmungen der Leidenschaften, Entfernung sowol von unruhigen Geschäften, als allem angestrengtem methodischem Vernunftgebrauch, mit einem Worte, die Beobachtung aller Regeln des beschaulichen Lebens. Bleibt also der Grundsatz stehen, daß der Zustand der Empfindung blos leidend sey, oder ein solcher worin immer von einem äussern Objecte auf die Seele gewirkt werde, so ist kaum einzusehen, wie man einen Menschen, der davon überzeugt ist, von der völligen Nichtigkeit der Visionen überführen, oder wie ihm die Wahrheit recht begreiflich zu machen sey, daß die Seele aus sich selbst Einbildungen, die weder an Klarheit noch Lebhaftigkeit von wirklichen Empfinduugen zu unterscheiden sind, hervorbringen könne — Er wird sich freilich oft stellen, es zu glauben und es auch vorgeben, aber mehr, weil es nun einmal die Mode so ist, nicht an Träume zu glauben, weil vernünftige

und

und aufgeklärte Menschen sie verwerfen, und weil man bey Aeusserung des Gegentheils sich lächerlich macht u. s. w. als daß er wirklich davon gründliche und innerliche Ueberzeugung haben solte, daß alle Träume und Visionen insonderheit, wenn sie eine gewisse Ordnung einen natürlichen und wahrscheinlichen Zusammenhang haben, ganz ohne allen Grund und Object seyn solten. —

Aber wie komt denn der aufgeklärte Vernunftmensch zu dieser Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Phantasmen aller Art, oder was hat er für ein sicheres und entscheidendes Merkmal, woran er wirkliche Empfindung von Phantasmen unterscheidet? Die Klarheit und Lebhaftigkeit der Sensation (der Handlung oder des Zustandes des Fühlens oder Gewahrnehmens) kann es nicht seyn, denn die ist bekantlich oft in Visionen stärker, als in wirklichen Empfindungen. Wolte man sagen, wahre Empfindungen sind diejenigen Sensationen, denen äussere Objecte entsprechen, Phantasmen aber diejenigen, denen es an äussern Objecten fehlt, so würde dies eigentlich nichts gesagt seyn, da man nach dem gemeinen Sprachgebrauche wahre wirkliche Empfindungen nur diejenigen nennt, die sich auf einen äussern Gegenstand beziehen und so würde man wieder fragen, welche Sensationen haben äussere Objecte und wie kann man davon versichert seyn, daß unsere Sensation durch äussere Objecte hervorgebracht werde? Die Antwort: wenn sich die angegebenen äussern Gegenstände vermittelst aller Sinne, insonderheit auch durch das grobe Gefühl wahrnehmen und beurtheilen lassen, kann unmöglich genugthuend seyn, weil zugestanden wird, daß es sichtbare und hörbare Objecte der Empfindung

giebt, deren Daseyn sich weder durch das Gefühl, noch durch die andern beiden gröbern Sinne wahrnehmen und beurtheilen läßt und es wirklich auch Gegenstände des Gefühls giebt, die nicht unter allen Umständen und bey jedem Grade der Feinheit des Gefühls merkbar sind, daher bliebe noch immer die obige Voraussetzung des rohen Phantasiereichen Menschen und der Grundsatz der Schwärmerey stehen. Es bleibt also nichts übrig, als die mehrere oder mindre Uebereinstimmung der Sensationen mit den allgemeinen Grundsätzen und Begriffen des vernünftigen Denkens, d. i. solchen, die bey allem vernünftigen Denken zum Grunde liegen und ohne die es sich gar nicht vernünftig d. i. ordentlich und zusammenhängend denken läßt. Je nachdem sich diese entweder gar nicht, oder nur zum Theil und unvollständig auf unsere Sensationen anwenden und mit denselben verbinden lassen, sind es mehr oder weniger offenbare Phantasmen. Nur, wenn eine Sensation die Probe aushält, daß sich alle diese Grundsätze und Grundbegriffe darauf anwenden und damit verbinden lassen, oder daß wir sie wirklich darauf anwenden und damit verbinden, können wir sicher seyn, daß sie das ist, was man eine wahre und wirkliche Empfindung im Gegensatz eitler und leerer Einbildungen zu nennen pflegt. Hiemit stimmt es überein, daß die Menschen nicht nur in Verhältniß der größern und mindern Klarheit und Lebhaftigkeit ihrer Sensationen, sondern auch hauptsächlich des mehreren oder wenigern Zusammenhanges, der mehreren oder mindern natürlichen Ordnung derselben, oder in Verhältniß der größern oder schwächern Gemäßheit und Uebereinstimmung mit jenen Grundsätzen und Grundbegriffen des vernünftigen Denkens ihre Sensationen für wirklich und objectiv

zu

zu halten geneigt sind *) — Da man nun annehmen kann, daß, so wenig Uebung im vernünftigen Denken auch der gröseste Theil der Menschen haben mag, die

*) Ich habe einen Mann gekant, der in einer hitzigen Krankheit auf die Einbildung gerieth, daß er ein Besitzer vieler um sein Landgut weit und breit herumliegender Güter sey. Diese Einbildung setzte sich bey ihm so fest, daß er nicht nur während der Krankheit Befehle ausstellete, wie es auf diesen seinen eingebildeten Gütern solte gehalten und die Wirthschaft betrieben werden, sondern daß er auch, nachdem seine körperliche Gesundheit völlig wieder hergestellt war, noch immer an diese Grille festhielte und ganz ernsthaft so dachte und redete, als ob alle die vorzüglichsten Güter, die um seine Nachbarschaft lagen, sein Eigenthum wären. Seine Verwandte waren mit Recht besorgt, daß diese Einbildung zu einer fixen Idee werden und ihn nie verlassen dürfte. Es übernahm also sein Arzt, der seinen Körper hergestellt hatte, auch die Heilung seiner Seele. Zu dem Ende fragte er ihn einmal, da er mit ihm allein war und der Patient eben sehr ernsthaft von seinen vielen Gütern redete: Aber, mein Freund, gehören Ihnen diese Güter wirklich? Sagen Sie mir, wie sind Sie während Ihrer Krankheit zum Besitze derselben gelangt, denn vorher gehörten sie Ihnen nicht? Solten Sie sich auch vieleicht hierin irren? u. s. w. Mit einem Worte, er nöthigte ihn nachzudenken, wie diese seine Einbildung mit den ersten Vernunftbegriffen von Ursache und Wirkung, vom nothwendigen Zusammenhang des Vergangenen und Gegenwärtigen u. s. w. bestehen könne und die Folge war diese, daß der Gemüthskranke auf einmal verstummte, in ein tiefes Nachdenken gerieth und am Ende desselben seinem Freunde gestand: „Ich „sehe wohl, ich bin ein Thor gewesen.“ Die Einbildung verlohr sich hierauf so völlig daß auch keine Spur davon zurückblieb — Vieleicht hätten manche Ge-

die Grundsätze und Grundbegriffe desselben ihn doch wenigstens alle dunkel vorschweben müssen, alle Unterscheidung wirklicher Empfindungen von Phantasmen auch bey dem rohen und unwissenden Menschen insonderheit bey ganz regellosen und wilden Träumereien nicht ausbleiben kann, und daß diese Unterscheidung bey mehrerem Anbau des Verstandes immer heller und sichrer werden müsse — Daß es sehr natürliche und vernünftig scheinende Träume und Visionen geben könne, würde keine statthafte Einwendung gegen den hier angegebenen Unterscheidungsgrund

Gemüthskranke, bey denen ähnliche Einbildungen zum förmlichen Wahnsinn ausgeschlagen, hergestellt werden können, wenn man frühe genug ihre Grille durch Vernunftbegriffe und Grundsätze angegriffen hätte: allein gemeiniglich ist es zu spät, wenn sie, wie der Primas im Charitehause zu Berlin, von dem uns Hr Zöllner in seinem Lesebuche eine so interessante Nachricht gegeben hat, ihre Einbildung in eine Art von System und mit jenen Vernunftbegriffen und Grundsätzen in eine solche Harmonie gebracht haben, daß die Fragen: wie ihre Einbildung möglich sey, wie sie mit diesem oder jenem unleugbaren Umstande zu vereinigen sey u. s. w. sie so wenig in Verlegenheit setzt, daß sie immer eine Erklärung und Auflösung der Schwierigkeit in Bereitschaft haben. Alsdann ist, leider, alle Bemühung, solche Unglückliche wieder zur gemeinen Menschenvernunft zurück zu bringen, vergeblich. Sie haben sich gleichsam schon eine eigene Vernunft gemacht oder vielmehr haben sie die Vernunftbegriffe und Grundsätze ihrer Grille angepaßt und je heller ihnen der Vernunftschein ist, den sie gleichsam darüber ausgegossen haben, desto mehr gilt sie ihnen für Realität, und desto ruhiger sind sie bey allen, auch den stärksten Einwürfen, die man ihnen entgegensetzen mag.

grund seyn, so lange man nicht solche Phantasmen aufweisen kann, die ganz vernünftig und natürlich sind, oder sich völlig in den natürlichen und vernünftigen Zusammenhang der Dinge und die durchausangenommene Ordnung der Weltbegebenheiten passen. Denn nicht auf die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit einigen, sondern mit allen Grundsätzen und Grundbegriffen des vernünftigen Denkens komt dieser lezte Unterscheidungsgrund an.

Es kann nicht fehlen, daß der Wilde seine verstorbenen Verwandten, Freunde und Feinde, mit denen sich seine Seele im Wachen oft beschäftiget, nicht auch oft in seinen Träumen sehen, mit ihnen sich unterreden und gleichsam umgehen solte, und daß seine weit lebhaftere und geschäftigere Phantasie ihm ihre Gestalten nicht oft in sogenanten Erscheinungen und Gesichten darstellen solte. Was das erstere anbetrift, so leidet dies wol um so weniger Zweifel, da nicht leicht jemand, auch unter den aufgeklärtesten Menschen seyn wird, dem es nicht mehrmals begegnet, daß er seine verstorbenen Freunde und überhaupt Personen, die ihm in ihrem Leben merkwürdig gewesen, in Träumen erblickt, mit ihnen gesprochen und zwar in solchen Lagen, Stellungen und Umständen, wodurch ein starker Eindruck auf seine Seele gemacht wurde. Und in Ansehung der Erscheinungen im Wachen können wir bemerken, daß diejenigen Menschen unter uns, die in Ansehung ihres unangebauten Verstandes den Wilden am nähesten kommen, zu solchen Gesichtern, worin sie Verstorbene, oder Gespenster vor sich zu sehen glauben, eben so geneigt und aufgelegt sind.

Wenn wir nun annehmen, daß dergleichen Todtenerscheinung im Schlafe und im Wachen für den

rohen unwissenden Menschen beinahe eben die Wahrheit und Realität hat, als wenn er einen Verstorbenen auferstehen sähe, so müßte dies eben der Umstand seyn, der seinen Wünschen und Ahndungen von einer Fortdauer nach dem Tode diejenige Ergänzung gab, die ihnen noch zu fehlen schien, um sie bis zu einem festen und unerschütterlichen Glauben an Unsterblichkeit zu erhöhen — Was uns aber keinen Zweifel übrig läßt, daß wirklich Traumgesichte und Phantasmen im Schlafe und Wachen für wilde und rohe Menschen Bestimmungsgründe ihres Glaubens an ein Leben nach dem Tode sind, ist diese leicht zu machende Bemerkung, daß die ganze Gestalt, die Beschaffenheit und Natur, die man den abgeschiedenen Geistern beylegte, uns auf diesen Ursprung deutlich hinweiset und aus keiner andern Quelle kann entsprungen seyn. Durchgehends stellte man sich die vom Körper getrennten Geister als schwebende und hüpfende Luftgebilde vor, die die ganze Gestalt des lebendigen Menschen, alle besondern Merkmale, wodurch er sich unterschied, bis auf Verwundungen, Verunstaltungen und Verstümmelungen des Körpers, die er etwa erlitten hatte, die gewöhnlichen Stellungen, die Lagen, worin ihn seine Beschäftigungen und Zeitvertreibe im Leben versetzten, kurz das ganze Wesen des Körpers nur nicht dessen Festigkeit und Solidität hatten. Und grade so erschienen sie auch in Träumen und Geistererscheinungen. Man sieht, man hört sie nur, berühren lassen sie sich nicht, und wenn man sie anfassen und umarmen will, so schwinden sie in die Luft hin und man umarmt einen leeren Schatten. Diese Vorstellungen finden wir in allen den Beschreibungen, worin uns Griechen und Römer ihre manes und umbras darstellen. Man erinnere sich unter andern an

die

die Gestalt, worin Virgil dem Aeneas seine verstorbene Gemahlinn erscheinen läßt. Sie war den Lebenden in allen Stücken gleich, nur erschien sie größer, ein Umstand, der dem Phantom, als einem Schatten, oder als einer schauerlichen Erscheinung zukam — Er sahe sie, hörte sie vernehmliche Worte reden, als er es aber versuchte, sie zu umfassen, da entfloh sie seinen Umarmungen —

Hæc ubi dicta dedit, lacrimantem & multa volentem
Dicere, deseruit, tenuesque recessit in auras;
Ter conatus ibi collo dare brachia circum
Ter frustra comprensa manus effugit imago,
Par levibus ventis, volucrique simillima somno. *)

Aeneid. L. II. v. 790.

Das was ich bisher angeführt habe, scheint bey allen rohen Völkern gemeinschaftlicher Glaube gewesen zu seyn und konte es seyn, weil es aus einer gemeinschaftlichen Quelle floß. Wenn man nun aber anfing, über diesen Glauben weiter zu grübeln und ihn in eine Art von Lehrsystem auszubilden, insonderheit, wenn es darauf ankam, den Aufenthalt und den eigentlichen Wohnsitz der Schattengestalten anzugeben, so trennete man sich in verschiedene Meinungen und machte sich bald mehr bald minder interessante Vor-

*) So sprach sie, und ich weinte, wolte vieles sagen
Doch sie verließ mich, schwand in leichte Lüfte hin.
Dreimahl versucht' ichs, meinen Arm
Um ihren Hals zu schlingen, doch dreimahl
Umfaß't' mein Arm das theure Bild umsonst,
Es floh leicht, wie der Wind, beflügelt wie ein Traum.

Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode und schuf sich bald fröliche, trostreiche und aufmunternde, bald düstere, melancholische und niederschlagende Aussichten in dasselbe. Keine der bisher angegebenen Quellen und Bestimmungsgründe konte indessen das Dogma von der Seelenwanderung hervorbringen und veranlassen. Es scheint daher blos die Frucht von Grübeleien über den einfältigen Volksglauben gewesen und aus den Schwierigkeiten entstanden zu seyn, den Aufenthalt und die Beschäftigung der abgeschiedenen Geister auf eine dem speculirenden Verstande einigermassen genugthuende Art zu bestimmen. Viel gemeiner und wahrscheinlich auch viel früher waren die Meinungen, nach welchen die abgeschiedenen Seelen ein eignes abgesondertes Land, gewisse ruhige Inseln der Seeligen, wovon man sogar beym Moses und im Hiob schon deutliche Spuren finden wollen, oder die unterirdischen Gegenden, oder die Luftgefilde bewohnen solten. Ganz rohe Völker, wie noch itzt die Wilden in Amerika begnügen sich, ein allgemeines Land der Seelen an zu nehmen ohne sich in die für sie zu spitzfindige Untersuchung einzulassen, wo dieses Land eigentlich gelegen sey. Diejenigen, die hierüber nachzudenken geneigt waren, versetzten es in einige tief im Ocean entlegene Inseln. Gewisse nordische Völker glaubten, ohne den Ort genau an zu geben, an einen kriegrischen Hof des Odin und dies ist der Glaube der in der Edda vorgetragen wird — Aehnliche Meinungen vom Reich der Todten hegten ohne Zweifel auch die Völker, die nach Lucans Beschreibung so glücklich in ihrem Irrthume waren und denen die Aussicht auf ein Leben nach dem Tode einen so feurigen Muth und eine so heldenmüthige Verachtung des Todes einflösete. — Alle diese

Völker

Völker scheinen wenig oder gar nicht auf den Umstand, daß die abgeschiedenen Seelen nur luftige Schattengestalten, Körper mehr im Bilde als dem Wesen nach wären, geachtet zu haben, ein Umstand, der andern Völkern, die entweder nachdenkender waren oder durch irgend eine besondere Veranlassung hierauf aufmerksamer waren, die Aussicht auf das Leben nach dem Tode mehr oder minder verdüsterte und verkümmerte, wenigstens uninteressant machte. Kein altes Volk scheint seinem Totenreiche eine finstrere und melancholischere Gestalt gegeben zu haben, als die Hebräer. Unterirdisch mit Nacht und Grausen und Stillschweigen und Kraftlosigkeit mahlte sich ihre Phantasie das Reich und die Ströme Belials — Weit entfernt, daß die Erwartung, in diese Gegenden versetzt zu werden, ihnen getrosten Muth, Beruhigung, oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen den Tod einflössen solte, sahen ihre Weisen und Helden selbst den Tod, als einen König der Schrecken an und das Sterben kam ihnen beynahe vor als ein Hinsinken ins öde Nichts. Man erinre sich an die mißmüthigen Vorstellungen in manchen Psalmen und an die verzagten Klagen eines Hiskias über den ihm bevorstehenden frühen Tod — Man darf sich daher nicht wundern daß viele gelehrte und scharfsinnige Männer die Meinung behauptet haben, daß die Hebräer nichts von einer Fortdauer nach dem Tode, von keinem Reiche der Schatten etwas gewußt oder geglaubt haben, und daß sie in diesem Stücke fast unter allen Völkern eine Ausnahme gemacht, und eine völlige Vernichtung im Tode angenommen. Ich glaube indessen nicht, daß diese Meinung sich erweisen läßt. Wir finden nicht nur bey ihren Schriftstellern ein

Scheol, oder ein Todtenreich erwähnt, sondern die wiederholten Verbote im Mosaischem Gesetze, Todte zu befragen, und die merkwürdige Uebertretung dieses Verbots vom Saul, da er durch die Hexe zu Endor den Geist des Samuels aus der Schattenwelt zurückrufen und um sein bevorstehendes Schicksal befragen ließ; die Furcht, welche die Hexe bey dieser Gelegenheit äussert, daß der Rathfragende eben der Saul sey, der die Wahrsager und Todtenbeschwörer verfolgte und aus seinem Reiche verjagte; und die hierin liegende Anzeige, daß dergleichen Todtenbefragen ein ganz gemeiner Aberglaube unter den Israeliten gewesen; die dichterische Beschreibung, die Jesaias in seinem berühmten Siegesliede über den Fall Babylons vom Höllenreiche macht, und die vielen Anspielungen der übrigen Hebräischen Dichter auf eine Schattenwelt; dies alles beweiset zur Genüge, daß die Israeliten fast eben so über den Zustand der abgeschiedenen Geister gedacht, als die übrigen wilden und halbwilden Völker — Aber, wie gesagt, ihr Hades war nichts weniger als erfreulich und trostreich, sondern grauenvoll und fürchterlich, so daß es sich freilich dem Schrecken der Vernichtung, vieleicht von allen erdichteten Unterwelten, am meisten näherte. Hievon mogte wohl die Art und Weise, wie ihr Gesetzgeber dies Stück des Volksglaubens behandelt, oder vielmehr mit völliger Nichtachtung vorbeygelassen hatte, seine Vorsicht, in seinen Gesetzen nur irdische Belohnungen aus zu setzen und dem frommen Israeliten dies als sein größestes Glück vorzustellen, daß er lange in dem Lande, das ihm der Herr sein Gott gegeben, leben solle, großentheils Schuld seyn. Wenigstens ward es bey den strengen Anhängern des

Gesetzes

Gesetzes und den Eifrern für die Mosaische Verfassung gewissermassen Orthodoxie, das Leben nach dem Tode ins Dunkle zu stellen und das Todtenreich mit düstern und widrigen Farben zu schildern. Wenn auf angenehmere Bilder, z. B. auf die Inseln der Seeligen angespielt wird, so geschah dies wol in frühern Zeiten und nach fremder, nicht nach Israelitischer Denkungsart. Hieraus läßt es sich nun auch erklären, daß in spätern Zeiten, da von der einen Seite durch den Umgang mit Egyptischen Griechen die Meinungen von dem Zustande nach dem Tode mehr ausgebildet wurden, eine mehr platonische Gestalt bekamen und das System eines Theils der jüdischen Gelehrten wurden, von der andern Seite eine vieleicht kleinere aber mächtigere Parthei, die sich genau an Mosis Lehre und Gesetz hielt, ein Leben nach dem Tode gänzlich oder doch mit der nähern Bestimmung, die die Pharisäische Secte demselben gab (z. B. Auferstehung) leugnen und sich, als Rechtgläubige sogar im Besitz des Hohenpriesterthums behaupten konte.

Nicht viel erfreulicher und behaglicher muß dem Ossian und seinen Helden der Zustand der abgeschiedenen Seelen gewesen seyn, wenn man aus dem melancholischen Tone, der in diesem Gedichte herrscht, aus dem finsteren Colorit, womit überall die aufgestellten Scenen überzogen sind, aus dem Winseln Ossians über sein hülfloses verlassenes Alter, insonderheit aus den schwermüthigen Klagen des Dichters über den frühen Tod seiner Söhne hievon urtheilen kann. Rührte dieser freudenlose Blick auf den Tod und seine Folgen etwa daher, daß diese Caledonier

den abgeschiedenen Geistern einen so unsteten und unruhigen Aufenthalt in den Wolken anwiesen, ein Aufenthalt, womit sich so wenig die Idee von Ruhe, als von bequemer Fortsetzung der im Leben gewohnten Beschäftigungen und Vergnügungen vereinigen ließ; oder war ihnen das Bild der Ohnmacht, des Mangels an Solidität, an körperlicher Stärke, einer Vollkommenheit, die dem Schottischen Helden und Barden so äusserst wichtig war, in der schwebenden Lage ihrer Geister zu auffallend und zu anstößig? Wenigstens schien den Griechen und Römern das unstete Herumschweifen solcher abgeschiedenen Geister, die, so lange ihre Körper nicht beerdigt waren, nicht zur Ruhe und in den bestimmten Wohnsitz der Schatten gelangen konten, ein sehr peinlicher und bedauernswürdiger Zustand zu seyn.

Wie die Vorstellungen der Griechen vom Reiche der Todten und vom Zustande der abgeschiedenen Geister gewesen, lehren uns ihre Dichter, bey denen der ursprüngliche gemeinschaftliche Stoff des alten Volksglaubens noch unverkennbar ist, so fleißig er auch von ihnen verarbeitet, immer weiter ausgebildet und durch neue Zusätze der jedesmaligen Denkungsart und Aufklärung ihrer Zeiten anpassender gemacht wurde — So wie ihre Mythologie überhaupt die sinnreichste von allen bekanten Mythologien ist, so wurden auch besonders die Lehrmeinungen und Erzählungen vom Reiche der Schatten in schönen und lehrreichen Dichtungen dargestellt. Die Griechen brachten, so viel wir wissen, die Lehre vom Zustande abgeschiedener Geister zuerst in eine Verbindung mit der Moral und Religion — Denn, was wilde Völker

von

von einem Leben nach dem Tode vormals glaubten und noch glauben, hat wenig Zusammenhang mit Moral und noch weniger mit Religion. Der Amerikanische Wilde glaubt, daß es ihm im Lande der Seelen blos nach Verhältniß seiner großen oder geringen Geschicklichkeit in der Jagd, seiner Herzhaftigkeit u. s. w. gut oder schlecht geher werde und die Kamtschadalen sind der Meinung, daß ohne weitern persönlichen Werth oder Unwerth die Reichen dort Mangel leiden und die Armen im Ueberflusse leben werden — Noch weniger Zusammenhang hat der barbarische Glaube an ein künftiges Leben mit der Religion, da bekantlich sich dieser Glaube noch unter solchen Völkern findet, die noch nicht einmal bis zur förmlichen Abgötterey gekommen sind. Wenn aber auch Religion neben demselben statt fand, so scheinen die Wilden den Uebergang in ein andres Leben, oder die Verwandlung der Menschen in Schattenähnliche Geister für einen ganz natürlichen Erfolg zu halten, ohne ihn einer eigentlichen Wirkung der Gottheit zu zu schreiben, noch das Schicksal derselben von besondern Rathschlüssen der Götter abhängig zu machen. Hingegen bey den Griechen war dies alles ganz anders. Sie übergaben nicht nur ihr Schattenreich einem besondern Könige oder Gott der Hölle, sondern stellten frühe eigne Richter der Schatten an, verordneten Strafen der Verbrechen, eigentlich und zunächst freilich nur solcher, die wider die Götter und die Religion unmittelbar begangen waren, aber mit der Zeit auch solcher die besonders ungeheuer waren, Verletzungen des Gastrechts, schreiende Ungerechtigkeiten u. dgl. Sie unterschieden die Sitze der Gerechten und der Ungerechten und auch solcher die keines von beiden waren,

brachten nach und nach die Geographie der unterirdischen Gegenden in Ordnung, mischten Platos und Pythagoras philosophische Meinungen in die Lehre vom Zustande der abgeschiedenen Geister und bildeten endlich ein solches Lehrsystem, wie wir es im sechsten Buche der Aeneide finden, dessen Vergleichung mit dem eilften Buche der Odyssee uns deutlich zeigt, wie dürftig und einfältig der erste Anfang dieser Fabellehre war, und was für ein weitläuftiges, künstliches und philosophisch scheinendes System mit der Zeit daraus geworden. Was dieses System für einen Eindruck und Einfluß auf Griechen und Römer hatte, ob es ihnen den Tod furchtbar, gleichgültig, oder gar erwünscht zu machen geschickt war, das läßt sich nicht genau bestimmen, indem uns grade in Ansehung des großen Haufens, bey dem man die eigentlichen Wirkungen dieses Glaubens erwarten müßte, umständliche und genaue Nachrichten fehlen; in Ansehung der wenigen aufgeklärten Weisen und Helden in den spätern Zeiten aber zu vermuthen ist, daß ihnen dies Fabelsystem bald verdächtig geworden, und also wenig oder gar keinen Eindruck auf sie gemacht hat. Wenn Socrates es nöthig fand, mit seinen Freunden, um sie von der Unsterblichkeit der Seele zu überzeugen, noch jene berühmte Unterredung zu halten, die Plato in seinem Phädon aufbehalten hat, so muß wohl der gemeine Volksglaube mit allen den Zusätzen und Ausschmückungen, die er bis dahin erhalten hatte, nicht von der Wichtigkeit und dem anerkanten Ansehen gewesen seyn, daß man sich schlechthin dabey beruhiget. Vielmehr beweiset eben diese Unterredung, daß man damals schon Zweifel und Einwendungen gegen ein Leben nach dem Tode gemacht — woran vieleicht

eben

eben jene fabelhaften Zusätze und Ausschmückungen des ursprünglichen Volksglaubens vornehmlich Schuld seyn und dem unter den Griechen schon vorher aufgeregtem philosophischen Forschungsgeiste Stoff und Nahrung geben mogten. In den rohen Zeiten der Römer mogte der Glaube an ein andres Leben wohl eben den Einfluß auf die Gemüther gehabt haben, den er bey allen rohen Völkern hat, nur finden wir bey den Geschichtschreibern wohl wenige deutliche Zeugnisse, weder, was dieser Glaube damals in sich begriffen, noch, was er für Wirkungen hervorgebracht hat, wahrscheinlich aber diente er dazu, Vaterlandsliebe und Verachtung des Todes wo nicht ursprünglich einzuflössen, doch zu bestärken. Indessen muß sich zu Lucans Zeiten die Denkungsart der Römer in dieser Absicht schon sehr verändert haben, sonst hätte er es an den nordischen Völkern nicht als etwas besonderes und auszeichnendes bemerken können, daß sie glücklich in ihrem Irrthume von keiner Todesfurcht gepeiniget würden — Und was die Aufgeklärtern unter den Römern am Ende der Republik über die Fabellehre des Tartarus dachten, das sehen wir theils aus Cäsars Rede für den Catilina beym Sallust, theils aus der verwundernden Frage, die Cicero dem Disputanten in seinen Tusculanischen Fragen in den Mund legt: „Hältst du mich für so „unverständig, daß ich an solche Fabeln glauben „solte?“ Also scheint, wo nicht Unglaube doch Gleichgültigkeit in Ansehung des Volksglaubens in den lezten und aufgeklärten Zeiten der Republick ziemlich allgemein geherrscht zu haben. Ich sage, ziemlich allgemein, denn es werden sich immer noch Abergläubige genug unter dem Pöbel von allen Ständen

den haben, denen alle Fabelleien noch wichtig und heilig blieben und Juvenals Invectiven sind auch ohne Zweifel in dieser Absicht übertrieben. Auch scheint mir die Art und Weise, wie Cato in seiner Antwort die ebengedachte freygeisterische Aeusserung des Cäsars aufgreift und rügt, an zu deuten, daß man wenigstens zu dem Gegentheil sich noch nicht öffentlich bekant habe und daß ein öffentliches Geständniß des Unglaubens für unziemlich und anstössig gehalten worden sey.

Doch ich komme auf den Lehrsatz von der Seelenwandrung zurück. Es läßt sich schwer angeben, was zu einer solchen Wendung und Modification des ursprünglichen Glaubens von der Fortdauer der Seele nach dem Tode mag Veranlassung gegeben haben. Vieleicht eine große Aehnlichkeit in Ansehung der Gemüthsart und Sitten zwischen einer lebenden und einer bereits verstorbenen Person, die so auffallend war, daß man sagte, die Seele der einen sey in den Körper der andern gefahren, oder der Verstorbene sey unter einer andern Person wieder auf die Oberwelt zurückgekommen, ohngefähr in eben dem Sinne, als im N. T. vom Johannes dem Täufer gesagt worden, er sey Elias d. i. in ihm sey Elias noch *einmal* ins Leben zurückgekehrt. Vieleicht hatten auch solche Erscheinungen, als nach Sonnerats Bericht die Unterthanen eines gewissen grausamen und tyrannischen Königes in Indien verleiteten, zu sagen, daß seine Seele in eine Schlange gefahren sey, die erste Gelegenheit zum Glauben an eine Seelenwandrung gegeben. Man hatte nämlich bald nach der Beerdigung dieses Tyrannen auf seinem Grabhügel eine

Schlange

Schlange gefunden und schloß daraus, daß seine Seele in dieselbe gefahren sey. Vermuthlich aber ergriff man diese Meinung von der Seelenwanderung desto begieriger, je leichter es nun schien, manche sonderbare Phänomene, als merkwürdige Aehnlichkeiten mancher Menschen mit Menschen und sogar mit Thieren in Ansehung ihrer Gemüthsart zu erklären und man nun auch der schwierigen Untersuchung von dem Aufenthalte und der Beschäftigung der abgeschiedenen Seelen auf einmal auswich. Dabey ist es wahrscheinlich, daß man im Anfang nicht die weit größere Schwierigkeit wahrnahm, worin man sich durch diese Meinung verwickelte, ich meine diese, daß bey dieser Wandrung mit der Erinnerung des vergangenen vorhergehenden Zustandes auch das persönliche Bewußtseyn der Individualität, oder das Ich verloren geht, folglich von dem Menschen selbst oder seiner Seele eben so wenig übrig bleibt, das verdiente, er Selbst genant zu werden, als die aufgelöseten Theilgen seines Körpers, wenn sie in Pflanzen oder andere thierische Körper übergehen, der Mensch selbst oder sein Körper genant werden können. Dieser Umstand, sage ich, wodurch die Seelenwandrung eine wahre Vernichtung der Seele ward, wurde vermuthlich von den ersten Erfindern dieser Lehre eben so we-

nig geglaubt, oder beachtet, als er von dem ersten Griechischen Lehrer derselben, dem Pythagoras, war beherzigt und zugestanden worden, wofern er anders wirklich behauptet, wie man von ihm vorgiebt, daß er schon vormals da gewesen sey und zwar zur Zeit des Trojanischen Krieges. Ohnedem war auch die Bemerkung selbst, daß man sich deutlich erinnern müsse, schon vormals als eine gewisse Person und in einer bestimmten Lage existirt zu haben, wofern man noch eben derselbe seyn solle, und daß widrigenfals unser Ich und also unsre Seele im practischem Verstande vernichtet werde, diese Bemerkung war viel zu fein, und zu versteckt, als daß sie den ungeübten Vernünftlern, die auf diese Meinung geriethen, solte aufgefallen seyn. Als man sie nach der Zeit wirklich wahrzunehmen anfing, suchte man der Schwierigkeit auf mehr als eine Weise aus zu weichen theils dadurch, daß man, wie Plato, wirklich eine gewisse dunkle Anerinnerung des vorigen Zustandes annahm und vermittelst derselben eine Art des Zusammenhanges des vorigen Zustandes und des gegenwärtigen und eine gewisse Einheit der Personalität erdichten wolte, hauptsächlich aber durch die Meinung, daß man nach mannigfaltigen Wanderungen wieder die erste Person, das erste ursprüngliche Ich werden und zu dem ersten

Zustande

Zustande, aber gereinigt und vervollkommet, zurückkehren werde. Vieleicht war auch die Meinung von der künftigen Auferstehung aus der Lehre von der Seelenwandrung entsprungen und eine Art von Correctif derselben, indem man sich vorstellte, daß nach mannigfaltigen Wandrungen in fremde Körper, die Seele endlich, wofern sie wieder dieselbe Person seyn solte, die sie vorher gewesen, ihren ersten eigenthümlichen Körper wieder erlange, der ganz eigends für sie wieder hergestellt würde. Diese Vermuthung mögte vieleicht daher einige Wahrscheinlichkeit erhalten, daß unter den Jüdischen Lehrern, bey denen man die Meinung von einer Auferstehung der Leiber zuerst findet, ebenfals die Lehre von der Seelenwandrung nicht unbekant war und von einigen derselben angenommen wurde.

Stadtbibliothek
Augsburg

Stadtbibliothek
Augsburg

H. V.
Diens

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brosses, Charles <<de>>,

Über den Dienst der Fetischengötter oder Vergleichung der alten Religion Egyptens mit der heutigen Religion Nigritiens Mit einem Einleitungsversuch über Aberglauben, Zauberey und Abgötterey; und andern Zusätzen

Berlin 1785

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- HV 404
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11253607-1
VD18 11278234-004